Niklas Vogt's
historisches
Testament.

Dritter Theil.

Mit zwei Tafeln.

Mainz,
bei Florian Kupferberg,
1815.

und diese jetzt, wo doch Jeder über Gleichgewicht und Verfassungen schreibt, nicht einmal genannt wird, so sehe ich so recht ein, welch ein eitles, nichtiges Ding es um den Ruhm sey. Mit diesem Gedanken gieng ich an mein Fenster, und blickte nach dem Sternenhimmel, wo in der Ewigkeit der Zeit und der Unendlichkeit des Raumes unzählige Welten schwimmen, welche kommen und verschwinden, und wovon die Einwohner der Einen, von den Einwohnern der Andern nichts wissen, als durch Muthmaßungen. Demüthig trat ich vom Anblicke dieses Tempels der Gottheit zurück und dachte: Ist es denn der Mühe werth, wie Voltaire und Diderot so vielen Menschen die Köpfe verrückt, oder wie Alexander und Napoleon so viele Menschen dahingeschlachtet zu haben, und das

> Warum? Laßt's ihn gesteh'n,
> Damit der dumme Pöbel von Athen
> Beim nassen Schmauß von ihm zu reden habe.

Also gestimmt, und von ganzem Herzen verzichtend auf den eitlen Ruhm der Herostraten, schrieb ich folgendes über Welt- und Gottesweisheit. Es kam mir dabei nicht in den Sinn, etwas Neues aufzustellen, sondern nur das aus der Geschichte anzuführen und anzuempfehlen, was ich darin als gut, weise und göttlich erkannte.

Der
Feldherr oder Herzog.

Reges ex nobilitate, duces ex virtute sumunt.

Einleitung.

Jeder Fürst sollte immer seine Armeen selbst in das Feld führen, und seine Prinzen zum Kriege erziehen lassen; denn die Fürstenthümer und Staaten werden durch große Feldherrn gegründet und übern Haufen geworfen, wie das die Geschichte des Theseus, Romulus, Cäsars, Klodwigs, Pipins, Wilhelms von Oranien, Cromwels und Napoleons beweiset. Da aber, besonders in Erbreichen, der Erbprinz nicht immer die Fähigkeit oder auch die Leibesstärke haben kann, welche zur Kriegsführung nöthig ist, so ernennt er unter seinen Generälen einen oder mehrere, welcher in seinem Namen die oberste Feldherrnstelle vertritt. Dieser muß die nämlichen Eigenschaften und Geschicklichkeiten besitzen, welche wir in dem vorigen Buche dem Fürsten angewiesen haben. Er muß von der Natur mit Leibes- und Geistesstärke, mit einem gesunden Verstande und List, mit Unerschrockenheit in Gefahren und Gegenwart des Geistes bei Uiberfällen, mit einem schnellen Uiberblick der Bewegungen und des Schlachtfeldes, kurz mit aller

der Entschlossenheit ausgerüstet seyn, welche ein eben so gefährliches als schlüpfriges Geschäft, wie der Krieg ist, erfordert. Damit muß er das Studium der Geschichte, der Geographie, Taktik, Strategetik und Mathematik verbinden, und entweder von großen Mustern, in der Geschichte oder durch eigne Erfahrung, lernen, wie man Armeen anführt, mit ihnen schlägt, oder sie rettet.

Indessen giebt uns die Geschichte Beispiele, daß einige Feldherrn mehr zum Angriffs-, andere zum Vertheidigungskriege dienen. Erstere sind kühn, entschlossen, muthig, zuversichtlich, oft verwegen, wie z. B. Alexander, Scipio, Cäsar, Karl XII., Friedrich II., Napoleon ꝛc.; die andern zeichnen sich durch Verschwiegenheit, List, Kaltblütigkeit, Beharrlichkeit und Klugheit aus, wie Fabius, Sertorius, Wilhelm von Oranien, der Prinz Heinrich von Preussen, Laudon, Moreau und Eugen Beauharnois ꝛc.; dieses liegt in ihrem besondern Karakter. Einige sind auch vorzüglich zur Kriegslist geneigt, wie Hannibal, Laudon, Eugen ꝛc. Wir werden dies in der Folge deutlicher sehen, wenn wir jezt von den Kriegsbewegungen selbst reden.

Von der Einrichtung der Armeen.

Ehe ich eine Armee in das Feld stellen kann, muß ich erst für die Materialien derselben sorgen. Diese bestehen 1) in den Lebensmitteln, 2) in den Menschen und Thieren, und 3) in den Waffen, welche eine Armee nöthig hat. Vor allem muß ich also hinlängliches Geld und Proviant haben.

Von der Anschaffung desselben habe ich das wichtigste im zweiten Theile dieser Schrift gesagt. Das Geld wird bei Eröffnung eines Feldzugs in die Kriegskasse gebracht, und diese muß an einem Orte verwahrt werden, wo sie sicher ist. Der Proviant wird in große und kleine Magazine vertheilt, welche auf der Operationslinie liegen, damit man leicht die Verbindung mit denselben erhalten kann. Die Hauptdepots einer Armee sollten an festen Plätzen seyn, damit sie keinen Anfällen ausgesetzt sind. Zwischen diesen Depots, den Magazinen und der Armee muß immer die Marschlinie offen und sauber gehalten werden, damit die Auf- und Abfuhr sicher ist. Ein beträchtlicher Transport wird deswegen von einem hinlänglichen Trupp Soldaten gedeckt, der um so stärker seyn muß, je länger die Operationslinie ist, oder je leichter ein Feind diese Linie beunruhigen kann. Friedrich II. mußte die Belagerung von Ollmütz aufgeben, weil seine Linie zu lang war, und ihm seine Transporte aufgehoben wurden. Der nämliche Fall trifft bei

Magazinen ein, wenn sie nicht genug gedeckt sind. So machte es der Prinz Heinrich im Jahre 1759, wo er eine Menge Magazine in Böhmen aufhob, oder zu Grund richtete. Eine Operation wird immer leichter oder schwerer von statten gehen, je besser oder schlechter die Wege sind, auf denen die Zufuhr geschieht. Kluge Feldherrn suchen daher die Wege, welche auf ihrer Linie sich erstrecken, entweder zu verbessern, oder sie machen ihre Operationen längst den Flüssen hin. Die Feldzüge der Preussen durch Sachsen nach Böhmen, und in Schlesien, die Operationen der Oestreicher gegen die Türken gehen daher immer leicht vor sich, weil ersteren die Elbe und Oder, letzteren die Donau und Sau dient. Vor allem muß man daher besorgt seyn, daß die Armee ihren Unterhalt habe, denn sonst stockt die ganze Unternehmung, oder sie wird gar zu Grunde gerichtet.

Die französische Revolution hat auch hier, wie in so vielen andern Dingen, Epoche gemacht. Die Truppen wurden fast ohne Magazine in den eroberten Ländern und von deren Einwohnern erhalten. Daher konnten auch die französischen Generäle mehr wagen, als jene der Verbundenen. Sie konnten nicht wohl von ihren Magazinen abgeschnitten werden, und überfielen ihre Feinde im Rücken, hinter den Festungen und auf ihren Operationslinien.

Die Menschen und Thiere, welche zu einem Heere erfordert werden, zieht man entweder in seinem eigenen

Lande, oder man muß sie durch Geld und andere Mittel im Auslande anwerben. Ist ein Land so bevölkert, daß es seine eigene Truppen und Pferde stellen kann, desto besser wird, besonders was die Soldaten angeht, die Armee seyn. Der Mann hat mehr Vaterlandsliebe, er ficht für seinen eignen Herd, und ist nicht so leicht zum Desertiren geneigt. Muß man sich aber doch mit Ausländern behelfen, so hat man hauptsächlich auf eine strenge Zucht im Kriege und auf andere reizende Mittel zu denken, wodurch man ihn fest und tapfer hält; z. B. Belohnungen, Ehre, schnelle Expeditionen ꝛc. So machten es Hannibal im zweiten punischen und Wallenstein im dreißigjährigen Kriege. Ihre Armeen bestunden meistens aus fremden zusammengerotteten Haufen, welche sie durch Ehre und Beute reizten.

Ein jedes Land bringt einen eigenen Schlag von Menschen hervor. Man muß also auch darauf Rücksicht nehmen, und darnach beurtheilen, zu welcher Art von Kriegsdienst diese oder jene Leute gut sind. In diesem Punkte hat unter allen europäischen Mächten das Haus Oestreich vorzügliche Vortheile. Seine Deutschen und Böhmen sind herrliche und feste Fußgänger, seine Ungarn vortreffliche Reuter, seine Tyroler gute Scharfschützen, und seine Slavacken und Wallachen von Natur zu leichten Truppen gebildet ꝛc.

Die Art, wie in Preussen die Soldaten ausgehoben wurden, scheint mir die beste zu seyn. Ich rede jetzt

von monarchischen Staaten; in einer Republik muß jeder Mann für's Vaterland streiten. In den preussischen Staaten ist jedem Regimente ein Kanton angewiesen, woraus es seine Rekruten holt. In Friedenszeiten ist dieses Ausheben der Truppen sehr mäßig und billig; denn nur gesunde, mannbare und einer Familie entbehrliche Leute werden zum Dienste gezogen. Hausväter, Greise, Knaben oder solche Leute, ohne welche eine Familie nicht leben und sich unterhalten könnte, werden verschont. Dazu kommen auch noch die sogenannten Eximirten; dies sind solche Leute, welche durch ein Amt, oder den Stand, oder ein Gewerbe ausgenommen sind. Kavallerie und Infanterie theilen diese Leute unter sich, je nachdem ihre körperliche Beschaffenheit sie für einen oder den andern Dienst tauglicher macht. Die Schwächsten und Ungeschicktesten darunter werden unter die sogenannten Garnisonsregimenter gesteckt, welche eigentlich nicht im Felde dienen, sondern nur die festen Plätze besetzen. Bei der Rekrutirung der Reuterei wird besonders auf solche Leute Rücksicht genommen, welche liegende Güter haben, damit man sich im Falle der Desertion mit dem Pferde an ihnen erholen kann. Zu den Husaren wählt man meistens die bemitteltsten und treuesten Unterthanen; denn diese sollen nicht allein nicht selbst desertiren, sondern es auch noch bei andern verhüten, indem sie im Felde einen beständigen Kordon um die Armeen ziehen.

In den östreichischen Staaten rekrutirt man beinahe auf die nämliche Art, nur mit dem Unterschiede, daß man hier mehr auf die Vortheile des Landes, welche ich oben anführte, Rücksicht nimmt. Z. B. die leichten Völker werden meistens aus Ungarn, die Scharfschützen aus Tyrol gezogen. Die Rekruten aus fremden Ländern nimmt man per fas et nefas, wie man sie bekommen kann. Man kann sich deswegen auch nicht viel auf sie verlassen; sie desertiren auch wieder per fas et nefas. Daher hat der Graf Herzberg vor dem siebenjährigen Kriege seinem Könige gerathen, sich in Bildung seiner Armeen hauptsächlich seiner eigenen Unterthanen zu bedienen. Der Erfolg hat gelehrt, daß er richtig urtheilte. Sie blieben Friedrichen am treuesten im Unglück; durch sie half er sich wieder aus dem Gedränge.

Durch die französische Revolution wurde die Konskription ohne Unterschied des Standes eingeführt. Während dem Kriege mußte jeder waffenfähige Mann dienen. Es gab keine Exemptionen. Uiberhaupt ist es gut, wenn ein Feldherr Nationalheere anzuführen hat. Sie werden durch Vaterlandsliebe und Nationalehre angetrieben, und fechten für Haus und Hof.

Wie mit den Menschen, so ist es auch mit den Pferden. Hat ein Land hinlängliche Stutereien, um seine Armeen zu fourniren, desto besser. Die meisten Staaten müssen sich aber ausländische Pferde verschaffen.

Zu einem jeden Dienste wird ein eigner Schlag dieser Thiere erfordert. Die schwere Reuterei muß schwere und starke, die leichte Reuterei auch kleine und leichte Pferde haben. Zum Fuhrwesen dienen alle Gattungen, wenn sie nur stark sind. Die hollsteiner und mecklenburger Pferde sind der ächte Schlag für schwere Reuter, so wie die ungarischen die besten Dienste für leichte Truppen thun.

Das Schlachtvieh, welches den Armeen nachfolget, gehört nicht zum Dienste, sondern zum Proviantwesen.

Ich komme nun zu den Waffen und der Ammunition der Armee. Es ist eine Hauptregel der Kriegskunst, daß man sich im Frieden vorbereite, damit man alles im Kriege habe, und nicht aufgehalten werde. Dies war der Fehler des Hauses Oestreich nach dem Tode Karls VI. und zu Anfang des siebenjährigen Krieges. Der König in Preussen stund schon lange im Felde, hatte schon halbe Provinzen weggenommen, ehe die Oestreicher nur ihre Armeen kampffertig machen konnten. Es ist daher nothwendig, daß die Zeughäuser gefüllt, und im besten Zustande sind; daß man Gewehrfabriken, Stückgießereien und Pulvermühlen oder Laboratorien selbst habe, oder daß man wenigstens im Stande seye, die nöthigen Waffen und Ammunition in der größten Geschwindigkeit herbeizuschaffen.

Die Hauptartikel bestehen hauptsächlich in folgendem:

1) in Feuergewehren mit Bajonetten für die ganze Armee und etwas drüber;
2) in Säbeln für die ganze Armee und etwas drüber;
3) in Feldstücken zu 6 bis 8 Pfund Kaliber für jedes Bataillon mit ihrem Zugehör;
4) eben so in Haubitzen;
5) in großen Kanonen von verschiedenem Kaliber für die ganze Armee mit Zugehör;
6) in Mörsern zur Belagerung;
7) in grobem Geschütz für die Vertheidigung der Festungen;
8) in hinlänglichem Pulver, Kugeln, Bomben, Granaten, Patronen, Kartuschen ꝛc. für die ganze Armee;
9) in Riemen, Sätteln, Halftern, Patrontaschen, Zäumen, Pistolen ꝛc. für die Reuterei und das Fuhrwesen;
10) in Rüst- und Proviantwagen mit Zugehör.
11) in Werkzeugen zum Graben, Hauen und Arbeiten;
12) in den Pontons.

Das Nebengepäck will ich nicht rechnen.

Es ist aber nicht genug, daß man diese Artikel alle habe und im Uiberfluß habe, sondern sie müssen auch von der besten Art und im besten Stande seyn. Ich habe wohl nicht nöthig, die Arten dieser Waffen und der Ammunition umständlich zu beschreiben. Dies

würde meine Schrift ausserordentlich weitläufig machen. Sie sind ja bekannt genug.

Diese Materialien sind nothwendig zu einem Feldzuge. Ein Land oder ein Feldherr kann aber während dem Kriege so aufgerieben und in die Enge getrieben werden, daß es ihm endlich an eignen Kräften fehlt, um den Krieg ferner fortsetzen und eine hinlängliche Armee auf den Beinen halten zu können. In einem solchen Falle muß man oft zu ausserordentlichen und verzweifelten Mitteln seine Zuflucht nehmen. So waren die Umstände der Römer nach der Schlacht bei Cannä; der Venetianer durch die Ligue von Cambrai, und Friedrichs II. in den letzten Jahren des siebenjährigen Krieges. In solcher Noth giebt es nur drei Mittel, sich zu retten und seine Armee zu unterhalten: entweder man muß durch einen schnellen und unerwarteten Zug in des Feindes Land selbst fallen. So machten es die Römer; sie ließen den Hannibal in Italien, und spielten den Krieg nach Afrika und vor Karthago selbst. Hier holten sie Unterhalt und rekrutirten ihre Armee mit Spaniern und Numidiern. Hannibal war gezwungen, seine Eroberungen zu verlassen und Karthago zu retten. Oder wenn man im Gedränge mehrerer Feinde ist, welche die eroberten Länder unter sich theilen wollen, so sucht man sich mit einem oder dem andern seiner Feinde zu setzen, streut dadurch Mistrauen und Neid aus, und bringt auf diese Weise seine Feinde selbst gegeneinander auf. Dies war ohngefähr

das Spiel der Venetianer. Julius II., Max I. und Ferdinand von Arragonien waren während dem Kriege über die großen Fortschritte Ludwigs XII. eifersüchtig; dies benutzten die schlauen Republikaner, befriedigten dieselbe, und warfen alle Last des Krieges auf die Franzosen. Das dritte Mittel ist, wenn man auf Unkosten fremder Länder und Staaten seine Armeen zu unterhalten sucht. So machte es König Friedrich II. Er rekrutirte in Sachsen, im Reiche und in Pohlen. Er münzte das Geld, welches er von fremden Völkern entweder geliehen oder als Subsidien empfangen hatte, um, und verdoppelte dadurch seinen Werth. — Die französischen Generäle bedienten sich während der Revolution aller dieser Mittel, und das gab ihnen die ungeheure Stärke.

Man kann aber auch einen Feldzug beginnen, der, wenn er mit Nachdruck ausgeführt werden soll, über unsere Kräfte zu gehen scheint, und ihn dennoch glücklich enden. Alsdenn muß man sich aber nicht auf seine eigene Hilfsquellen, sondern auf fremde und gut Glück verlassen. Dies that Alexander, als er nach Asien zog. Er hatte für ein solches Unternehmen weder Geld noch andere Mittel genug; ja er theilte noch seines Vaters Schätze unter seine Feldherrn, als er abreisete, und behielt nichts übrig, als, wie er selbst sagte, die Hoffnung. Er wußte nämlich, daß ihm nach einer glücklichen Aktion gleich ganz Kleinasien offen stünde, welches des persischen Joches müde war, und einen fruchtbaren

Boden hatte. Eine Armee ist also leicht in einem Lande zu erhalten, dessen Unterthanen mit ihrer Regierung unzufrieden sind. Diese helfen einem selbst noch, den Feind zu Grunde zu richten. Wenn ich sie also zuvor aufhetze, und dann unterstütze, so bekomme ich eine Armee aus fremden Ländern. Dieses Beispiel ahmten Gustav Adolph und Karl XII. nach. Ersterer spielte den Krieg nach Deutschland, letzterer nach Pohlen. In beiden Ländern fanden sie Misvergnügte in Menge; sie eroberten diese Länder mit fremden Truppen und fremdem Gelde. Jener hätte beinahe Ferdinand II., dieser hat August II. wirklich vom Throne gestoßen. In solchen Unternehmungen kommt alles auf die Stimmung der Einwohner, und auf schnelle Einfälle an. In einem jeden Lande giebt es Misvergnügte, welche solche Anschläge unterstützen, und im Frieden giebt es auch Zeitpunkte, wo man eine Regierung so einschläfern kann, daß sie auf solche Einfälle nicht vorbereitet ist. So machte es Friedrich II. im ersten und dritten schlesischen Kriege. Ob aber solche Unternehmungen gerecht sind, entscheiden die Umstände und das Glück. Krieg ist immer auf einer Seite eine ungerechte und gewaltsame Handlung. Der, welcher eine schlechte Sache hat, handelt immer ungerecht. Die größte Ungerechtigkeit im Kriege ist der Krieg selbst, er werde geführt, wie er will. Die edelste Maxime eines Feldherrn ist nur die des Ritters Bayard: wir wollen die Feinde schlagen, aber nicht vergiften.

Von der Bildung der Armeen und ihren Uibungen.

Ist einmal der Soldat ausgehoben, so kömmt es darauf an, daß man ihn zum Kriegsdienste tauglich mache. Er dient entweder zu Fuß, oder zu Pferd, oder bei dem groben Geschütze, oder unter den leichten Truppen. Ein jeder dieser Dienste erfordert eine eigene Bildung.

Von dem Fußvolke.

Der Dienst des Fußvolkes erfordert 1) eine gehörige Kleidung, 2) gehörige Uibung in seinen Waffen, 3) die Uibung zu allen Bewegungen, welche es machen muß.

Die Kleidung unseres Fußvolkes besteht 1) in einem aufgekrempten Hute, welcher so sitzen muß, daß er das Gesicht und die linke Schulter frei läßt, worauf das Gewehr liegt. Bei einigen Truppen, z. B. bei den Pfälzern, ist die Kasquete eingeführt. Sie scheint aber mehr zur Schönheit als zum Nutzen beizutragen. 2) In einem kurzen Rocke und Weste und einem Hemde mit Halsband. — Einige Truppen, z. B. die östreichischen, haben auch gute Uiberröcke, welche sie gegen Regen und Kälte schützen. 3) In anliegenden Hosen, Strümpfen, Schuhen und Kamaschen. Die Russen tragen öfters Stiefel oder Halbstiefel.

Diese Kleidung ist vortrefflich zu allen Bewegungen des Fußvolkes, allein sie schützt es nicht genug gegen

Kugeln, Hiebe und böse Witterung. Man hat schon mehrere Vorschläge zur Verbesserung der Kleidung gethan, allein sie sind alle zu kostspielig und beschwerlich.

Nach der Kleidung kömmt die Uibung in den Waffen. Die Waffen des Fußvolkes bestehen: 1) in einer Musquete mit aufgepflanztem Bajonette; diese dient durchs Feuer und das Bajonet zugleich zum Angriff und zur Vertheidigung; 2) in einem Säbel; dieser wird selten gebraucht, dient nur zum Verfolgen des Sieges. Je geschwinder der gemeine Mann laden, und je öfter er feuern kann, desto besser ist er geübt. Man feuert entweder peloton- oder gliederweise. Viele wollen die letztere Art vorziehen. Im Getümmel der Schlacht feuert jeder, wie er kann, und fertig ist. Man kann das Laden und Feuern des Mannes auf acht Punkte oder Handgriffe bringen. 1) Man ergreift das Gewehr von der linken Schulter und legt es in einer halben Schwenkung rechts auf den linken Arm. 2) Man holt aus der Patrontasche eine Patrone und beißt sie vorn ab. 3) Man thut Pulver auf die Zündpfanne und versorgt sie. 4) Man schwenkt sich links, legt das Gewehr an Fuß und steckt die Patrone in die Mündung. 5) Man zieht den Ladstock heraus, und wenn er zilindrisch ist, stößt man ihn in das Gewehr. 6) Man zieht den Ladstock aus dem Gewehr und versorgt ihn wieder. 7) Man zieht den Hahnen und macht sich

fertig. 8) Man schlägt an und giebt Feuer. Dieses sind die Handgriffe beim Feuern. — Der Angriff mit dem Bajonet geschieht meistens so, daß man das Gewehr mit einer halben Schwenkung rechts auf den linken Arm legt, an den rechten anstützt und so festhält oder stößt. Der Gebrauch des Säbels ist selten bei der Infanterie.

Wir kommen nun zur Hauptübung des Fußvolkes, zum Marschiren und andern Bewegungen und Evolutionen. Die erste Bewegung, so der einzelne Mann machen lernt, ist das Schwenken auf dem Punkte, wo er steht. Es giebt hier nur vier Bewegungen — nämlich halbrechts — halblinks — rechtsum — linksum. — Sie geschehen alle auf den Absätzen der Schuhe — nur daß, wenn eine ganze Schwenkung geschieht, entweder der rechte Fuß zuerst hinter den linken, oder vor den linken gesetzt wird, damit man die erste Stellung immer beibehält. (Tab. I. Fig. A.) Die zweite Hauptbewegung ist der Marsch mit gleichen Schritten, entweder vorwärts, oder durch eine rechte oder linke Schwenkung seitwärts. (Fig. B.) Diese kann nun langsam oder geschwind vorgehen, je nachdem es die Umstände erfordern. Das geschwinde Vorwärtsmarschiren nennt man Marsch-marsch. — Die dritte Hauptbewegung ist, wenn man in schrägen Schritten links oder rechts marschirt. Man nennt es travestiren. (Fig. C.) Die vierte Hauptbewegung ist eine viertels oder halbe oder ganze Zirkelschwenkung

einer Linie. Der Mittelpunkt, er mag auf den Flügeln oder der Mitte genommen werden, ist nur ein Mann; dieser dreht sich auf seinem Orte herum, die übrigen müssen sich, je nachdem sie näher oder entfernter von ihm sind, mit kleinern oder größern Schritten auf einem Umkreise um ihn schwenken. (Fig. D. E.)

Es giebt noch eine Bewegung, nämlich mit Rückschritten; diese ist aber wohl nicht in unsern Linien lange auszuhalten, folglich gefährlich und nur in der größten Noth zu gebrauchen.

Dieses nun sind die Hauptbewegungen, aus denen sich alle andere Evolutionen machen lassen.

Von der Reiterei.

Die Haupterfordernisse der Reiterei sind wieder wie beim Fußvolke: die Kleidung, die Waffen, und die Bewegungen. Allein bei dem Marschiren und andern Bewegungen, welche der Fußgänger selbst machen muß, bedient sich der Reiter seines Pferds.

Die Kleidung der Reiterei unterscheidet sich hauptsächlich 1) durch die Bedeckung des Kopfes. Man hat Hüte erfunden mit eisernen oder blechernen Banden, damit die Hiebe des Feindes mehr abgehalten werden. Bei einiger Reiterei ist auch eine Art von Kasquete eingeführt. Die Husaren tragen kegelförmige Kappen. — 2) Durch die Leibkleider. — Die Reiter tragen öfters leichtere Kleider; und sie sind

meistens kürzer, als jene des Fußvolkes. Die schweren Reiter und Kürassiere tragen auch lederne Koller, Panzer und Kürasse. Die Husaren haben eine ungarische Art von Tracht. Sie dient dazu, ihnen Leichtigkeit zu geben. 3) Durch die Beinkleider. — Die Reiter tragen meistens lederne Hosen, und lange, schwere Stiefel mit Spornen; ausgenommen die Husaren, welche lange tüchene Beinkleider und Zismen oder kleine Stiefel haben. Alle Reiter haben ihre Dollmäntel.

Die Waffen des Reiters bestehen im Feuergewehr, welches man meistentheils Karabiner nennt, in zwei Pistolen, welche rechts und links am Sattel stecken, und dem Säbel. Dieser letztere ist eigentlich des Reiters Sache. Er muß die Hiebe damit von oben herab und von unten herauf, in die Kreuz und in die Queere machen lernen.

Die Bewegungen, wofür der Fußgänger seine Füße braucht, macht der Reiter mit dem Pferde. Es sind beinahe die nämlichen, wie bei dem Fußvolke. Nämlich das Drehen auf einem Punkte — der Gang vorwärts, etweder schrittweis oder im Trapp, oder im Galopp. — Die schräge Bewegung, oder das Travestiren, und das Zirkelschwenken.

Indessen besteht der Unterschied zwischen den Bewegungen des Fußvolks und der Reiterei: 1) daß letztere ihre Vorschritte geschwinder machen kann, wegen der Schnelligkeit des Pferdes; 2) daß die Flanke

der Reiter immer mehr Länge hat, als jene des Fußvolks, und folglich nicht durch eine Schwenkung auf dem nämlichen Punkt verändert werden kann. Die Schwenkungen der Reiterei müssen mithin meistens zirkelförmig geschehen. Doch giebt es einige Fälle, z. B. auf engen Wegen, Brücken und Defilees, wo sich Reiterei zu zwei Mann aus dem Gliede drehen, und rechts oder links abziehen kann. Die Dragoner sind eine Zwitterart von Kriegsvolk. Sie sollen zugleich zu Pferd und zu Fuß dienen können, haben also auch sowohl die Uibungen des Fußvolks, als der Reiterei nöthig. — Beim Angriffe, besonders auf die feindliche Flanke, steigen sie ab, binden ihre Pferde zusammen, und rücken zu Fuß mit aufgepflanztem Bajonet auf den Feind los.

Von der Artillerie und dem Genie.

Die Artilleristen und Ingenieure haben beinahe die nämliche Kleidung und Waffen, wie die Füsseliere. Da aber das grobe Geschütz ihre Hauptbeschäftigung ist, so brauchen sie noch einen Stock mit der Zündlunte und eine Tasche, worin ihr Meß- und Ladzeug steckt.

Diese Mannschaft bleibt immer bei ihren Stücken. — Nun giebt es kleinere Stücke oder Feldstücke, welche zwischen den Bataillons stehen, und größere Stücke, welche auf irgend einen hohen und vortheilhaften Platz gestellt werden. — Die Artilleristen, welche die ersteren

oder kleinen Stücke bedienen, marschiren und stellen sich mitten zwischen die Bataillone; die andern bleiben da, wo es das große Geschütz erfordert.

Der Artilleristen Handgriffe beziehen sich hauptsächlich auf folgende Punkte: 1) Müssen sie während einer Aktion die Stücke fortbringen. 2) Beim Halten und Agiren gegen den Feind drehen. 3) Wenn daraus gefeuert ist, ausputzen. 4) Laden. 5) Pulver auf das Zündloch thun. 6) Richten, und dies ist ein Hauptpunkt. 7) Losbrennen. — Es giebt zweierlei Schüsse. Den einen nennt man Kernschuß, welcher in gerader Linie auf den Feind gerichtet ist, den andern Ricochetschuß, welcher in aufspringenden Bogen geht. Hier kömmt alles auf die Richtung an; nämlich im ersten Falle wird das Geschütz gerade auf die Mitte des Mannes, im andern etwas in die Höhe gerichtet. Letzterer ist der Schuß der Haubitzen. Die Mörser und Bomben werden nur bei Belagerungen gebraucht, und ihre Richtung ist allezeit bogenförmig. Die Ladung des Geschützes in der Schlacht ist auch von zweierlei Art. Ist der Feind noch in der Ferne, so ladet man nur Kugeln; kömmt er aber in die Nähe, so bedient man sich auch der Kartätschen, ein fürchterliches Geschoß, welches die Wirkung der kleinen Kugeln und des Gewehrfeuers hat.

Die Uibung der Ingenieure gründet sich hauptsächlich auf Mathematik und die Regeln der militärischen Baukunst. Sie bestehen kürzlich: 1) im Augenmaas,

2) im Lagerbau und 3) im Festungsbau. — Zum ersten gehört ein geübtes Auge und richtige Beurtheilungskraft, damit man die Höhe, Breite und Ferne eines Ortes sogleich im ersten Blicke finden kann. — Zum zweiten und dritten wird eine genaue Kenntniß der geraden und krummen Linien, besonders aber des ausspringenden Winkels in militärischer Rücksicht, Stärke und Schwäche erfordert. — Uiberhaupt müssen die Linien in militärischer Rücksicht so gezogen oder gestellt werden, daß entweder eine die andere aufnimmt, oder deckt, oder durchkreuzt; sie müssen immer auf die Flanke oder den Rücken des Feindes gerichtet seyn. Ich werde bei der Art der Belagerungen und Vertheidigungen fester Plätze mehr davon reden.

Der verstorbene König von Preußen, Friedrich II., hat auch eine reitende Artillerie eingeführt. Die Artilleristen sind nämlich alle beritten, steigen, im Fall ein Halt gemacht und gefeuert werden soll, ab, übergeben ihre Pferde einem Manne hinter der Kanone; alsdann wird abgeprozt, die Zugpferde hinter das Feuer geführt, und dann gefeuert. — Geht's vorwärts, so werden die Zugpferde wieder vorgeführt, die Kanonen angeprozt, die Artilleristen sitzen wieder auf, und somit geht es fort. Dieses soll hauptsächlich zum geschwindern Fortbringen des schweren Geschützes dienen. Bis jetzt hat man im Kriege noch wenig Gebrauch davon gemacht.

Von den leichten Truppen.

Die leichten Truppen zu Fuß oder zu Pferde haben die nämliche Kleidung und Uibung, wie die übrigen Soldaten, nur nicht mit der Strenge und Pünktlichkeit. Da ihre Hauptbeschäftigung das Auflauren, Spioniren, im Hinterhalt und auf Posten liegen ist, so wird hier mehr Schlauheit, Geschwindigkeit und Kühnheit erfordert, als regelmäßiges Agiren.

Von den Hauptbewegungen eines Heerhaufens.

Die Hauptbewegungen und Evolutionen, welche eine ganze Armee macht, sind: 1) Wenn aus den Kolonnen Linien, und aus den Linien Kolonnen formirt werden sollen. 2) Wenn die Linien sich zirkelförmig schwenken oder abbrechen, um Haken, oder mehrere Treffen oder Quarrés zu bilden. — Je geschwinder und pünktlicher eine solche Bewegung gemacht werden kann, je besser ist die Evolution.

Keine Kolonne stellt sich leichter in Front, als worin die Soldaten nur in drei Linien marschiren. Eine solche Kolonne ist aber außerordentlich ausgedehnt, folglich ihre Spitze und ihr Ende schwach, und zu weit von einander entfernt. Sie taugt also nicht, wenn man gerade auf die Linien des Feindes marschirt; denn ihre Spitze würde bald angegriffen seyn, und es würde eine lange Zeit erfordert werden, bis der übrige Theil sie unterstützen könnte. Marschirt man aber

dem Feinde parallel, oder in schräger Richtung auf einen seiner Flügel zu, so ist sie die beßte Art von Marschkolonnen, wenn man nur ihre Spitze und ihr Ende gesichert habt; denn die ganze Kolonne kann durch ein einziges Halbrechts oder Halblinks in Schlachtordnung stehen. Friedrich II. hat diese Art meistens gewählt, wenn er der feindlichen Schlachtordnung parallel entweder auf den rechten oder linken Flügel zu marschirte. Die Schlachten bei Prag, Kollin und Leuthen sind Beweise davon. (Fig. F.) Marschirt man aber gerade auf des Feindes Linie senkrecht, so ist die beste Art von Kolonne, welche aus hintereinanderfolgenden Zügen oder Divisionen besteht. Diese ziehen sich alsdann, wenn sie eine Linie bilden sollen, rechts oder links hintereinander hervor, und marschiren auf. So machte es Friedrich II. bei Lowositz, bei Kunersdorf, bei Liegnitz und bei Torgau. (Fig. G. H.) Wenn man in der Entfernung eines Feindes marschirt, alsdann können die Kolonnen in längeren oder schmäleren Zügen und Divisionen hintereinander folgen, wie es die Wege oder sonstige Umstände mit sich bringen. Je kürzer da die Kolonne ist, je besser ist sie, weil sie leichter fortkömmt. (Fig. G.)

Man marschirt meistens in mehreren Kolonnen, je nachdem es das Terrein und die Wege leiden. Diese Kolonnen müssen daher so abgetheilt und zusammengesetzt seyn, daß 1) eine jede Art von Kriegsvolk am geschwindesten auf die Stelle kömmt, wo es gebraucht

werden kann, und 2) daß eine jede Kolonne auf die leichteste Art sich zu ihrer Nachbarin aufschwenken kann.

Wenn also eine Kolonne nur in drei Linien dem Feinde parallel marschirt, wie im ersten Falle, (Fig. F.) so muß die Art von Kriegsvolk, welche auf die Flügel gestellt werden soll, auf der Spitze und dem Ende, und jene, welche das Zentrum ausmacht, in der Mitte marschiren. Soll Infanterie im ersten und Kavallerie im zweiten Treffen stehen, so muß jene eine und diese eine Kolonne bilden.

Marschire ich aber auf des Feindes Linie gerade zu, so muß das Kriegsvolk, welches auf dem rechten Flügel agiren soll, rechts ab zu den rechten, und jenes, welches den linken Flügel ausmacht, links ab zu den linken Kolonnen sich reihen. Wir wollen den Fall setzen, man wolle in vier Kolonnen auf den Feind losgehen, so macht die Kavallerie vom rechten Flügel die erste, die Infanterie von eben diesem Flügel die zweite, die Infanterie vom linken Flügel die dritte, und die Kavallerie von eben diesem Flügel die vierte Kolonne aus. Kann ich aber nur in zwei Kolonnen vorrücken, so muß der rechte Flügel der Infanterie die Spitze und die Kavallerie das Ende der rechten Kolonne ausmachen, und so bildet sich auch die linke.

Diese Bewegungen gelten aber nur im Vorrücken. Muß sich eine Armee zurückziehen, so werden wieder andere Evolutionen nothwendig. Die Infanterie muß sich hier zuerst zurückziehen, weil sie wegen ihrer Lang-

samkeit am meisten dem Verfolgen ausgesetzt ist; Kavallerie und Artillerie können aber den Rückzug decken. — Die Linien müssen demnach Oeffnungen machen, und eine immer die andre durchlassen, und sich wechselseitig decken und unterstützen. Man nennt diese Bewegungen en echiquier, weil immer die Abtheilungen der gebrochenen Linien den Oeffnungen gegenüber stehen (Fig. T.); oder en echellon (Fig. K.)

Die Kavallerie kann es aber so machen, und so sich so lange wehren, bis man dem Feinde aus dem Schusse ist, wo sich dann alles wieder in gehörige Ordnung stellen kann. Ist der Rückzug auf einem schlüpfrigen Terrein zu machen, dann ist auch noch öfters Infanterie, besonders Grenadiere nöthig. — Vom Vorrücken und Zurückziehen über Flüsse, Berge, Defilees, Moräste rc. werde ich weiter unten reden.

Wenn eine Linie vor dem Feinde im Treffen steht, so muß sie, wenn sie sich in Bewegung setzt, entweder vorrücken, oder zurückweichen, oder nur mit einem Flügel vorrücken, oder mit einem Flügel vor-, mit dem andern sich zurückziehen. Im ersten Falle kömmt alles auf die gleiche und gerade Richtung an, in der sie sich hält. Wird dies nicht befolgt, so giebt es Lücken oder Bogen, welche sich der Feind zu nutze machen wird. Dieses ist im zweiten Fall noch mehr zu beobachten, denn hier ist vermuthlich der Feind schon Sieger.

Wenn man sich umdreht, mit starken Schritten auf einem andern Terrein wieder setzt, so ist so eine

Bewegung leichter; besonders, wenn der Feind uns nicht wohl verfolgen kann, ohne einen Vortheil zu verlieren. Dies war der Fall bei Prag und Bergen. Die Preussen und Alliirten zogen sich zurück, setzten sich wieder, und giengen dem Feinde von neuem entgegen. Bei Prag wurde dadurch die Bataille gewonnen. Bei Bergen mußten sich aber die verfolgenden Franzosen auf Befehl des Herzogs von Broglio wieder auf ihre Stelle ziehen.

Rückt ein Flügel vorwärts, so ist es ein Zeichen, daß er siegt oder dem Feinde in die Flanke will. Zieht sich aber ein Flügel zurück, indessen der andre vorrückt, so müssen die Bewegungen der Flügel vor dem Feinde sicher seyn, sonst lauft man Gefahr, auf einer oder der andern Seite geschlagen zu werden. Dies war der Fall in den Schlachten bei Czaslau, Hohenfriedberg, Soor, Leuthen und Sangershausen. In diesen vier ersten Treffen geschah die Bewegung der Oistreicher, weil sie dazu gezwungen waren, indem der eine Flügel angegriffen war. In dem Treffen bei Sangershausen war's der größte Fehler des Prinzen von Isenburg; denn dadurch verlor er den Vortheil des Ellenbacher Waldes auf seinem linken Flügel, und gab seinen rechten, welcher an die Fulde gestüzt war, dem Feinde blos.

Aus eben diesen Bewegungen entstehen Haken, deren Nachtheil wir weiter unten entdecken werden. Indessen ist öfters ein solcher Haken nothwendig, wenn nämlich

der Feind uns zu nahe auf eine Flanke kömmt. Er wird alsdann entweder aus der Linie selbst formirt, indem man einen Theil des Flügels auf die Flanke stellt, wie dieses der Fall mit der sächsischen Schlachtordnung bei Kesselsdorf war, oder man bildet ihn aus einem andern Korps, welches man aus dem zweiten Treffen oder anderswo herbeimarschiren läßt. So machte es der Prinz Karl in der Schlacht bei Leuthen.

Von den Operationen einer Armee.

Ein jedes Land oder Ländchen hat eine oder mehrere Linien, auf welchen es angegriffen oder vertheidigt werden muß. Diese zu finden und zu benutzen, ist die Pflicht eines jeden Generals; denn darnach muß er seine Operationen einrichten. — Diese Linien sind entweder von einander unabhängig, oder eine unterstützt die andre. Im ersten Falle hat jede Operation ihren eigenen Gang; im andern muß eine mit der andern harmoniren. Wir wollen zuerst diejenigen Operationen durchnehmen, welche auf Angriffe abzielen, dann zur Vertheidigung übergehen.

Bei einer jeden Unternehmung muß man vor allen Dingen auf den Ort sehen, woher eine Armee ihren Unterhalt zieht. Dieses ist der Hauptpunkt, von dem aus alle Operationen springen müssen. Ist dieser Punkt in einer Stadt oder Festung, woraus die Ammunition auf einem Flusse der Armee zukommen kann,

desto leichter gehen meine Bewegungen vor sich. Wird aber die Armee über Land oder über Achse versorgt, alsdann darf ich nur mit der größten Behutsamkeit vorrücken. Uiberhaupt muß alle Zufuhr gehörig gedeckt seyn.

Nachdem nun der Punkt, von dem aus ich operire, gefunden und sicher ist, so trete ich meinen Marsch in mehreren Kolonnen an, je nachdem es das Terrein leidet. Die Kolonnen werden meistens nach oben angeführter Art gebildet. Da ihre Spitzen und Enden der schwächste Theil derselben sind, so ist es nöthig, daß sie durch einen tüchtigen Vor- und Nachtrupp gesichert werden. Diese und besonders die Avantgarde müssen aus geübtem und zu allen schnellen Vorfällen tauglichem Kriegsvolke bestehen; man wählt meistens Grenadiere und Dragoner dazu. Die erstern sind der Kern der Infanterie, die letztern können zugleich zu Pferde und zu Fuße dienen.

Ein jedes Heer rückt vor- oder rückwärts. Eine Kolonne ist aber keine Schlachtordnung, folglich in einem schwachen Zustande. Ein unvorhergesehener oder schneller Zufall kann sie leicht ausser Fassung bringen. Es ist also nöthig, daß sie sowohl Wegweiser als Garden habe, welche ihr alle Vorfälle anzeigen können. Vor ihrer Spitze müssen mithin Jäger, Ingenieure und andre Leute marschiren, welche ihr die Wege zeigen und bahnen; und ringsum muß sie mit leichten Truppen, besonders Husaren, umgeben seyn,

welche alle Vorfälle von vorn, von hinten und auf den Seiten beobachten und abhalten. Diese dienen auch, um die Desertion zu verhüten.

Eine jede Armee hat ferner noch ihren Troß, ihre Bagage und Zelte bei sich. — Diese müssen an einen Ort gebracht werden, wo sie den Zug nicht in seinen Verrichtungen aufhalten, und zugleich gedeckt sind.

Vor den Kolonnen marschiren also die Quartiermeister, Ingenieure, leichte Truppen, Jäger, Landeskundige und Werkleute, um die Gegend auszukundschaften, ein Lager anzuweisen, den Weg zu bahnen und sauber zu halten.

Alsdann kömmt die Avantgarde, welche meistens aus einem leichten Vortrupp, dann aus Grenadieren und Dragonern zusammengesetzt ist. Sie führt einen Zug Artillerie, die Pontons und Zelte bei sich.

Hierauf folgen die Kolonnen; hinter ihnen das Gepäck und die Bagage.

Endlich die Arriergarde. — Das Ganze ist mit leichten Truppen und Husaren umgeben.

Nachdem man nun auf diese Art den Zug beginnt, rückt man in des Feindes Land; und hier muß das erste Augenmerk auf die natürliche und künstliche Beschaffenheit desselben gerichtet seyn. Die meisten Länder sind entweder durch Gebirge und Hohlwege, oder durch Flüsse, oder durch feste Plätze, oder durch alles dieses zugleich gedeckt. Ich muß also durch die Gebirge marschiren, über die Flüsse setzen, die Festungen ein-

nehmen oder den Feind schlagen. Wir wollen eine jede Operation eigens durchnehmen.

Von dem Gebirgskriege.

So oft eine Armee durch ein Gebirg oder einen engen Weg zieht, müssen die leichten Truppen, welche sie umgeben, verstärkt werden. Diese müssen weit voran und auf allen Seiten die Gebirge, Hügel und Hohlwege auskundschaften und besetzen. Findet man den Feind vor sich, so sucht man ihn in der Fronte mit einem Theil seines Heeres zu beschäftigen, indessen man ihm mit dem andern in die Flanke, oder in den Rücken zu kommen sucht. Dieses läßt sich in einem Gebirge um desto eher ausführen, weil die Operationen leichter verdeckt werden können. Es kann gerade auf der Seite geschehen, wo es der Feind für am unwahrscheinlichsten hält. Der Prinz Eugen hat in seinen Zügen durch die Alpen uns hierin Meisterstücke gezeigt. Als er im Jahre 1701 aus dem Tridentinischen ins Veronesische einmarschiren sollte, hatte ihm sein Gegner, der Marschall von Catinat, die wenigen Päße und Wege so besetzt und versperrt, daß der ordentliche Marsch beinahe unmöglich schien. Er zog mit seinen Kolonnen durch die Thäler im Vizentinischen, und setzte alsdann durch einen beinahe unglaublichen Marsch über die steilen Gebirge, bis sich seine Armee im Thale von Polisello beisammen fand, und dem erstaunten Feinde entgegen gehen konnte. Bei

diesem Zuge mußte die Reiterei öfters absteigen, ihre Pferde führen und das Geschütz und Gepäck von den Gebirgen durch Flaschenzüge herabgelassen werden. Der ganze Feldzug dieses Prinzen ist ein Meisterstück. (Fig. L.)

Auf eine ähnliche Art gieng Napoleon im Jahre 1800 über den Bernhard den Oestreichern in den Rücken; und es ist nicht zu begreifen, warum letztere nicht die Thäler von Aosta, Ivrea und bei den Seen nicht stärker besetzt haben. Ein Haufen von 20 bis 30,000 Mann hätte ihre ganze rechte Flanke decken können.

Vom Uibergange über Flüsse.

Muß man einen Fluß passiren, und der Feind steht gegenüber, so ist die erste Regel, die Armee in mehrere kleine Korps zu theilen, und sie längs des Flusses agiren zu lassen, so daß der Feind nicht weiß, an welchem Orte man übersetzen will. Man wählt sich sodann den bequemsten und schlägt eine Brücke, indessen man den Feind anderswo beschäftigt. — Ausgesuchtes Fußvolk, besonders Grenadiere, müssen zuerst übersetzen, sich vor den Brückenköpfen formiren, und wenn sie können, verschanzen. Während dem läßt man Brücken schlagen, diese Arbeit durch das grobe Geschütz decken, und die Armee übersetzen. Die schönsten Beispiele davon sind die Uibergänge des Prinzen Eugen über den Po, des Prinzen Karl von Loth-

ringen über den Rhein, des Prinzen Ferdinand und Hoche ebenfalls über den Rhein. (Fig. L.)

Wir haben auch Beispiele, daß muthige Feldherrn im Angesichte ihres Feindes über einen Fluß setzten und ihn schlugen. So gieng Karl V. über die Elbe, Gustav Adolf über den Lech und Karl XII. über die Düna. Der einzige Vortheil, den sie dabei hatten, war, daß der Wind gegen den Feind gieng. Dies suchten sie zu benutzen, und machten nebst dem Pulverdampf noch einen dickern von nassem Stroh. Karls V. Uibergang über die Elbe deckte ein Nebel.

Napoleon setzte über die Brücke bei Lodi, im Angesichte des Feindes und gegen einen Hagel von Kartätschen, mit der Fahne in der Hand über die Etsch, und diese kühne That erwarb ihm das Zutrauen der Soldaten.

In manchen Flüssen giebt es auch Furthen, besonders bei kleinem Wasser, wo Reiterei und Fußvolk durchsetzen kann. Dies war der Fall an der Elbe und am Lech. Hoche benutzte die Neuwieder, und Napoleon die Lobau zweimal zu dem Uibergange.

Die alte Geschichte liefert uns noch mehrere Beispiele, die alle hier gelten; z. B. des Alexanders über den Granikus, des Hannibals über die Rhone u. s. w., welche auf ähnliche Art gemacht wurden.

Von Belagerungen und Einnahmen der Festungen.

Liegt auf der Operationslinie eine oder mehrere Festungen, so kann man sie nicht wohl im Rücken lassen, es sey denn, man habe eine große Armee, wovon man einen Theil zurücklassen und mit dem andern vorrücken kann. Festungen und feste Plätze oder Lager müssen also blokirt oder weggenommen werden. (Fig. L.)

Eine Festung oder ein festes Lager wird entweder durch Hunger, oder durch List, oder durch Sturm erobert. Will man einen solchen Platz durch Hunger zur Uibergabe zwingen, so muß man ihn mit einer überlegenen Mannschaft ganz umzingeln und ihm alle Kommunikation und Zufuhr abschneiden. Zu gleicher Zeit muß man im Stande seyn, einer feindlichen Armee, welche zum Entsatz heranrücken will, die Spitze zu bieten. Ist der feste Platz eine große, volkreiche Stadt, desto leichter wird sie übergehen. Dies war der Fall mit Dresden, Chokzim, Breslau u. s. w.

Eine Festung wird mit List eingenommen, wenn man entweder den Kommandanten oder andere Befehlhaber darin bestechen und zur Verrätherei bringen kann; oder wenn man auf irgend eine verdeckte Art hineinkömmt. Die zwei schönsten Beispiele von dieser letzten Art haben wir an der Einnahme von Cremona und Schweidnitz. Der Prinz Eugen brachte durch ein Einverständniß mit einem Manne, der an einer

Anbauhe wohnte, durch diesen Ort mehrere seiner Leute in die Festung Cremona. Auch Verkleidete wußten sich hineinzuschleichen. Die Stadt wäre offenbar überrumpelt gewesen, wenn alles in dem entscheidenden Augenblicke gehörig vollführt worden wäre.

Mit Schweidnitz machte es der General Laudon beinahe eben so. In dieser Festung lagen ohngefähr 500 östreichische Gefangene; unter diesen war ein gewisser Major Roca. Dieser wußte durch sein schlaues Betragen den Kommandanten der Festung, von Zustrovo, sich so geneigt zu machen, daß er eine gewisse Freiheit und sogar einiges Vertrauen desselben erhielt. Diese vortheilhafte Lage benutzte er; er kundschaftete die Festung und die Vertheidigungsanstalten aus, er machte sogar ein Komplott mit den östreichischen Gefangenen, und verabredete mit Laudon den förmlichen Plan zur Uiberrumpelung. Laudon wählte die Nacht und eine Zeit zur Ausführung des Unternehmens, wo es der Kommandant am wenigsten vermuthete. Der Angriff geschahe auf vier Seiten zugleich, um den Hauptangriff, welcher eigentlich auf das striegauer Thor gerichtet war, zu verbergen. Die Oestreicher kamen ohnbemerkt bis an die Pallisaden. Die Wache an dem äussern striegauer Thor wurde überrumpelt, und die Gefangenen öffneten ihren siegenden Kameraden das innere Thor. Zustrovo war noch auf dem Walle, da die Oestreicher schon in die Festung drangen.

Die letzte Art, eine Festung zu erobern, ist die

geschwindeste, aber auch die blutigste, nämlich durch Sturm. Ich muß mir an den Werken einen oder mehrere Orte aufsuchen, welche mir die schwächsten und folglich zum Ersteigen die leichtesten scheinen. Alsdann führe ich meine Laufgraben dorthin, lasse, wo es thunlich ist, Bresche schießen, und dringe mit gewaltsamer Hand hinein.

Der Türkenkrieg liefert uns Beispiele davon, indem er anfänglich nur ein Festungskrieg seyn konnte. Okzakow und Ismail wurden auf diese Art in einem Sturme eingenommen. Es versteht sich von selbst, daß die Laufgräben so eingerichtet seyn müssen, daß man sie nicht in die Länge beschießen kann. Das kühnste, aber auch schrecklichste Beispiel von Einnehmen einer befestigten Stadt, gab uns in unsern Zeiten Saragossa. Nicht nur daß die Bollwerke erstürmt werden mußten; jedes Haus war eine Art von Redoute oder Bastion, welche die tapfern Spanier vertheidigten.

Wie ich eine Festung einnehme, eben so kann ich ein verschanztes Lager erobern. Ich hungre es entweder aus, wie es Friedrich II. mit dem sächsischen bei Pirna machte, oder ich ersteige es durch List; dies war ohngefähr der Fall bei Hochkirchen, oder ich erstürme es auf einer oder mehreren Seiten, wie dies Karl XII. bei Narva, Friedrich II. bei Kunersdorf und Laudon bei Landshut machte. In diesem letztern Falle muß ich aber von mehreren Seiten angreifen, damit ich den Feind vertheilt halte. Die Infanterie

muß zuerst einbrechen und Luft machen, die Kavallerie nur zu Unterstützung und Vollendung des Sieges folgen. Werkleute, um die Linien und Pfäle, spanische Reiter und Verhaue zu zerreissen, und Faschinen, um die Gräben zu füllen, können hier gute Dienste thun.

Wenn ich gegen einen Feind angriffsweise operire, und er auf seiner Grenze eine oder mehrere Festungen hat, so ist es freilich am besten, ich nehme eine nach der andern weg, ehe ich weiter dringe. So wurde der Türkenkrieg geführt. Indessen ist dies nicht allezeit nöthig. Wenn ich ein hinlängliches Korps von meiner Armee zurücklassen kann, um die Festung oder das Lager, so mir im Rücken liegt, zu blokiren und meine Operationslinie sauber zu halten, so kann ich immer in meiner Operation vorrücken und den Feind verfolgen. So machte es Friedrich II. in den zwei ersten Feldzügen des siebenjährigen Krieges. Im ersten Feldzuge 1756 ließ er die Sachsen bei Pirna im Rücken eingeschlossen, und mit einem Theil seiner Armee zog er dem General Braun entgegen, und schlug ihn bei Lowositz. Die Sachsen mußten sich ergeben. Eben so machte er es im zweiten Feldzuge 1757. Nachdem er die Oestreicher bei Prag geschlagen hatte, zog sich der linke Flügel derselben in diese Festung. Er ließ einen Theil seines Heeres zurück, und mit dem andern zog er dem General Daun entgegen. Hätte er bei Kollin gesiegt, so würden sich die in Prag belagerten Oestreicher ohne Zweifel ergeben haben. (Fig. L.)

Zu einer solchen Operation muß ich aber eine dem Feinde überlegene Armee haben, sonst ist jedes Korps einzeln zu schwach. Ich muß daher in einem solchen Falle mit einem Theil meiner Truppen die Festung belagern, und mit dem andern den Feind nur beobachten, und vertheidigungsweise zu Werk gehen. Rückt er mir entgegen, so muß ich eine solche Stellung zu nehmen suchen, daß ich ihn mit Kraft empfangen kann. So machte es der Prinz Eugen im Jahre 1717. Er gieng über die Donau, hielt auf einem vortheilhaften Posten Belgrad belagert; die Türken, an Anzahl ihm überlegen, rückten ihm entgegen. Er schlug sie, und Belgrad mußte sich ergeben. Vielleicht hätte eine ähnliche Operation im letzten Türkenkriege den ersten Feldzug erleichtert.

Kömmt mir aber der Feind nicht gerade entgegen, sondern ist noch von dem belagerten Platze weiter entfernt, so rücke ich auf ihn zu, wage nicht gerade eine Schlacht, sondern ich operire auf seine Flanken und in seinen Rücken, so daß ich ihn entweder aufhalte, oder ihn zwinge, um seine Operationslinien zu decken, sich zurückzuziehen. — So ohngefähr gieng der Prinz Ferdinand zu Werk, als er die Franzosen über den Rhein trieb. — Er agirte ihnen immer im Rücken oder in den Flanken, und zwang sie sonach, sich zurückzuziehen.

Carnot und nach ihm Napoleon haben in den Revolutionskriegen diese Regeln übersprungen. Letzterer

konzentrirte seine Truppen an dem Orte, wo er schlagen wollte, und gieng damit gerade auf einen Punkt und selbst in den Rücken des Feindes. Er siegte bei Ulm und bei Jena, obwohl man ihn umgangen glaubte.

Im Angriffskriege entscheiden endlich glückliche Schlachten. Dazu werde ich ein eignes Kapitel wählen. Wir wollen jetzt zum Vertheidigungskriege übergehen. Wie der Angriff schnell, rasch, und zu Schlachten und Eroberungen führen muß, so besteht der Vertheidigungskrieg im Aufhalten, im in die Länge ziehen und in Vermeidung aller entscheidenden Operationen. — Ich muß die Haupthindernisse, welche dem Feinde im Wege liegen, benutzen, und da mich hauptsächlich wehren. Diese sind, wie ich schon oben anführte, entweder Gebirge, oder Flüsse, oder feste Plätze. Ich werde also hauptsächlich von der Vertheidigung derselben reden.

Von der Vertheidigung der Gebirge &c.

Bei Vertheidigung der Gebirge oder engen Pässe habe ich schon den Vortheil, daß ich mich entweder höher und folglich stärker lagern kann, als der Feind, oder daß ich, wenn ich auch viel schwächer bin, meine Stellung zwischen zweien Gebirgen so nehmen kann, daß meine Flügel gedeckt sind, und also, wenn auch des Feindes Linie noch so sehr ausgedehnt ist, doch nicht überflügelt werden kann. — Dieses war der

Fall der Griechen bei Marathon und der Mazedonier bei Issus.

Man hat Beispiele, daß in engen Hohlwegen ein kleines Korps einen mächtigen Feind aufgehalten hat. Man muß aber besonders besorgt seyn, daß die Gebirge auf den Flügeln und im Rücken sicher sind, sonst wird man in die Flanke oder in Rücken genommen, oder gar abgeschnitten. Deswegen müssen alle Höhen ringsumher gut besetzt seyn.

Im Jahr 1760, als Friedrich II., um gegen die Russen ziehen zu können, erst den General Daun aus Schlesien treiben wollte, hatte der östreichische General alle Gebirge so gut besetzt, daß der König einen offenen Angriff dagegen nicht vornehmen konnte. Friedrich mußte also, um seine Flanke, ihm in den Rücken gehen, um ihn von Landshut abzuschneiden. Allein der General Laudon, welcher den umgangenen Flügel kommandirte, merkte des Königs Absichten, kam ihm zuvor und setzte sich bei Reichenau, wodurch Friedrich Gefahr lief, selbst von Schweidnitz abgeschnitten zu werden. Der König war also gezwungen, wieder um den Feind zurückzukehren, welchen Zug er zwar meisterhaft vollendete, aber doch dem Kanonenfeuer beständig ausgesetzt war.

Man kann auch öfters den Feind, wenn er nicht vorsichtig ist, in ein Gebirg locken, und ihn so in einem Loche gefangen halten; wie dies der Fall mit den Römern in den caudinischen Päßen und mit den Preussen bei Maxen war.

Im Jahre 1690 hat der Marschall von Catinat die Pässe, durch welche man aus Savoyen in Dauphinee dringen kann, sehr schön vertheidigt, indem er einen Hauptposten immer standhaft behauptete, und auf seinen Flanken den Feind immer durch kleine Korps aufhielt. Der Feind konnte aus Mangel an Lebensmitteln nicht weit vordringen, und mußte sich mithin zurückziehen.

In der Geschichte des siebenjährigen Krieges haben wir mehrere Beispiele, wo die Vertheidigung der Gebirge geschikt vorgenommen wurde. Der General Fouquet hatte den Auftrag, die engen Pässe bei Landshut gegen den De Ville zu vertheidigen. Dieser Feind schien ihm durch die Anzahl seiner Truppen zu überlegen, als daß er ihm das Eindringen verwehren könnte. Er ließ ihn also vorrücken, und hielt sich fest auf seinem guten Posten bei Landshut, weil er wohl wußte, daß sich De Ville in dieser Gegend nicht lange halten konnte. Indessen aber ließ er die engen Pässe hinter dem Korps des De Ville besetzen, so daß dieser General in Gefahr stund, ringsum eingeschlossen zu werden. De Ville rettete sich aus dieser Gefahr durch eine Finte, indem er sich anstellte, als wollte er gegen den Posten von Landshut vorrücken. Fouquet, welcher auch wirklich einen solchen Angriff befürchtete, machte den Oestreichern im Rücken Luft, um den Posten bei Landshut zu unterstützen, und so zog sich De Ville auf eine beschwerliche, aber meisterhafte Art zurück. —

Eben so geschikt hat Macdonald im Jahre 1799 die Appeninen vertheidigt und Genua gedeckt.

Von der Vertheidigung der Flüsse.

Es ist eine Regel bei dem Uibergang über Flüsse, daß ich meine Armee in mehrere Korps vertheile, um meinen Gegner in Ungewißheit zu erhalten, wo ich übersetze. Es folgt also ganz natürlich, daß, wenn ich einen Fluß vertheidigen will, ich mich nach dem Feinde richten, und folglich auch mein Heer vertheilen muß. Ich darf aber meine Abtheilungen längst des Flusses nie so weit auseinander legen, daß nicht eine die andre leicht unterstützen kann; sonst setzt der Feind irgendwo über, und schlägt mir eines meiner Detaschements, ohne daß ich ihm zu Hülfe kommen kann. Deswegen muß ich an die Orte, wo er am wahrscheinlichsten übersetzen wird, größere Haufen postiren; diese verbinde ich durch kleinere, damit eines das andere leicht erreicht und unterstützt. Da die Nacht alle feindliche Bewegungen leicht verdeckt, so ist es nöthig, längst des Flusses beständig Patrouillen marschiren zu lassen, daß ich sogleich von allen Vorfällen Nachricht erhalte. Ist eine Furth im Flusse, oder sind Schiffe da, so such' ich sie zu verderben.

Wir haben in der Geschichte so wenig Beispiele, daß man dem Feind habe den Uibergang über einen Fluß streitig machen können, daß alle Operationen zur Vertheidigung der Flüsse beinahe unnöthig scheinen;

denn der Feind hat hier ein zu freies Spiel. Man sollte also mehr darauf denken, wie man ihn beunruhigt, und wenn er übergesetzt ist, im Zaume hält.

Sobald ein Feind über einen Fluß geht, wird er sich in einen Vertheidigungsstand setzen, oder sich an seinen Brückenköpfen verschanzen. Hier kann man seine Operationen eher hindern.

Die Türken waren im Jahr 1697 bei Zenta an ihrer Brücke über den Fluß Theiß verschanzt. Prinz Eugen griff sie an, schlug sie, und ein großer Theil derselben mußte im Flusse ertrinken. Uiberhaupt sollte man bei Vertheidigung der Flüsse nicht sowohl darauf denken, den Feind im Uibersetzen zu schlagen, als ihn im Schach zu halten, damit er seinen Weg wieder zurückzumachen gezwungen wird. Als der Prinz Eugen im Jahre 1704 über die Adda setzte, und sich auch schon mit einem Theile seiner Armee jenseits verschanzt hatte, stellte sich ihm der Herzog von Vendome so nahe und geschickt entgegen, daß er seine Fronte nicht ausdehnen konnte, und auch noch in Gefahr stand, auf der andern Seite des Flusses von dem Bruder des Herzogs geschlagen zu werden. Er mußte also wieder zurückgehen. Cäsar schlug auf eine ähnliche Art die Helvetier. Er ließ nämlich einen Theil ihrer Truppen über den Fluß setzen, griff sie an, sprengte sie in das Wasser, ohne daß ihnen die andern, welche noch jenseits waren, zu Hilfe kommen konnten. — Bei Eslingen würde ein ähnlicher Sieg ganz gelungen seyn,

wenn man Napoleons rechte Flanke umgangen und den Brückenkopf von Enzersdorf hinweggenommen hätte. Alles, was von Franzosen auf dem linken Donauufer war, wäre vielleicht mit dem Kaiser selbst in des Siegers Hände gefallen. *)

Von Vertheidigung der Festungen und fester Lager.

Eine Festung oder ein Lager wird entweder durch die darin stehende Mannschaft selbst vertheidigt, oder entsetzt. Im ersten Falle kommt alles auf die Beschaffenheit der Festung, der Truppen und die Wachsamkeit des Kommandanten an. Im zweiten Falle hängt das Glück von der Operation des im Felde stehenden helfenden Heeres ab. — Eine Festung oder ein festes Lager wird, wie ich schon oben sagte, entweder durch Hunger, oder durch List, oder durch Sturm eingenommen. Will ich also einen festen Platz vertheidigen, so muß ich auf alle diese Fälle gefaßt und vorbereitet seyn. Für den ersten Fall muß die Festung mit gehörigem Proviant und Munition versehen seyn; für den zweiten muß der Kommandant ein wachsamer und rechtschaffener Mann seyn, und im letzten kommt es größtentheils auf Muth an.

Ein jeder fester Platz oder Lager seye noch so gut angelegt, durch Kunst und Natur fest, und noch so

*) Siehe Staatsrelationen.

gut vertheidigt, so wird er doch endlich durch Mangel gezwungen werden können, sich zu übergeben, wenn er nämlich ganz umringt, und von aller Zufuhr und Hilfe abgeschnitten ist. Hier kommt also alles auf die Bewegungen des Kriegsheeres an, welches im Felde steht, und mir zu Hilfe eilen kann. Dresden mußte sich im Jahre 1759 an die Reichsarmee ergeben, obschon der General Schmettau alles gethan hatte, und obschon der General Wunsch schon im Anzuge war, es zu entsetzen. Die Sachsen bei Pirna wurden aus gleichen Ursachen gefangen, obwohl sie gut verschanzt und vom General Braun unterstützt waren.

Der Türkenkrieg gab Beispiele von muthiger Vertheidigung der Festungen, und kühnen Ausfällen. Allein die meisten festen Plätze müssen sich ergeben, wenn sie nicht von aussen unterstützt sind.

Von den Operationslinien.

Diese bisherigen Operationen beziehen sich nur auf die Vertheidigung eines festen Punktes; ich will nun diejenigen durchnehmen, welche auf die Operationslinie der beiden gegeneinander streitenden Feinde abzielen. Ein jeder angreifende Feind hat eine oder mehrere Linien vor sich oder im Rücken, auf denen er agiren muß. Jene, welche vor ihm liegen, gehen gegen mich, und die, welche ihm im Rücken liegen, sind zur Erhaltung der Gemeinschaft mit seinen Depots, woher er seinen Unterhalt zieht. Ein Feldherr, welcher

vertheidigungsweise agirt, muß daher seinen Feind, so viel er kann, auf den vor ihm liegenden Linien aufhalten, und mit einem oder mehreren Korps sich auf seine Flanke oder in seinen Rücken ziehen, um seine Stellung unsicher zu machen, oder seine Zufuhr abzuschneiden. Auf diese Weise machte es der Herzog Ferdinand gegen die Franzosen im Jahre 1757 und der Marschall von Türenne gegen die Alliirten im Jahr 1674. — Sie suchten den Feind an verschiedenen Linien getheilt zu halten, bedrohten ihn auf seiner Flanke oder im Rücken, und wenn sie Gelegenheit fanden, ein einzelnes Korps anzugreifen, lieferten sie ein Treffen, und schlugen die Feinde zurück. Diese Züge sind Meisterstücke des Vertheidigungskrieges. Im Jahre 1778 versuchte es der König in Preussen mehrmalen, die östreichischen Heere zu zertheilen, indem er auf ihren Flanken oder im Rücken agiren ließ; allein sie blieben beisammen, und vereitelten auf diese Weise alle Angriffe. Eben so fest blieb Massena im Jahre 1799 bei Zürch stehen, obwohl der Erzherzog Karl Demonstrationen bis Mainz machte. Dieses ist ein Beweis, daß ich nicht immer nöthig habe, wenn ich vertheidigungsweise zu Werk gehe, meine Truppen zu vertheilen. In diesem Falle muß ich aber durch die Vortheile meiner Lage und durch die Größe meiner Armee sicher seyn, allen feindlichen Operationen die Spitze zu bieten.

Der Vertheidigungskrieg wird auch öfters in einen

Angriffskrieg verwandelt. Wenn zum Beispiel der Feind erst eine Festung oder ein festes Lager einnehmen muß, ehe er weiter dringen kann, alsdann muß er einen Theil seiner Truppen an dem zu belagernden Orte hinterlassen, und mit dem andern gegen mich losziehen. Dadurch wird er aber so geschwächt, daß ich ihn desto leichter anfallen kann. Hier muß ich also nicht nur eine Schlacht nicht vermeiden, sondern den Feind selbst zu schlagen suchen. So machte es der General Braun im Jahre 1756 und der General Daun im Jahre 1757. Der König in Preussen mußte im ersten Falle das sächsische Lager bei Pirna und im zweiten Prag belagert halten, konnte also nur mit einem Theile seiner Armee vormarschiren. Braun und Daun nahmen eine Schlacht von ihm an. Daun siegte bei Kollin, und der König mußte Prag und Böhmen verlassen.

Hat der Feind eine lange Operationslinie hinter sich, so kann ich auch etwas mehr wagen, denn die Beschwerlichkeiten seines Rückzuges nnd seiner Zufuhren erleichtern meine Operation. Dies war der Fall im östreichischen Sukzessionskriege mit den Franzosen und Russen. Die Franzosen mußten sich jedesmal bei einem schlimmen Falle zurückziehen, und der König von Preußen wagte sowohl gegen die Franzosen, als Russen immer Treffen, worin er meistentheils seinen Zweck erreichte. Wir haben schon oben der schönen Feldzüge des Marschalls von Türenne, im Jahre 1674,

und des Herzogs Ferdinand, im Jahre 1757, gedacht. — Das auffallendste Beispiel haben wir im Feldzuge von 1813 gesehen. Die verbundenen Mächte operirten dem Kaiser Napoleon in den Flanken und im Rücken. Er mußte sich schlagen und zurückziehen.

Es kann aber auch der Fall kommen, wo ich auf zwei oder drei Feinde, welche mich auf zwei oder drei verschiedenen Linien anfallen, meine Operationen richten muß. Ich muß also hier einen Standpunkt wählen, auf welchem ich nach den verschiedenen Seiten zugleich agieren kann. Dieser Punkt muß beinahe in der Mitte dieser Linien und so liegen, daß meine Stellung durch Natur und Kunst und Festungen gedeckt ist. So ergieng es Friedrichen II. in den Feldzügen von 1758, 59, 60, 61 und 62. Auf der einen Seite rückten die Reichstruppen und Oestreicher von Sachsen und Böhmen aus, auf der andern die Oestreicher von Schlesien her, auf der dritten die Russen von Polen und Preußen und auf der vierten die Schweden von Pommern auf ihn zu. Er ließ also ein Korps unter dem Prinzen Heinrich in Sachsen gegen die Reichsarmee stehen, gegen die Schweden schickte er nur einzelne Abtheilungen, und zog sich gerade in die Mitte der übrigen Linien, nämlich in die Gegend von Landshut hin. Dieser Punkt hat eine Menge Gebirge und Vortheile, welche ihm ein festes Lager gestatteten, und einige Festungen, welche ihn dekten. Bald rückte er nach der Lausitz und Sach-

sen, bald tiefer in Schlesien, bald in die Kurmark, so wie es die Umstände forderten. Endlich da er bei Bunzelwitz eingeschlossen wurde, verschanzte er sich auf eine Art, daß er nicht anzugreifen war; die Feinde mußten auseinander gehen, weil es einem so großen Heere an Lebensmitteln fehlte. Diese Züge des Königs werden ewige Muster von Vertheidigung gegen mehrere Feinde bleiben.

Auf eine ähnliche Art hatte Napoleon bei der Eröffnung des zweiten Feldzugs im Jahre 1813 die Gegend von Dresden zu seinem Hauptwaffenplatz, und die Elbe, welche von Hamburg bis Königsstein befestigt war, zu seiner Vertheidigungslinie gewählt. Dabei hatte er aber zwei Hauptfehler begangen. Zuerst war sein rechter Flügel nicht genug gegen Böhmen hin ausgebreitet und gesichert, wo doch die Hauptmacht der Verbündeten ihm in der Flanke und dem Rücken stand; zweitens hatte er durch seine Angriffe in Schlesien und auf die Oder seine Zentralmacht geschwächt. So wurde jeder seiner zu weit vorgeschobenen Heerhaufen an der Katzbach, bei Kulm und bei Dennewitz geschlagen, ohne daß er sie gehörig unterstützen konnte. Vermuthlich wollte er diese Fehler verbessern, als er einen Zug rechts gegen Magdeburg versuchte; allein die Verbündeten hatten schon die Elbe überschritten und seinen Rücken bedroht. Er mußte sich, von allen Seiten umringt, wie ein Verzweifelter bei Leipzig schlagen, und nach einem dreitägigen Gefechte Deutsch-

land verlassen, indessen ihm die Baiern bei Hanau in den Rücken gefallen waren.

Da in einem Vertheidigungskriege die meisten Rückzüge vorgenommen werden müssen, so will ich hier Gelegenheit nehmen, davon zu reden. Uiberhaupt sind alle Rückzüge, sie mögen von einem Feldherrn, welcher vertheidigungs= oder angriffsweise verfährt, vorgenommen werden, eine Vertheidigungsoperation. Denn wir wissen aus der Geschichte, daß im Jahre 1674 die Alliirten bei Senef geschlagen wurden, obwohl sie sich, in der Absicht die Franzosen anzugreifen, zurückzogen. Der Prinz von Oranien war zu unvorsichtig, und ließ die Spanier, welche den Nachtrab machten, zu weit hinter sich; er konnte sie also nicht gehörig unterstützen.

Rückzüge, welche in einer Entfernung von dem Feinde gemacht werden, haben meistens die ordentliche Form aller Märsche, weil hier die Gefahr, angefallen zu werden, nicht so nahe ist; die Rede ist also hier hauptsächlich von solchen Rückzügen, welche im Angesichte des Feindes geschehen. Wie beim Vorrücken gegen den Feind die Avantgarde aus Fußvolk, Dragonern und einigen leichten Truppen besteht, so ist dieses meistens die Form des Nachtrabs bei einem Rückzuge. Geschieht derselbe in einem offenen Felde, so läßt man meistens die Infanterie zuerst ziehen, sodann die Kavallerie folgen. Ich habe schon bemerkt, daß das Retiriren en échiquier hier vortreffliche Dienste

thut. Die Artillerie kann dabei kräftig mitwirken, wenn sie auf Anhöhen und so gestellt wird, daß sie nicht weggenommen werden kann. So zog sich Friedrich II. nach der Schlacht bei Hochkirchen zurück. Seine Reiterei machte Fronte gegen die verfolgenden Feinde, die Infanterie zog sich hinter ihr weg, und hinter derselben deckten die auf Anhöhen aufgeführten Kanonen den Zug. (Fig. M.)

Wie viel öfters nach einer verlornen Schlacht Muth und Tapferkeit thun kann, beweiset der Rückzug der geschlagenen Spanier bei Arras im Jahre 1654. Der Prinz Condé wehrte sich hier allein mit zwei französischen und lothringischen Regimentern gegen den Anfall und das Verfolgen des Marschalls von Hocquincourt. Allein dies war auch der große Condé.

Die schwersten Rückzüge im Angesichte des Feindes sind die durch Gebirge und enge Pässe und über Flüsse. Im ersten Falle hat ein General vorzüglich auf die Pässe zu sehen, damit er die Zahl seiner Kolonnen darnach richtet. Hier muß eine Armee öfters froh seyn, wenn sie zwei oder drei Auswege findet, folglich kann sie auch nur in so viel Kolonnen marschiren. Das Gepäck und Geschütz muß hier vorzüglich, wegen der beschwerlichen Wege, vorausgeschickt werden. Dann folgt die Kavallerie, sonach die Infanterie. Damit aber ein solcher gefährlicher Zug so viel wie möglich gedeckt seye, so muß man zuvor alle Pässe und Höhen mit kleinen Haufen besetzen, besonders

können rechts und links des Zuges stärkere Abtheilungen gestellt werden, um den verfolgenden Feind in die Flanke zu nehmen. Der Nachtrab, welcher meistens aus Fußvolk bestehen muß, deckt den Eingang der Hohlwege, indem er sich in zwei Linien *en échiquier* stellt. Ist die ganze Kolonne durchmarschirt, so zieht die erste Linie des Nachtrabs durch die Oeffnung der zweiten — alsdann folgt auch die zweite Linie. Die kleinen Korps, welche die Anhöhen des engen Passes besetzen, decken den Zug, indem sie auf die verfolgenden Feinde feuern. Auf eine solche Art zog sich Friedrich II. im Jahre 1778 durch die engen Pässe von Lauterwasser. (Fig. M.)

Zwischen beiden vordern Treffen seines Lagers befand sich der enge Paß von Lauterwasser. Er ließ also in zwei Kolonnen marschiren, deren eine das erste Treffen, die andere das zweite in sich hatte. Das zweite schlich sich zuerst in den engen Paß – ihm folgten die Dragoner, aus welchem das dritte Treffen bestanden hatte. Auf den Anhöhen dieses engen Passes, welche die ganze Gegend beherrschen, stellte diese Kolonne sich in Schlachtordnung auf, bis das erste Treffen seinen Rückzug vollbracht hatte, und die Division des Herzogs von Braunschweig von dem Schwarzberge dort angekommen war. Eine stark besetzte Batterie deckte den Auftritt. Nun marschirten beide Kolonnen zugleich, die eine durch den obern Grund von Herrmannseifen über Mähren — und die andere durch den

Untergrund von Herrmannseifen über Leopold in das Lager bei Wildschütz.

Als diese Kolonne sich in dem sehr engen Passe bei Leopold befand, und 40 Kanonen in dem nassen Boden unbeweglich stacken, griffen die östreichischen Husaren den Nachtrab der Preußen an — versprengten ihn — und drangen bis an den engen Paß hin. Der preußische General, welcher diese Kolonne führte, hatte auf den Anhöhen von Tscherma eine Batterie zu Stande gebracht, aus welcher mit Kartätschen hergedonnert wurde. Die erste Abfeuerung streckte neunzehn Husaren dahin. Eben kam Joseph II. dort an. Se. Majestät befahl, sogleich von der Verfolgung abzulassen. Dieser Marsch der Preußen hatte von Anbruch des Tages bis nach Sonnenuntergang gewährt, obschon die Ferne des Lagers, das sie am Abend bezogen, nur anderthalb Stunden von Lauterwasser betrug.

Ein Rückzug über einen Fluß ist öfters noch beschwerlicher. Im Grunde haben beide Arten von Bewegungen einerlei Grundsätze. Die Kolonnen müssen sich eben so bilden und marschiren; der Nachtrab ebenfalls aus Infanterie und Dragonern bestehen, und sich en échiquier zurückziehen. Die Artillerie wird jenseits auf die Anhöhen des Ufers aufgefahren und deckt den Zug. Da hier der Nachtrab am meisten den feindlichen Anfällen ausgesetzt ist, so thut man klug, wenn man seine Brücke an einem Städtchen oder einem

Dorfe aufschlägt. Dies kann man befestigen und es dient zur Schutzmauer des Nachzugs. So machte es Friedrich II. im Jahre 1744, als er bei Kollin über die Elbe sich zurückzog. Dieser Ort diente ihm zur Deckung seines Zuges. Wenn man aber keinen solchen Platz vor sich hat, so muß man an dem Brückenkopf kleine Verschanzungen aufwerfen. Man lese hierüber eben dieses Königs Instruction militaire. (Fig. M.)

Nacht, Nebel, Dampf ꝛc. kann hier, wie beim Uibersetzen, benutzt werden.

Wenn man, wie Cäsar, einen Verzingetorix zum Gegner hat, so kann man sich auch einer List bedienen. Man kann nämlich an einem Orte, wo ein Wäldchen oder ein Gebüsch liegt, eine Brücke schlagen lassen, und so bei Nacht übergehen. Die Nacht und das Wäldchen kann unsern Rückzug decken und verbergen.

Einer der schönsten Rückzüge ist der, welchen der General Schulenburg im Angesichte Karls XII machte, welcher ihm an Mannschaft weit überlegen und im Verfolgen seiner Feinde unablässig war.

Er verlarvte seine Züge, gewann vortheilhafte Stellungen und opferte einen Theil der Reiterei auf, um dem Fußvolk Zeit zu einem sichern Rückzuge zu geben. Nach vielen Hin- und Herzügen und Kniffen fand er sich bei Puniß, in der Woywodschaft Posen, des festen Glaubens, daß der König von Schweden und der König Stanislav über fünfzig Stunden von ihm entfernt wären. Aber kaum kömmt er hier an,

als er hört, die beiden Könige hätten diese fünfzig Stunden in neun Tagen gemacht, und wollten ihn mit zehn bis zwölftausend Mann Reiterei angreifen. Schulenburg hatte keine 1000 Reiter und nur 8000 Mann Fußvolk; er stand hier gegen ein überlegenes Heer, gegen den fürchterlichen Namen Karls XII. und gegen die Muthlosigkeit, die so viele Niederlagen den Sachsen eingedrückt hatten. Gegen die Meinung der deutschen Feldherrn hatte er immer gesagt: das Fußvolk könne sich auf ebenem Felde sogar ohne spanische Reiter gegen die Reiterei behaupten; nun wagte er es, gegen jene sieggewohnte Reiterei, die von zwei Königen und den beßten schwedischen Feldherrn angeführt war, den Beweis seines Satzes zu geben. Er stellte sich so, daß er nicht umringt werden konnte. Das erste Glied lag, dicht aneinandergereiht, mit einem Knie auf der Erde; es war mit Picken und Flinten bewaffnet, die den feindlichen Pferden wie ein Wall entgegenstarrten. Das zweite Glied, das sich ein wenig über die Schultern des ersten hinbeugte, schoß darüber hin und das dritte, das aufrecht stand, gab zugleich über die beiden andern hinaus Feuer. Die Schweden stürzten mit ihrem gewohnten Ungestümm auf die Sachsen, die sie, ohne zu wanken, erwarteten. Das Schießen aus den Flinten, die vorgehaltene Piken und Stoßeisen machten ihre Pferde scheu, die, statt vorzugreifen, sich in die Höhe bäumten. So konnten die Schweden nur in Unordnung angreifen, während die Sachsen sich in

geschlossenen Gliedern vertheidigten. Wenn Karl hier seine Reiterei hätte absteigen lassen, so war Schulenburgs Heer ohne Rettung verloren, auch erwartete dies Schulenburg jeden Augenblick; aber weder der König von Schweden, der so oft alle Arten von Kriegslist geübt hatte, noch einer seiner Feldherrn kamen auf diesen Einfall. Dies ungleiche Gefecht eines Reiterhaufens gegen Fußvölker, das zu verschiedenenmalen unterbrochen und wieder angefangen ward, dauerte drei Stunden. Die Schweden verloren mehr Pferde, als Menschen. Schulenburg wich endlich, aber ohne daß sein Heer getrennt war. Er bildete ein langes Viereck, und zog sich so, mit fünf Wunden bedeckt, ordnungsvoll mitten in der Nacht in das Städtchen Gurau, drei Stunden vom Schlachtfeld zurück. Kaum fühlt' er sich hier in freierer Luft, als plötzlich die beiden Könige sich hinter ihm zeigten. Diesseits Gurau, gegen der Oder, war ein dichtes Gehölz, wohin der sächsische Feldherr sein müdes Fußvolk zurückzog. Die Schweden folgten ihm sogleich in's Gehölz nach, und drangen mühsam auf Wegen vor, worauf kaum einzelne Pilger gehen konnten. Kaum fünf Stunden vor der schwedischen Reiterei hatten die Sachsen den Wald durchzogen. Wo man aus demselben herauskommt, da fließt die Bartsch bei dem Dorfe Rützen vorüber. Schulenburg hatte eilig geschickt, um Nachen bereit zu halten; er ließ seinen Heerhaufen, der schon um die Hälfte kleiner war, über

den Fluß setzen. Karl kam in demselben Augenblick, als Schulenburg an dem andern Ufer war. Kein Feldherr hatte sich je mit so viel Kunst zurückgezogen, noch ein Sieger seinen Feind so rastlos verfolgt. Schulenburgs Ruhm war, dem König von Schweden zu entkommen; der König von Schweden glaubte, seinem gefürchteten Namen schuldig zu seyn, Schulenburg mit seinem Heer gefangen zu nehmen. Ohne Zeitverlust setzte seine Reiterei schwimmend über den Fluß. Die Sachsen fanden sich nun zwischen der Bartsch und dem Oderstrom, der aus Schlesien kommt, und hier schon tief und reissend ist, eingeschlossen; Schulenburgs Untergang schien gewiß. Dennoch wand er sich aus diesem äussersten Gedränge durch eins von jenen Meisterstücken des Genius, die Siege aufwägen und um so rühmlicher sind, weil das Glück keinen Theil daran hat. Er hatte nicht mehr als 4000 Mann übrig. Zu seiner rechten war eine Mühle, die er mit Grenadieren füllte, links ein Sumpf, vor ihm ein Graben, und sein Hinterhaufe stieß an's Ufer der Oder. Er hatte keine Fahrzeuge zum Uibersetzen, aber gleich Abends hatte er Flöße bestellt. Karl kommt an, und fällt sogleich auf die Mühle, weil er glaubt, daß nach deren Einnahme die Sachsen entweder im Strom, oder die Waffen in der Hand sterben, oder sich mit ihrem Feldherrn auf Gnad' und Ungnade ergeben müßten. Indeß waren die Flöße bereit; unter dem Schutze der Nacht setzen die Sachsen über die

Oder, und nachdem Karl sich der Mühle bemeistert hat, findet er kein feindliches Heer mehr. — Beide Könige ehrten diesen Rückzug mit ihrem Lobe; „heut'“ — sagte Karl — „hat Schulenburg uns überwunden.“

Ich habe wohl nicht nöthig, hier die meisterhaften Rückzüge des Generals Moreau vom Jahre 1797, des Generals Kutusow und des Vizekönigs vom Jahre 1812 und 1813 zu beschreiben. Sie sind allen Kriegsverständigen noch in einem zu lebhaften Andenken. Ersterer brachte eine gänzlich geschlagene, von Feinden rings umgebene, niedergeschlagene Armee noch siegreich durch die engen Pässe des Schwarzwaldes über den Rhein. Der zweite führte einen sieggewohnten Feldherrn durch Flankendemonstrationen zu seinem eignen Untergang, und letzterer rettete dieses sieggewohnten Feldherrn Armee durch verfolgende Feinde und aufrührische Freunde von der Beresina bis zu der Elbe, ohne eine Schlacht verlohren zu haben.

Wenn man zu viele Gegner hat und auf's äusserste getrieben ist, so bleibt im Vertheidigungskriege und zuletzt kein anderes Mittel übrig, als entweder zu überwinden oder zu sterben; — und wir haben viele Beispiele, daß es glückte. In der äussersten Noth strengt ein Feldherr und seine Armee alle Kräfte an, und diese wirken oft Wunder. In einem solchen Falle muß ein Feldherr nur seinen Kopf nicht verlieren, und wenn er von mehreren Seiten eingeschlossen ist, an dem Ort und auf der Linie durchzubrechen suchen,

welche er am leichtesten überrumpeln kann; alsdann ist er wieder so fürchterlich, daß er nicht so leicht angegriffen wird. Im Jahre 1757 schlug Friedrich erst die Franzosen und die Reichsarmee, dann die siegenden Oestreicher. Bei Liegnitz kam er erst dem Laudon über'n Hals, der es nicht vermuthete, und hätte Fink bei Maxen sich an die Reichsarmee gemacht, würde er vielleicht durchgedrungen seyn.

Napoleon wollte am Ende seiner ungeheuern Laufbahn sich auf ähnliche Weise retten. In der Hoffnung, daß sich die Pariser wehren würden, ließ er die Marschälle Marmont, Mortier und Victor zur Deckung der Hauptstadt zurück, er aber zog sich mit dem größern Theile seiner noch übrigen Armee durch die Verbündeten in den Rücken bis Metz, um die Besatzungen an sich zu ziehen und das Volk zu bewaffnen. Man muß gestehen, daß dieser Plan kühn und seiner verzweifelten Lage angemessen war. Indessen aber wurden die hinterlassenen Marschälle bei Montmartre geschlagen und Paris ergab sich. Nach diesem Vorfalle blieb ihm nichts mehr übrig, als die Krone niederzulegen, oder als Kaiser zu sterben.

Von den Schlachten.

Wenn die Sachen in einem Feldzug einmal so weit gekommen sind, daß eine Schlacht muß geliefert werden, so thut ein Feldherr, falls er nicht zu schwach

ist, oder einen guten Posten behauptet, immer klüger, wenn er selbst angreift, als wenn er sich angreifen läßt. Denn im ersten Falle kann er den Feind beinahe zwingen, Gesetze von ihm anzunehmen, so wie er aber im Gegentheil sich immer nach den Unternehmungen seines Gegners richten muß.

Ein angreifender Feldherr hat hauptsächlich auf zwei Punkte zu sehen: 1) Er muß die schwachen Seiten des feindlichen Heeres aufsuchen, und sonach 2) seine Disposition und seinen Angriff darnach einrichten. Die Schwächen eines in Schlachtordnung gestellten Heeres oder eines Lagers haben entweder ihren Grund in der Natur einer jeden Stellung, oder in der Natur des Erdreichs, worauf man schlagen will. Die Schwächen einer jeden Stellung sind die Flanken und der Rücken eines Heerhaufens, dann krumme Linien und zuweilen die ausspringenden Winkel, weil hier der Mann sich nicht wohl wehren kann, oder weil man bei einem ausspringenden Winkel leicht die Reihen trennen und rechts und links in die Flanken kommen kann. Die Schwächen, welche ein Heer durch das Erdreich erhalten hat, sind Flächen, Moräste, Wälder, Hügel, Hohlwege rc. Ein Feldherr hat demnach zuerst die Stellung des anzugreifenden Feindes, sonach sein Terrein zu untersuchen. Damit ist's aber noch nicht genug. Es kann nämlich das feindliche Heer eine anscheinende Schwäche haben, aber entweder durch Batterien, oder durch einen versteckten Hinterhalt,

oder durch mehrere hintereinander stehende Korps und sich wechselseitig unterstützende Mannschaft gedeckt seyn. In diesem Falle muß man entweder von einem solchen Angriffe abstehen, oder die im Weg liegenden Hindernisse wegräumen, und überhaupt auf alle Schikanen gefaßt seyn. Da es aber meine Absicht nicht ist und seyn kann, einen Lehrer der Taktik zu machen, sondern nur das jetzige Kriegssystem von Europa zu schildern, so will ich diese allgemeinen Regeln durch alle geschehene Beispiele erklären.

Da das erste Augenmerk eines angreifenden Feldherrn seyn muß, die Schwächen der Stellung zu beobachten, so waren die größten Meister der europäischen Kriegskunst immer bemüht, bei einem Treffen ihrem Feind entweder in die Flanken, oder in den Rücken zu kommen; und die meisten Schlachten wurden dadurch gewonnen. Die Schlachten beim Breitenfeld, bei Malplaquet, bei Soor, bei Hohenfriedberg, bei Roßbach, bei Leuthen, bei Crefeld, bei Hochkirchen, Ulm, Jena 2c. wurden alle dadurch gewonnen, daß die Flanke, oder gar der Rücken des Feindes angegriffen war. (Tab. II. Fig. A.)

Indessen läßt sich ein solcher Angriff nicht so leicht ausführen, als man glaubt; ein wachsamer Feind wird die Bewegungen bemerken und seine Disposition nach dem Angriffe umändern. — So hat es Friedrich II. in der Schlacht bei Roßbach gemacht. Die verbundene französische und Reichsarmee wollte

des Königs linken Flügel umgehen, und so ihn in der Flanke und im Rücken packen, allein er änderte seine Stellung, zog seine Mannschaft durch einen Grund, wo man seine Bewegungen nicht sehen konnte, weiter zurück, und kam so dem Feinde selbst in die Flanke, wodurch er den Sieg erhielt. — (Fig. B.)

Ein ähnlicher Fall war bei der Schlacht bei Kunersdorf. Der König hatte durch einen meisterhaften Angriff in die russische Flanke schon den ganzen rechten Flügel zerstreut und beinahe den Sieg in den Händen: allein ein tiefer Grund, welcher zwischen der russischen Stellung lag, machte eine Stockung. Dies benutzte der General Laudon mit seinem östreichischen Korps, faßte nun die Preussen in die Flanke, und der König mußte das Schlachtfeld verlassen.

Auch Napoleon hat auf diese Weise die Russen bei Austerliz geschlagen, welche seinen rechten Flügel umgehen wollten. Er hatte schon vor der Schlacht den General Gudin auf diesen Vorfall in die Flanke gestellt, und trennte von dem Mittelpunkte aus ihren linken Flügel von den Oestreichern.

Es ist also nöthig, daß man dem Feinde, so viel wie möglich, seine Absichten verberge, und seine Aufmerksamkeit auf einen andern Punkt hinziehe. Davon haben wir schöne Beispiele an den Treffen von Hochkirchen, Leuthen und Crefeld.

Der König war bei Hochkirchen auf eine lange Anhöhe gelagert, auf deren rechten Flanke ein Wald

sich erstreckte. Der östreichische General Daun machte seinen Angriffsplan auf diesen Wald. — Um aber dem wachsamen Könige seine Absichten zu verbergen, ließ er sein Lager stehen, die Nachtfeuer unterhalten, und bei Nacht seinen linken Flügel durch den Wald in die rechte Flanke und den Rücken des preussischen Lagers schwenken. Zu gleicher Zeit ließ er seinen rechten Flügel und seine Mitte vormarschiren, um den übrigen Theil des preussischen Lagers im Zaume zu halten. Der Angriff geschahe in aller Stille und Verborgenheit, und ein Theil der Preussen war schon geschlagen, ehe der übrige noch wußte, was geschah.

Bei Leuthen hat der König die Oestreicher auf eine ähnliche Art und am lichten Tage in die Flanke genommen und geschlagen. Er kam mit etwa 30000 Mann bei Borne auf den rechten Flügel der Oestreicher zumarschirt. Seine Husaren warfen die östreichische Avantgarde über'n Haufen und besetzten die vor dem östreichischen Lager liegenden Hügel, welche des Königs Bewegungen deckten. Prinz Karl von Lothringen dachte also, der Angriff geschehe auf seinen rechten Flügel und ließ ihn verstärken; allein der König zog mit seinem Heere rechtsab und kam so mit starken Schritten und Massen in die östreichische linke Flanke. Er griff hernach auch noch den rechten Flügel des Prinzen Karl an, und der Sieg war gewonnen über 80000 Mann, welche erst kürzlich überwunden hatten. (Fig. A.)

Auf die Art schlug auch der Prinz Ferdinand bei Crefeld. Die Franzosen waren auf einer Fläche gelagert, welche vor der Fronte durch einen Landgraben, und neben durch Gebüsche und Hecken gedeckt war. Der Prinz Ferdinand schickte zwei Korps seiner Armee vor die französische Fronte, um dieselbe zu beschäftigen, indessen er mit einer dritten Abtheilung durch die Hekken und Gebüsche dem Feinde auf die linke Flanke und den Rücken kam. Dies entschied den Sieg, denn die Franzosen waren dadurch immer auf einer Flanke angegriffen, sie mochten sich drehen, wie sie wollten.

Friedrich II. wollte, wie er in seiner Geschichte des siebenjährigen Kriegs sagt, bei Kollin ein gleiches Manövre machen. Er kam auf den linken Flügel der Oestreicher hermarschirt, zog sich aber auf den rechten, weil dieser des Terreins wegen angreiflicher war. Seine Kavallerie und sein linker Flügel mußten den Angriff machen, und die östreichische rechte Flanke gewinnen, indessen der übrige Theil der Armee stehen bleiben, und nur die siegenden Preußen unterstützen sollte. Allein diese Befehle wurden nicht befolgt; die ganze Armee ließ sich zugleich mit der vortheilhaft stehenden östreichischen in das Treffen ein, und so gieng die Schlacht verloren. (Fig. L.)

Diese Angriffe giengen meistentheils auf die Flanke. Die Kriegsgeschichte zeigt uns aber auch Treffen, wo die Flanke und der Rücken, oder die Fronte und der Rücken, oder alles zugleich angegriffen wurde. Ein

solches Unternehmen läßt sich aber nur mit einer sehr zahlreichen und dem Feinde überlegenen Armee auszuführen. Schon in der alten Geschichte kamen dergleichen Vorfälle vor. Wir wollen uns aber hauptsächlich an der neuen halten.

Die Haupttreffen, welche auf diese Art in neuern Zeiten geliefert wurden, sind die Schlachten bei Roßbach, bei Liegnitz, bei Maxen, bei Landshut und bei Torgau. (Fig. C. D. E. F.)

Wie sich Friedrich II. bei Roßbach herauswickelte, haben wir bereits gesehen. Bei Liegnitz that er's mit ähnlichem Ruhme. Er war hier von vier Heerhaufen eingeschlossen, wovon ihn der unter Lasci und Beck im Rücken, der unter Daun in der rechten Flanke und von vorn, und der unter Laudon und Czernizev auf der linken Seite angreifen sollte. Ein solches Unternehmen muß aber pünktlich und zugleich ausgeführt werden, sonst treffen die Operationen der verschiedenen Korps nicht zusammen. Das unharmonische Zusammenwirken bei dieser Expedition rettete den König. Er zog sich, ehe es die verbündeten Feldherren gewahr wurden, von seinem Lager durch Liegnitz auf eine Anhöhe, ließ daselbst seinen rechten Flügel auf alle Fälle gegen die Daunischen Angriffe stehen und gieng mit seinem linken Flügel dem General Laudon entgegen, der auf seinem Zuge die aufmarschirte preussische Armee nicht vermuthete, und so geschlagen wurde. Indessen zogen erst die übrigen Korps herbei. Allein Friedrich war

Sieger und sie mußten ihn ungeneckt seinen Weg ziehen lassen. (Fig. D.)

Viel besser machten es die verbündeten Heere bei Maxen und Landshut. Das preussische Korps unter dem General Fink wurde von vier feindlichen Armeen auf vier Seiten angegriffen. Daun stellte sich den Preussen bei Dipoldiswalde in Rücken, Palfi bei Lungwitz auf die linke, das Reichsheer bei Pirna auf die rechte Flanke, indessen Brentano auf die Fronte losgieng. Der Angriff geschahe gegen den General Platen, der sich dem Daunischen Korps entgegenstellte. Allein ein Theil des östreichischen Heeres kam ihm ebenfalls in Rücken, und er mußte sich zurückziehen. Daun verfolgte bei Maxen die Preussen so heftig, daß sie immer das Feld verlassen mußten und so auf das Brentano'sche Korps und die Reichsarmee stießen. Allein nun hatte sich Daun und Brentano vereinigt und beide konnten also in engster Verbindung handeln. Die Preussen waren auf allen Seiten eingeschlossen und mußten sich zu Kriegsgefangenen ergeben. Bei der Reichsarmee suchte sich Wunsch einen Ausgang; allein es war schon zu spät, dahin hätte früher eine Oeffnung versucht werden müssen. (Fig. C.)

Bei Landshut wurde der preussische General Fouquet von fünf östreichischen Korps zugleich angegriffen. Eins unter Wolfersdorf rückte längst dem Boberfluß durch Reichhennersdorf auf die rechte Flanke, ein anderes unter Janus und ein drittes unter Geisruck

stellte sich vor die Fronte, Mußling und Laudon umzingelten die preussischen Bataillone auf dem Buchberge, indeß die Laudonische Kavallerie hinter Landshut herumzieht, und den Preussen den Rückzug nach Schweidnitz und Breslau abschneidet. Der einzige Ort, wo die Preussen noch durchbrechen konnten, war eben dieser letzte. Fouquet wagte es auch mit seiner Reiterei über den Boberfluß zu setzen, und sich Luft zu machen; allein der größte Theil seines Heeres, besonders Infanterie, mußte sich gefangen geben.

Bei Torgau griff Friedrich die Oestreicher in der Fronte, der rechten Flanke und dem Rücken an. Ziethen mußte auf die Fronte zu marschiren, der König umgieng durch den Torgauer Wald Dauns rechten Flügel und griff ihn im Rücken an. Beide Angriffe geschahen aber nicht zu gleicher Zeit und harmonisch genug. Das Korps des Königs war schon ein paarmal zurückgeschlagen, ehe erst Ziethen recht an den Feind gekommen war. Der König hätte vielleicht auch diese Schlacht verloren, wenn nicht die einbrechende Nacht und Möllendorfs Ersteigen der Anhöhen von Siptiz die Vereinigung beider Korps erleichtert hätten. Die Oestreicher verließen das Schlachtfeld. (Fig. E.) —

Bei Eylau ließ Napoleon die Russen in der Fronte, den Flanken und dem Rücken zugleich angreifen; allein die üblen Wege und Schneegestöber machten den Einklang der Märsche fast unmöglich. Ohne das rasche Eindringen des Königs von Neapel mit der

Kavallerie wären die Franzosen gänzlich geschlagen worden.

Uiberhaupt müssen solche Angriffe in verschiedenen Korps pünktlich und zu gleicher Zeit geschehen, so daß ein's das andere unterstützen kann; sonst bricht der Feind auf irgend einer Seite durch, oder er schlägt ein's nach dem andern, wie man dies in der Schlacht bei Liegnitz und Torgau sehen kann.

Nebst dem Rücken und der Flanke geben es auch noch andere schwache Theile in einer Schlachtordnung, welche durch eine mißliche oder ungeschickte Stellung verursacht werden können. Dergleichen sind: hervorspringende Winkel, welche entweder gleich bei der ersten Stellung vorhanden sind, oder während dem Treffen sich bilden. Diese anzugreifen wird ein geschickter Feldherr, wenn sich keine sonstige Hindernisse vorfinden, nicht versäumen. Wir wollen dieses durch Beispiele zeigen. (Fig. G. H.)

In den Schlachten bei Prag und Kesselsdorf waren dergleichen hervorspringende Winkel gleich bei der ersten Stellung da. Diese Winkel wurden angegriffen, und die Armee überwunden. In der Schlacht bei Prag war der Angriff des Königs eigentlich auf den rechten Flügel der Oestreicher gerichtet. Die Preussen wurden aber zurückgeschlagen und von den Oestreichern verfolgt. Dadurch trennte sich der siegende östreichische rechte Flügel von seinem linken gerade an dem Orte, wo das Treffen den spitzigen Winkel formirte. Der

König benutzte dies, rückte in die Oeffnung ein, kam dem Feinde rechts und links in die Flanke, und so wurde zuerst der rechte, dann der linke Flügel der Oestreicher geschlagen. (Fig. G.)

Eben so gieng es in der Schlacht bei Kesselsdorf. Das sächsische Heer hatte auf seiner linken Flanke eine hakenförmige Stellung, folglich einen ausspringenden Winkel. Auf diesen geschah der preussische Angriff. Die Preussen wurden zwar anfänglich zurückgeschlagen, allein die siegenden Sachsen brachen durch ein hitziges Verfolgen ihre Linie, gerade an dem ausspringenden Winkel. Die Preussen setzten sich wieder, rückten schnell in diese Lücke ein, kamen dadurch in die sächsische Flanke und warfen das Heer über'n Haufen. (Fig. G.)

Bei Hohenfriedberg und Leuthen bildete sich erst ein solcher Winkel während dem Treffen, indem sich der angegriffene Flügel zurückzog. Die Preussen benutzten dies sogleich, griffen diese zusammengedrängten Spitzen an, und entschieden dadurch den Sieg.

In der Schlacht bei Bergen waren auf dem französischen rechten Flügel, welcher den Flecken zu behaupten suchte, auch verschiedene hervorspringende Linien, und auch durch's Verfolgen einige Oeffnungen entstanden. Die Alliirten versuchten mehrmalen, diese Umstände zu benutzen und einzudringen. Allein Broglio hatte dieses vermuthlich vorausgesehen, und darum hinter Bergen fünfzehn Bataillone gestellt, um seinen linken Flügel, auf den eigentlich der Angriff geschah,

zu unterstützen. Er ließ sich auch durch die Retirade der Alliirten nicht aus seinem Posten locken, dadurch gewann er die Bataille, und der Angriff des Herzogs von Braunschweig war fruchtlos. (Fig. H.)

Ich will hier noch eines Treffens gedenken, wo die Stellung mit einem ausspringenden Winkel den Angriff erleichterte, nämlich beim Lutternberg. Der linke Flügel der Alliirten konnte durch den siegelsteiner Wald leicht umgangen werden. Der französische General Prinz von Soubise gab deswegen auch dem General Chevret den Befehl, auf diese Weise den Alliirten in die linke Flanke und den Rücken zu marschiren. Als dieses der Alliirten General von Oberg merkte, formirte er aus seiner Armee einen Haken, um dem Angriffe der Franzosen auf allen Seiten zu entgehen. Dadurch entstand aber bei Lutternberg und besonders auf dem Stollberge ein ausspringender Winkel. Die Franzosen ließen diese nachtheilige Stellung der Alliirten nicht unbenutzt. Der Prinz von der Lausitz griff mit seinen Sachsen den Stollberg und den darauf formirten Winkel der Alliirten an, welches nicht wenig zum völligen Siege der Franzosen beitrug.

Indessen sind solche Winkel nicht immer und gleich mit Vortheil anzugreifen. Ein Feldherr, welcher nicht allen Kopf verloren hat, wird selbige entweder an einem Orte formiren, welcher durch die Natur des Terreins gedeckt ist, wie dieses der Fall bei Prag und auf dem Stollberge war; oder er wird ihn durch starke

Batterien, Verhaue und einen tüchtigen Hinterhalt decken. So war eben wieder bei Prag, und besonders bei Kesselsdorf, der Winkel durch eine fürchterliche Batterie gedeckt, so wie bei Bergen fünfzehn Bataillone im Hinterhalt lagen, um den um Bergen stehenden rechten Flügel zu unterstützen. In einem solchen Falle muß also der Angriff nicht gleich auf den Winkel gehen, sondern auf einen der Flügel, damit der Feind da erst beschäftigt und verwirrt werde, wie dies bei Prag und beim Lutternberg geschah; oder falls der Angriff unmittelbar auf den gedeckten Winkel gehen soll, so muß man bemühet seyn, mit aller Gewalt die Haupthindernisse, es seyen Gräben, Berge, Moräste oder Batterien, zu überwältigen. So machten es die Preussen bei Kesselsdorf gegen die fürchterliche sächsische Batterie, und so wollten es die Alliirten bei Bergen gegen alle Hindernisse des Terreins und des versteckten Flügels der Franzosen durchsetzen. Die Schlacht bei Kesselsdorf gab auch Friedrichen II. den Gedanken, wie man eine starke Batterie angreifen sollte. Man müßte nämlich den ersten Angriff schwach thun, und einen verstellten Rückzug machen; alsdann den verfolgenden Feind von neuem angreifen, ihm in die Flanke kommen, und so sich der Vortheile bemeistern. Die Schlachten bei Kesselsdorf und Prag zeigen hievon Beispiele. (Fig. G.)

Es giebt auch noch eine Schwäche, welche in der ungeschickten Stellung und Vertheilung des verschie-

denen Kriegsvolks ihren Grund hat. Ein kluger Feldherr stellt da eine jede Art von Kriegern hin, wo sie am besten gebraucht werden, und agiren können. Fußvolk kann beinahe alle Posten behaupten; Reiterei wird aber nur da vortheilhaft handeln, wo sie freien Boden hat, und mit Geschwindigkeit vorrücken kann. Gewöhnlich ist sie auf die Flanken gestellt; allein wenn das Erdreich auf einer oder der andern Flanke steil oder schlüpfrig ist, so taugt sie nichts in dieser Stellung. — In der Schlacht bei Kollin hat deswegen der östreichische General Daun die Kavallerie, welche auf seinem rechten Flügel vor einem Holze stund, weislich zurückgezogen, und ihren Platz mit Fußvolk besetzt, dies half ihm hernach viel zum Siege. Daß überhaupt die Kavallerie nicht die beste Schutzwehre zur Bedeckung der Flanken sey, beweisen die Schlachten bei Prag, Czaslau, Soor und mehrere andere. Bei Mollwiz war sogar die preußische Kavallerie auf beiden Seiten über den Haufen geworfen, und doch hielt sich die Infanterie, und gewann das Treffen.

Ein anderer Fehler eines Feldherrn ist es, wenn er seine Kavallerie im ersten Treffen ohne alle Ursache in die Mitte stellt. Eine solche Schwäche muß man sogleich benutzen, und mit Fußvolk, von Reiterei unterstützt, das feindliche Zentrum angreifen. Dies war der Fall in den Schlachten bei Hochstädt und Minden. In beiden Treffen stand die französische Reiterei in der Mitte. Der Hauptangriff gieng daher

auch auf diesen Punkt; die französische Reiterei konnte dem muthig angreifenden Fußvolke keinen Widerstand leisten. Sie wurde über den Haufen geworfen, die Flügel gesprengt, und die Schlacht gewonnen. (Fig. I.)

Indessen giebt es auch Fälle, wo Reiterei in der Mitte ganz gute Dienste thun kann, wenn nämlich die beiden Flügel so fest und hervorragend sind, daß der Feind nicht wohl einen Angriff auf die Mitte thun kann, ohne seine Flanke Preis zu geben. So ergieng es bei Bergen und Kollin, wo die Reiterei mehr zur Unterstützung als zum Handgemenge in der Mitte stund. (Fig. K.) Die Schlacht bei Hochstädt wäre gewiß für die Franzosen nicht verloren gegangen, wenn Blindheim, worin fünf und zwanzig Bataillone der besten Truppen lagen, so vertheidigt und unterstützt worden wäre, wie Bergen. In den Schlachten bei Eßlingen und Wagram griff Napoleon hauptsächlich den Mittelpunkt der Oestreicher an; sie würden für letztere glänzend und siegreich ausgefallen seyn, wenn bei ersterer der Erzherzog Karl den Brückenkopf bei Enzersdorf weggenommen, und bei letzterer der Erzherzog Johann früher von Ungarn her die rechte Flanke Napoleons bestürmt hätte.

Eine fehlerhafte Stellung der Artillerie dient öfters auch zum Verlust einer Schlacht. Man macht diesen Vorwurf dem General Tilly in der Schlacht beim Breitenfeld, wo er sein grobes Geschütz auf eine Anhöhe hinter seinem Treffen auffahren ließ. Es konnte

hier während dem Handgemenge beider Armeen keine Wirkung thun, aus Furcht, Freund und Feind zugleich zu treffen. (Fig. N.)

Dieses sind ohngefähr die Hauptschwächen einer Armee, welche aus der Stellung entspringen; wir wollen nun auch diejenigen untersuchen, welche ihren Grund auf dem Terrein haben. — Es ist da eine der ersten Regeln eines Feldherrn, daß er nicht nur den Boden, worauf er steht, kennen muß, sondern auch fast noch genauer den feindlichen. Die Schwächen, welche der Boden erzeugt, liegen entweder dem Feinde vor der Fronte, oder auf den Flanken, oder im Rücken, oder auf mehreren Seiten zugleich. Sie bestehen entweder in einem Hügel, oder einer Fläche, oder einem Walde, oder einem Gebüsche, oder einem Flusse, oder einem Moraste, oder einem Hohlwege, oder einem Dorfe, oder einem See, oder sonstigen Unbequemlichkeiten. — Liegen sie auf der Flanke, so ist es immer besser, von dort aus den Angriff machen zu können, als auf der Fronte, denn alsdann hat er zweierlei Schwächen, nämlich die der Stellung und die des Terreins. Ich will es wieder durch Beispiele erläutern.

In der Schlacht bei Prag und Kollin waren fast die einzigen Schwächen, welche die östreichischen Armeen in Rücksicht des Terreins hatten, auf dem flachabgehenden Boden, wo der rechte Flügel stand. Der linke war durch steile Anhöhen, Bäche, Moräste und Sümpfe so gedeckt, daß man ihn nicht wohl angreifen

konnte. Friedrich wählte also in dieser Rücksicht den rechten Punkt; er machte seinen Angriff auf den rechten östreichischen Flügel. (Fig. L.) Die Fläche, worauf dieser Flügel stund, war also hier die Hauptschwäche des Terreins.

In den Schlachten bei Malplaquet, Lutternberg, Crefeld, Hochkirchen, Hastenbek, Hohenlinden und Meer, war die Hauptschwäche ein Wald oder Gebüsch, welches auf einer oder der andern Flanke des angegriffenen Heeres lag, und nicht besetzt war. Der Feind konnte hier, ohne bemerkt zu werden, herumrücken, und in die Seite fallen. (Fig. M.)

In den Schlachten bei Ramillies und Hastenbek war ein Sumpf die Ursache der Schwäche. Der hinter einem Sumpfe stehende Flügel konnte nicht agiren, und den andern gehörig unterstützen. Er mußte also unthätig bleiben, und den angegriffenen schlagen lassen. (Fig. M.) Obwohl dieses bei Hastenbek nicht ganz der Fall war; denn der Colonel Breitenbach merkte wohl den Fehler, und that, was er konnte, um den linken Flügel auf den Anhöhen von Vorenberg zu unterstützen.

In dem Treffen bei Stralsund griff Karl XII. das verschanzte feindliche Lager gar an der Seeseite an, wohin es gestüzt war, indem er durchwadete. (Fig. P.)

Uiberhaupt scheint öfters ein oder der andere Ort eines Lagers oder einer Armee fest zu seyn; aber eben darum ist er aus Mangel an Wachsamkeit schwach.

Dies war der Fall in den Schlachten bei Hastenbek und Crefeld. Man glaubte den Ort, wo der Angriff geschah, zu sicher, und dies war die Ursache, warum er gerade da mit Nachdruck konnte unternommen werden.

In der Schlacht bei Kunersdorf war der beste Ort des Angriffs auf dem russischen rechten Flügel, wie es auch Friedrich II. unternahm; nebst dem Walde hatten die Russen hier viele Anhöhen vor sich, von wo aus man sie tüchtig beschießen, und mit Nachdruck angreifen konnte. (Fig. O.)

Man kann zuweilen auch an mehreren Orten zugleich angreifen, oder einen falschen Angriff machen, um den ächten zu verbergen, wie dies in dem Treffen bei Leuthen, Crefeld, Prag, Hochkirchen, Hochstädt und anderwärts geschah.

Gegen einen verschanzten Feind, bei dessen Stellung übrigens das Terrein und die Truppenaustheilung gleich stark ist, rückt man am besten in mehreren Abtheilungen und Angriffen vor, doch so, daß ein Korps, ein Angriff den andern gehörig unterstützt. So gieng es auf dem Schellenberg, bei Narva und bei Landshut. (Fig. Q.)

In einem solchen Falle muß aber die Infanterie vorarbeiten, und der Kavallerie zur Unterstützung Luft machen.

Es ist aber nicht genug, daß der Ort der feindlichen Schwache entdeckt und gehörig angegriffen wird.

man muß auch die Stellung seiner eigenen Truppen darnach formiren, und auf allen Hinterhalt des Feindes und auf Zufälle gefaßt seyn.

Die Hauptarten der Krieger sind: Fußvolk, Reiterei, Artillerie und leichte Truppen. Eine jede dieser Arten muß so gestellt werden, daß eine die andere unterstützen kann. Das Fußvolk ist nach unserm Kriegssystem der Kern einer Armee. Es ist zum Angriff und zur Vertheidigung, zum Unterstützen und auf allen Plätzen tauglich. — Die Reiterei dient mehr zum Angriff und zur Unterstützung, als zur Vertheidigung. Die Artillerie soll die Wege bahnen, und die Operationen decken und erleichtern. Das leichte Volk dient zu allen Nebenarbeiten, hauptsächlich aber zur Wachsamkeit gegen feindliche unvermuthete Anfälle. Nach diesen Grundsätzen muß also bei einem jeden Angriff das leichte Fußvolk den Weg sicher halten, und den Feind beobachten, die Artillerie den Angriff erleichtern, und sonach Infanterie und Kavallerie sich im Angriffe wechselseitig unterstützen. Ist aber der Punkt, wo angegriffen werden soll, des Erdreichs wegen für die Manövres der Kavallerie untauglich, alsdann rückt das Fußvolk allein vor. — Die Reiterei mag alsdann den Feind entweder anderswo beschäftigen, oder den Sieg verfolgen, oder im Fall eines Unglücks den Rückzug decken.

In den Schlachten bei Czaslau, Roßbach, Leuthen, Maxen, vorzüglich in der bei Kunersdorf, war die

Artillerie meisterhaft gestellt, um den Angriff zu unterstützen. (Fig. O.) In den Schlachten bei Hohenfriedberg, Soor, Roßbach ꝛc. griff die Kavallerie fast zuerst an, und wurde nur von der Infanterie unterstützt.

In den Schlachten bei Lowosiz, Hochkirchen, Bergen, Kunersdorf, Torgau ꝛc. konnte nur wegen dem Terrein die Infanterie den Angriff machen; die Kavallerie beschäftigte den Feind entweder anderswo, wie bei Lowosiz, oder unterstützte und deckte den Angriff, wie bei Bergen, Kunersdorf und Torgau.

In den Schlachten bei Zorndorf, Roßbach und Eylau entschied die Kavallerie fast allein. Es kömmt also hauptsächlich darauf an, daß man seine Truppen gehörig zu stellen und zu vertheilen weiß.

Bisher habe ich die verschiedenen Angriffe, welche in Europa üblich sind, durchgenommen; nun gehe ich zu den Treffen über, wo man sich vertheidigen muß. Ein jeder Feldherr, er greife entweder selbst an, oder vertheidige sich, muß die Stellung und das Terrein seines Feindes und seiner eigenen Truppen kennen. Also treffen auch die bisherigen Regeln größtentheils bei einem Vertheidigungstreffen ein. Ein Feldherr, der sich nur vertheidigen will, muß aber noch mehr sein eignes Terrein, als jenes seines Feindes kennen, denn die Schlacht geschieht eigentlich auf seinem Boden. Er kann den Feind schlagen, entweder, wenn er stehen bleibt, oder wenn er ihm zuvorkömmt. Wenn er stehen bleibt, so muß er hauptsächlich die Schwächen

seiner Stellung und die Schwächen seines Bodens zu decken und zu befestigen suchen. Er hat hauptsächlich darauf Rücksicht zu nehmen, wo der Angriff geschehen kann. Hier muß er also all seine Stärke hinziehen. So hat es der Herzog von Broglio bei Bergen gemacht. So verstärkte noch kurz vor der Schlacht bei Kollin Daun seinen rechten Flügel durch Fußvolk, und so war bei Kesselsdorf und Prag der ausspringende Winkel durch Artillerie gedeckt. Der Prinz von Isenburg befolgte diesen Grundsatz auch in dem Treffen bei Sangershausen; er besetzte den Ellenbacher Wald, wo er umgangen werden konnte, und er würde vermuthlich auch nicht besiegt worden seyn, wenn er nicht durch eine schiefe Zentralschwenkung sich von diesem Walde weg gegen die Fulda gewendet hätte.

Ist der Boden einem feindlichen Angriffe günstig, so muß man entweder denselben verlassen, und seine Stellung ändern, wie es Daun bei Kollin und Friedrich bei Liegnitz machten, oder man muß allen feindlichen Vortheilen hinderlich zu seyn suchen. Bei Hochkirchen vergaß Friedrich II. den Wald auf seiner rechten Flanke gehörig zu besetzen und zu decken. Die Franzosen haben bei Crefeld den engen Paß bei St. Antoni, und die Preussen bei Auerstädt den von Kösen dem Feinde offen gelassen; die Oestreicher ließen bei Lowosiz den Loboschberg, und die Preussen bei Jena den Schneckenberg von ihren Feinden besetzen, anstatt ihn selbst zu behaupten; dadurch wurden alle diese Schlachten verloren.

Ein anderer Fehler ist, wenn sich ein gut postirter General von seiner vortheilhaften Stellung ablocken läßt, wie das der Fall in der Schlacht bei Prag und Kesselsdorf war.

Es giebt aber auch Fälle, wo man dem Feinde in seinem Angriffe zuvorkommen, und eben dadurch ihn desto leichter überraschen kann. So geschah es in den Treffen bei Roßbach, Liegniz und Meer. (Fig. F.) Allein eine solche Operation läßt sich nur auf einem schicklichen Terrein, oder bei der Nacht, oder an einem Orte machen, wo man dem Feinde seine Bewegungen verbergen kann. Bei Roßbach deckte die preussischen Operationen eine Anhöhe, und bei Liegniz die Nacht; und so verbarg das Vorrücken des Generals Imhof bei Meer ein Gehölz. Friedrich II. hätte bei Hochkirchen eben so dem Feinde zuvorkommen können, wie bei Roßbach, wenn er vorsichtiger, und von dem Anzuge des Feindes unterrichtet gewesen wäre.

Man kann auch dem Feinde durch einen verdeckten Hinterhalt eine Falle legen; allein dazu gehören seltene Umstände. Solcher Beispiele haben wir in der neuesten Geschichte wenig. Bei Bergen lagen fünfzehn Bataillone hinter dem Dorfe, und diese zwangen den Feind zum Rückzuge. Bei Hastenbek war das Korps unter dem Colonel von Breitenbach ein Hinterhalt, aber es wurde nicht gehörig benutzt. Bei Austerlitz deckte die Division Gudin den französischen rechten Flügel, und kam dem russischen linken selbst auf die

Flanke, welcher die Franzosen umgehen wollte. In einem Treffen kömmt alles auf eine schnelle Beobachtung der Umstände an. Man hat Beispiele, daß ein beinahe schon geschlagener General wieder die Sache hergestellt hat, wenn er nur alle Zufälle zu benutzen weiß, welche während einem Treffen vorfallen. So gewann Friedrich II. das Treffen bei Prag durch das Einrücken in die Oeffnung zwischen die feindlichen Flügel, obschon seine Preußen ein paarmal zurückgetrieben waren. Eben so verursachte Möllendorf in der Schlacht bei Torgau, daß die Preußen, obwohl sie dem Feinde beinahe den Sieg zugestanden, doch das Schlachtfeld behaupteten, indem er die Anhöhen bei Siptiz erstieg. So riß Laudon dem König von Preussen den Sieg über die Russen bei Kunersdorf aus den Händen, da er sich auf die preußische Flanke warf, und die Batterien bei diesem Orte behauptete, und so entschied Dessaix die Schlacht von Marengo, welche für die Oestreicher schon gewonnen war.

Ehe ich dieses Kapitel schließe, muß ich noch derjenigen Fälle gedenken, wo ein blos sich vertheidigender General das Aeußerste ergreifen muß, wenn er nämlich ohne seine Schuld von einem oder mehreren Feinden umzingelt und auf mehreren Seiten zugleich angegriffen wird, wie dies der Fall bei Maxen, Liegnitz, Landshut, Bunzelwiz und Reichenbach war. Hier bleibt einem klugen Feldherrn nur die schwere Wahl übrig, sich entweder, so viel er kann, zu ver-

schanzen, oder sich irgendwo, es koste, was es wolle, durchzuschlagen. Das erste hat der König bei Bunzelwiz und das zweite bei Liegniz meisterhaft gethan. Fouquet war bei Landshut auch verschanzt und versuchte es auch, sich durchzuschlagen; allein es gelang ihm beides nicht. Er und der größte Theil seines Korps wurden gefangen. Fink konnte sich bei Maxen leichter durchhelfen; allein er versäumte die Zeit und den rechten Ort, und wurde ebenfalls gefangen. Ein ähnliches Unglück hätte dem Herzog von Bevern bei Reichenbach widerfahren können. Obschon er verschanzt war und sich tapfer wehrte, so war er doch schon so umzingelt, daß er ohnfehlbar gefangen worden wäre, hätte ihn nicht die schnelle Ankunft des Königs gerettet. Man muß daher mit einem kleinen Korps sich nie zu viel wagen, besonders im Angesicht eines zu überlegenen Feindes; oder man muß wenigstens solche Stellungen nehmen, und dabei sich so verschanzen, daß man nicht so leicht angegriffen werden kann. Ich will einige solcher Stellungen anführen.

Im Jahre 1761 war Friedrich II. so von den Oestreichern und Russen gedrängt, daß er sich denselben beinahe nicht mehr in offenem Felde entgegensetzen konnte. Da sein Heer nicht angriffsweise verfahren konnte, so breitete es sich von dem Berge bei Würben bis in das Dorf Zechen aus, an welches der rechte Flügel stieß, von welchem ein Theil durch den Nonnenbusch gedeckt ward. Nichts hinderte nun weiter die

Vereinigung der Russen und Oestreicher. Man sah voraus, daß sich diese zwei Armeen in kurzem in der Gegend von Schweidniz zusammenziehen würden. Bei diesen Umständen mußte der König für die Sicherheit seines Lagers und für die Sicherheit der Festung Schweidniz sorgen. Er konnte eine Stellung bei Pilzen nehmen, wo die Natur die Kosten von allem dem übernommen zu haben schien, was zur Befestigung eines Lagers dienen kann. Aber stand hier auch die Armee in Sicherheit, so lief man auf der andern Seite Gefahr, daß Laudon und Butturlin Schweidniz im Angesichte des Königs und der ganzen Armee belagerten, ohne daß man es verhindern konnte. Aus diesem Grunde zog man die Stellung bei Bunzelwiz vor, weil sie die Festung deckte, und die Belagerung derselben unmöglich machte. Bei dem allen blieb noch zu besorgen, daß die Armee der beiden Kaiserinnen eine Abtheilung auf Breslau abschicken möchte; dies hätte dann den König gezwungen, die Nachbarschaft von Schweidniz zu verlassen, welches den Feinden Gelegenheit und Mittel verschafft haben würde, diese Festung zu belagern. Allein es war unmöglich, sich allen Unternehmungen zu widersetzen, welche so überlegene Truppen versuchen konnten; und etwas mußte dem Ungefähr überlassen bleiben. Um indeß die Stellung des preußischen Heeres zu sichern, ließ der König sein Lager verschanzen, sowohl von vorn, als auf den Seiten und im Rücken. Dies Lager ward

eine Art von Waffenplatz, von welchem der Berg bei Würben gleichsam die Zitadelle war. Von dieser Anhöhe bis zum Dorfe Bunzelwiz war es durch einen Morast gedeckt. Man befestigte die Spitzen der Dörfer Bunzelwiz und Jauernick, und errichtete daselbst große Batterien, deren kreuzendes Feuer die Fronte vertheidigte, auf welcher Laudon den König hätte angreifen können; so daß die Oestreicher genöthigt waren, diese beiden Dörfer einzunehmen, ehe sie im Stande waren, an die Armee zu kommen. Zwischen diesen beiden Dörfern, etwas hinter ihnen, war die Fronte des Fußvolks durch große Redouten gedeckt, die mit einer zahlreichen Artillerie besetzt waren. Man hatte zwischendurch Oeffnungen gelassen, um der Reiterei Raum zum Ausfall zu schaffen, wenn man dies nöthig fände. Jenseits Jauernick, hinter dem Nonnenbusch weg, hatte man vier Hügel verschanzt, welche die ganze Gegend bestrichen, und vor welchen ein schlammiger und nicht durchzuwatender Graben floß, woselbst man durch das Feuer aus dem kleinen Gewehr den Feind abhalten konnte, Brücken zu schlagen; mehr rechts theilte ein großer Verhack den Nonnenbusch, welcher von Jägern und von Freibataillonen vertheidigt ward. Jener schlammige Graben, dessen wir erwähnt haben, zog sich rückwärts in einer Krümmung hinter dem Wald und an dem Fuße der Hügel, auf welchen sich die Armee ausdehnte. Am äussersten Ende des rechten Flügels fieng die Seite an, welche eine Parallellinie

mit dem Striegauer Bach machte, und sich an einem Walde endigte, welchen der Hohlweg deckte, der von Peterwiz kömmt. In diesem Walde, welcher der Armee im Rücken lag, hatte man eine versteckte Batterie errichtet, die hinter einem Verhack mit einer zweiten Batterie in Verbindung stand, welche man am Ende des nämlichen Waldes auf der Seite von Neudorf errichtet hatte, und von da aus lief wieder eine Verschanzung, die hinter der Armee an die auf der Anhöhe von Würben errichteten Werke stieß. Die Verschanzungen waren überall 16 Fuß dick, und die Graben 12 Fuß tief und 16 Fuß breit. Die Fronte war mit starken Pallisaden umgeben; die ausspringenden Theile der Werke waren unterminirt. Vor den Minen hatte man Wolfsgruben angelegt, und vor diesen Wolfsgruben bestand die ganze äussere Einfassung aus spanischen Reitern, die aneinander hiengen und in der Erde befestigt waren. Die Armee des Königs bestand aus 66 Bataillonen und 143 Schwadronen; 460 Artilleriestücke umgaben die verschiedenen Werke, und 182 gefüllte Minen standen bereit, auf das erste gegebene Zeichen zu springen.

Von den Winterquartieren.

Wenn ein Feldzug vollendet ist, so bezieht man die Winterquartiere.

Ich kann bei diesen Operationen unmöglich in's Detail gehen, sondern muß mich nur an die Hauptregeln halten.

Die Winterquartiere müssen so eingerichtet werden, daß erstlich der Soldat seine nothwendige Bequemlichkeit hat, und zweitens, daß er vor allen feindlichen Uiberfällen geschützt ist. Die Soldaten werden mithin in die benachbarten Dörfer, Flecken und Städte verlegt, wo sie bequeme Wohnungen, Betten, Heitzung ꝛc. finden. Damit aber die ganze Linie vor dem Feind sicher ist, so hat man erstlich auf die Art, wie die Truppen verlegt werden sollen, und dann auf andere vortheilhafte Umstände Rücksicht zu nehmen. Die Truppen müssen so verlegt seyn, daß sie im Falle der Noth gleich zusammenstoßen und sich wechselseitig unterstützen können. — Im Jahre 1674 haben die Alliirten im Elsaß nnd in den Jahren 1756 und 57 die Franzosen an der Weser ihre Winterquartiere so weit auseinander gelegt gehabt, daß sie einander nicht unterstützen konnten; diesen Fehler machten sich im ersten Falle der Marschall von Türenne und im zweiten der Herzog Ferdinand so schön zu nutz, daß beide vertrieben wurden. —

Napoleon, seines Sieges gewiß, wollte im Jahre 1812 seine Winterquartiere in der Gegend um Moskau nehmen, um das nächste Jahr von da aus links auf Petersburg operiren zu können. Er dachte nicht, daß er in einem Lande zu fechten hatte, wo ihn der Frost des Klimas und das Feuer des Volkes zugleich verderben könnten. Rostopschin ließ Moskau in Brand stecken, und der Himmel die Natur erstar-

ren. Die schönste und zahlreichste Armee, welche er je in das Feld geführt, und der Ruhm der Unüberwindlichkeit wurden ein Opfer seines Eigensinnes.

Ich muß aber meine Quartiere nicht nur beisammen halten, sondern auch befestigen. Deßwegen haben geschickte Feldherrn meistens solche Orte gewählt, wo sie entweder durch einen beträchtlichen Fluß, oder durch Gebirge, oder durch Festungen geschützt waren. Der verstorbene König von Preußen wählte meistens die gebirgige Grenze, welche Böhmen von Schlesien trennt. Hier deckten ihn auch noch die schlesischen Festungen. Der Marschall von Sachsen hatte entweder Flüsse vor seiner Fronte, oder Festungen in und um seine Quartiere.

Damit ist es aber noch nicht genug. Der Feind kann im Winter über gefrorne Flüsse marschiren, Gebirge ersteigen und einzelne Festungen wegnehmen. Die Linie der Winterquartiere muß mithin immer durch Vorposten, Patrouillen und andere Werke gedeckt seyn.

Winterfeldzüge werden am glücklichsten im Anfange eines Kriegs gemacht. Der Feind denkt da noch nicht daran, daß er überfallen werde; bis er also seine Truppen sammelt, habe ich schon einen großen Theil seines Landes im Besitz. So machte es Friedrich II. in seinen ersten Feldzügen beinahe immer.

Vom Seekrieg.

Bevor ich das Kapitel vom Kriege schließe, muß ich auch etwas vom Seekriege sagen. Er wird hauptsächlich zur Deckung der europäischen Besitzungen in den Indien und zur Unterstützung des Landkrieges geführt. Im Grunde hat der Seekrieg beinahe die nämlichen Regeln, wie der Landkrieg. Er hat einen oder mehrere Punkte, woher er ausläuft, und wohin er führt. Die Häfen dienen ihm statt der Festungen und Niederlagen. Eine Flotte hat in den Vordertheilen der Schiffe ihre Fronte, in den Seitentheilen ihre Flanke, und in den Hintertheilen ihren Rücken. Die kleinen Fahrzeuge dienen ihr als leichte Truppen. Sie hat ihre Avantgarde, Arriergarde und Detaschements. Das Meer ist ihr Kriegstheater. Der Kompaß weiset ihr die Linien an, und die günstigen oder ungünstigen Winde, oder Klippen, oder Sandbänke ꝛc., sind das im Seekriege, was ein günstiges oder ungünstiges Erdreich im Landkriege ist. Das Schiffsvolk übt sich daher, statt zu marschiren und sich zu entwickeln, im Fahren, im Rudern, im Segeln.

Ein guter Admiral wird demnächst vor allem bedacht seyn, daß erstens seine Flotte in einem guten Stande, und mit allen Bedürfnissen versehen ist; zweitens, daß er gut abgerichtetes, zu allen Seeoperationen taugliches Schiffsvolk habe, und drittens, daß er wisse, wo er im Falle eines Unglücks sich hin-

ziehen und erholen könne; erst dann läßt er seine Flotte auslaufen.

Seine Absicht ist alsdann entweder eine feindliche Flotte zurückzuhalten, oder selbst irgendwo zu landen, und Eroberungen zu machen. Alle Regeln des Landkrieges treffen also wieder ein. Er muß durch kleine Abtheilungen des Feindes Lage, Stärke, Absichten rc. auskundschaften; ihn durch verschiedene Fahrten irre führen; den Wind und das Wetter benutzen, und, wenn er kann, ihn zu schlagen suchen.

Wie bei einer Landschlacht, so hat auch eine Flotte ihre Schwächen; und diese sind wieder die Flanken und der Rücken, oder ungünstige Winde, Klippen, Sandbänke rc. Ein kluger Admiral wird diese sich zu nutze machen, und dem Feinde, wo er kann, abzugewinnen suchen.

Das grobe Geschütz entscheidet meistens die Schlachten, wenn es so angebracht werden kann, daß die feindlichen Schiffe dadurch zu Grunde gerichtet werden. Die kleinen Fahrzeuge dienen zu einem solchen Unternehmen öfters mehr, als die großen, weil sie sich leichter bewegen können.

Muß sich eine geschlagene Flotte in einen Hafen oder Meerbusen zurückziehen, so schließt man sie ein, und blokirt sie wie eine Festung, oder ein zwischen Gebirgen eingeschlossenes Lager. Die Meerengen haben alle Nachtheile und Vortheile der engen Pässe, und sind die Schiffe einmal aneinander gekommen,

dann entscheidet lediglich Tapferkeit, wie auf dem Felde.

Ein Rückzug wird meistens durch Benutzung des Windes und kleiner Schiffsabtheilungen gemacht, zwischen welchen sich die großen Massen und Schiffe durchziehen. Kurz, der Seekrieg hat ähnliche Grundsätze, wie der Landkrieg, nur mit dem Unterschiede, daß ein Admiral statt der Taktik die Schiffahrt, und statt des Terreins die See und die Winde kennen muß.

Ohne jetzt weit in der Seekriegsgeschichte herumzufahren, und die mannichfaltigen Expeditionen der Tromps, Ruiters, Drake, Keppels und Rodnei's durchzunehmen, will ich mich an die neuesten Seekriege, welche zwischen Schweden, Rußland, England und Frankreich geführt wurden, halten, weil sie meine Sätze bestätigen.

Die Absicht Gustavs III. Königs von Schweden bei dem Kriege vom Jahre 1790 war, die russische Flotte aufzuhalten und seine Landoperationen zu unterstützen. Er bereitete sich dazu vor, und seine Flotte war bald in einem so guten Stande, daß sie der russischen die Spitze bieten konnte. Die ersten Seezüge waren eben nicht entscheidend, obwohl man gleich einander zu Leibe gieng, und die russische Flotte wenigstens aufgehalten wurde. Desto merkwürdiger aber waren die letztern Operationen. Die russische Flotte war da in drei Theile verlegt, wovon die kleinere sogenannte Scheerenflotte bei Friedrichshamm lag, die zwei größeren aber in den

Häfen von Reval und Kronstadt in Sicherheit und zum Auslaufen bereit waren, um sich zu vereinigen. Der König von Schweden nahm sich daher vor, diese einzelnen schwächern Theile einen nach dem andern zu schlagen, und ihre Vereinigung auf diese Weise zu verhindern, oder dieselbe einzeln gar zu Grunde zu richten. Er griff also mit seiner überlegenen Scheerenflotte die russische bei Friedrichshamm an, schlug sie, und ein gleiches sollte sein Bruder, der Herzog von Südermannland, gegen die größere im Hafen von Reval unternehmen. Wäre auch diese geschlagen, so konnte man die in Kronstadt leicht blokiren. Indessen wollte das letztere nicht gelingen. Die russische Flotte in Reval war gut postirt, durch den Hafen auf den Flanken und im Rücken gedeckt, und die schwedische Flotte hatte im Einlaufen den Wind und Sandbänke gegen sich. Sie mußte sich mit Verlust zurückziehen. Beide russische Flotten liefen nun von Reval und Kronstadt aus, um sich zu vereinigen und die Schweden zu schlagen. Der Herzog von Südermannland wollte dies Unternehmen dadurch vereiteln, daß er die russische Flotte von Kronstadt angriff, ehe die Reval'sche zu ihr gestoßen war. Die russische Flotte in Kronstadt nahm auch das Treffen an, in Hoffnung, von der Reval'schen unterstützt zu werden. Nun hatten zwar die Schweden einige Vortheile erhalten: allein da sie bald zwischen zwei Feuer und zwei mächtige Flotten kamen, mußten sie sich in den Meerbusen von Wiburg zurückziehen.

Die vereinigte russische Flotte versäumte nicht, diesen Busen zuzuschließen und die sämmtlichen Schwedenflotten blokirt zu halten. Der Stand der Schweden war hier verzweiflungsvoll. Herr von Cronstädt wollte ihr zwar Luft machen, wurde aber zurückgeschlagen. Der König von Schweden aufs äusserste gebracht, nahm sich daher vor, mit Gewalt durchzubrechen. Er wartete den ihm günstigen Ostwind ab, schickte Brander voran, um eine Lücke zu machen, drang auch durch; allein mit einem solchen Verluste, daß er auf das äusserste gebracht zu seyn schien. Die Brander sprengten selbst die schwedischen Schiffe in die Luft. Die Russen blieben nach diesem glücklichen Treffen nicht in Ruhe, sondern suchten die schwedischen Flotten zu verfolgen und sie noch völlig zu Grunde zu richten. Die große schwedische Flotte war nach Hogland zu geflohen, und die kleinere nach Pitkepaß. Letzterer war die russische Flotte schon zuvorgekommen; allein sie wurde zurückberufen, um die große Flotte im Verfolgen zu unterstützen. Die Arriergarde der Schweden wurde von neuem angegriffen und mit Verlust geschlagen. Der größere Theil rettete sich in der Nacht nach Schweaburg. Die Russen waren damit nicht zufrieden, sondern ihre Absichten giengen auf eine völlige Vernichtung der schwedischen Seemacht. Der Prinz von Nassau griff daher die schwedische Galeerenflotte bei Schweaburg noch einmal an, und der König nahm das Treffen an. Um diese merkwürdige Schlacht und die Fehler

des Prinzen von Nassau zu übersehen, muß man anmerken, erstens, daß der Wind den Russen auf der linken Flanke und im Rücken war, wodurch sie auf die Küste konnten getrieben werden, und ihr Rückzug beschwerlich ward; zweitens, daß man an einem Orte fochte, wo sich die überlegene russische Flotte nicht genug deploiren und die schwedische überflügeln konnte. Diese Umstände benutzte der König von Schweden, ließ seinen rechten Flügel auf den russischen linken Flügel losziehen; der Wind unterstützte seine Absichten; die Russen wollten sich zurückziehen, wurden aber größtentheils auf die Küsten und Sandbänke geworfen. Dieser Seezug ist darum merkwürdig, weil man darin beinahe alle Seeoperationen im Kleinen sieht. Man hat hier Hin- und Herzüge, Vereinigungen, Schlachten, Blokaden, und den auffallendsten Kriegswechsel. Tapferkeit, Taktik, Wind, Wasser und Klippen wirkten und wurden benutzt.

Diesen letzten russisch-schwedischen Seeoperationen wollen wir die letzten englisch-französischen entgegenstellen. Nachdem während der Revolution der gebildetste Theil der französischen Seeoffiziere ausgewandert war, schlug Nelson bei Abukir die Kraft der französischen Marine nieder. Napoleon glaubte daher, den Engländern nur noch durch die Verbindung mit Spanien und Holland das Gleichgewicht halten zu können. Die Furcht vor der Seeübermacht Großbrittanniens

führte ihm die Flotten der Spanier und Holländer zu, und so giengen die französisch-spanischen Admiräle im Jahre 1805 in die See, indessen er zu Land gegen die östreichisch-russische Armee vorrückte.

Der Kanal, welcher Frankreich von England scheidet, war eigentlich die Hauptlinie, auf welcher der Krieg geführt werden sollte. Es traten mithin hier fast Alle Kriegsregeln ein, die man bei Flüssen zu beobachten hat. Die Franzosen droheten längs der ganzen Küste mit vielen tausend Kriegern einen Uibergang zu wagen und in England selbst zu landen; nebstdem stunden auch in ihren südlichen Häfen nicht unbeträchtliche Flotten bereit, welche sich mit der spanischen Seemacht vereinigen, und gefährliche Diversionen in allen britischen Besitzungen in und ausser Europa machen konnten. Die Engländer waren daher gezwungen, ihr ganzes Land zu bewaffnen, die vielen französischen mit Frankreich verbundenen Häfen zu blokiren, und ihre obwohl überlegene Seemacht in alle Theile der Erde zu zerstreuen. So wissen wir aus ihrer eigenen dem Parlamente vorgelegten Monatsliste, daß sie öfters im englischen und irischen Kanal 147, in den Dünen und der Nordsee 144, in Westindien 42, bei Jamaika 41, in Amerika und Neufundland 17, in Ostindien 33, in Afrika 4, in Spanien, Portugall und der Meerenge bei Gibraltar 26, im mittelländischen Meere 45, und zu noch andern Expeditionen über 20 große und kleine Schiffe auslaufen ließen, um da gegenwärtig zu seyn,

wo der Feind drohen oder landen konnte. Dagegen konnten die Franzosen mit ihrer bei weitem geringeren Seemacht überallhin ihre Angriffe lenken, und der überlegenen brittischen Gesetze vorschreiben. Sie konnten in England oder Irland landen, Aegypten wieder erobern, Maltha bestürmen, die westindischen Inseln anfallen, oder gar mit Hilfe der Maratten ihr ostindisches Reich zu Grunde richten. Aus dieser Darstellung der Dinge wird man sehen, warum es während diesem Kriege den Franzosen gelungen sey, troß der Macht und Wachsamkeit der Engländer, nichtsdestoweniger ihre Flotte mit der spanischen zu vereinigen, durch die Meerenge bei Gibraltar zu entwischen, und die brittischen Inseln in Westindien anzufallen.

Schon gleich bei dem Anfange des Krieges war zwar die Herrschaft der Franzosen auf St. Domingo durch die eben so unglücklichen als grausamen Unternehmungen der Neger unter Anführung Dessalines zerstört, und ihre Besitzungen in Ost- und Westindien von den Engländern bedroht. In Europa war ihr ganzes Reich mit dem Gebiete ihrer Alliirten von englischen Schiffen umgeben. Der wachsame Admiral Cornwallis schloß die französische Marine in Brest ein; der tapfere Nelson beherrschte das mittelländische Meer, und blokirte Toulon, wo ein anderer Theil ihrer Flotte lag; der Admiral Pellew kreuzte mit seiner Eskader vor Ferrol; Sir Sidney Smith, Louis und andere vor Fliesingen, Boulogne und längs den französischen

Küsten; die übrigen Theile der Länder und Meere waren mit englischen Schiffen bedeckt, und schienen alle Operationen der Franzosen, wo nicht unmöglich, doch äusserst gefährlich zu machen; ja die Einnahme der holländischen reichen Kolonie von Surinam, versprach ähnliche Eroberungen wie im verflossenen Kriege. Allein bald konnte man sehen, daß dieser großen Kette des englischen Blokadesystems ohngeachtet, die Franzosen doch Gesetze im Kriege gaben.

Schon früher war eine französische Eskader unter dem Kontreadmiral Missiessi aus Rochefort ausgelaufen, und zwischen den englischen Kreuzern nach Westindien übergeschifft, um dort die brittischen Inseln zu bedrohen. Bald gelang es aber den Franzosen, eine noch weit wichtigere Expedition zu unternehmen, indem sie ihre Toulonner Flotte mit jener der spanischen vereinigten und aus dem mittelländischen Meere durch die Meerenge von Gibraltar entwischten.

Die Eskader des Admirals Nelson war nämlich durch Stürme von Toulon zurückgetrieben worden, und diesen Umstand benutzte der französische Admiral Villeneuve, und lief ins mittelländische Meer aus. Kaum erfuhr der Sieger bei Abukir, daß die französische Toulonner Flotte in diesem Meere kreuze, so suchte er sie sogleich auf, um sie zu schlagen. Allein nun trat wieder eben die Verlegenheit ein, welche sich bei einem jeden Feldherrn, der einen Fluß vertheidigen will, einstellt: er mußte erst rathen, wohin Villeneuve seine

Unternehmung gerichtet habe. Es fielen ihm dabei absichtlich von den Franzosen dazu bestimmte Depeschen in die Hände, welche die Bestimmung der ausgelaufenen Flotte, wie im verflossenen Kriege, fälschlich nach Aegypten angaben. Nelson ließ sich durch diese Maske täuschen, zog mit dem größten Theile seiner Schiffe den Mündungen des Nils entgegen, kehrte von da, als er den Feind nicht gefunden hatte, nach Sizilien zurück, indessen der französische Admiral Villeneuve seine Abwesenheit benutzte, und sich zuerst zu Karthagena, dann hauptsächlich zu Kadix mit der spanischen Flotte vereinigte.

Die Franzosen erreichten nun vorerst ihre Absicht in so weit glücklich, daß sie die Wachsamkeit ihrer Feinde hintergangen, und die sie blokirende Schiffskette im mittelländischen Meere gesprengt hatten. Ein wichtiges Hinderniß war aber noch zu übersteigen, nämlich der Durchgang durch die Meerenge von Gibraltar, welche ebenfalls von englischen Schiffen gesperrt war. Allein die Flotte des Admirals Orde war nicht stark genug, die jetzt weit überlegene des Villeneuve und Gravina aufzuhalten, und die Franzosen und Spanier hielten sich auch so nahe an den Küsten, daß sie um so leichter entwischen konnten. Das Glück schien durch einen Ostwind diese Ausfahrt zu begünstigen. Die französische Flotte war bald allen englischen Schiffen aus dem Gesichte nach dem Weltmeere entflohen.

Nach diesem glücklichen Durchgange bei Gibraltar wurde die Lage der englischen Admiräle noch mißlicher. Wo wird sie hinziehen? war nun abermals die wichtige Frage der englischen Admiralität. Wird sie mit Hilfe der nun gefährlichen Maratten das Reich der Britten in Ostindien umstürzen wollen? oder die westindischen Besitzungen anfallen? oder die Brester Flotte gleichfalls von ihren Fesseln befreien? oder gar nach Irland und England segeln, um eine Landung zu bewirken? Diese problematische Ungewißheit setzte eben so die Engländer in Verlegenheit, als sie die Franzosen stolz gemacht hatte.

Doch dieser Zustand konnte nicht lange währen. Bald muthmaßte und erhielt man Nachricht, daß sie nach Westindien gesegelt sey, um die englischen Inseln der neuen Welt zu beunruhigen, und ihre eigenen Truppen in dieser Gegend zu verstärken. Napoleon schien durch diese Expedition mehr die Geschicklichkeit seiner Marine prüfen, als einen großen Schlag ausführen zu wollen. Die bisher so problematische Flotte der Franzosen nahm bald wieder ihre Rückkehr nach Europa, und gab dadurch den englischen Operationen eine bestimmtere Richtung: denn sobald man nun einmal den Zweck ihrer ersten Unternehmung kannte, veränderte sich auch wieder die mißliche Lage, worin bisher England war. Admiral Nelson verfolgte die Verbundenen mit Eilfahrten nach Westindien, um sie zu Grunde zu richten; allein da er erfahren hatte, daß

sie bereits nach Europa zurückgekehrt seyen, suchte er sie auch wieder in unserm Welttheile auf. Nach einem Treffen, welches zwischen der französischen und englischen Flotte unter dem Admiral Calder zwischen Corunna und Ferrol, drei und vierzig Seemeilen von Finisterre, vorfiel, und nach dem Berichte beider Theile durch den Nebel unentschieden blieb, landete letztere wieder in ihren Häfen *), und der Zustand zwischen den kriegführenden Mächten wurde wieder wie zuvor.

---

*) a. Der englische Bericht über das Treffen bei Ferrol ist folgender:

Sir,

Gestern um Mittag, als ich mich in 43″ 30′ Breite, und 11″ 47′ Länge befand, wurde ich mit einer Ansicht der vereinigten französischen und spanischen Flotte begünstigt. (I was favoured with a vieve). Sie enthielt 20 Linienschiffe, 3 große Schiffe en Flute bewaffnet von 50 Kanonen, 5 Fregatten und 3 Briggs. Die Flotte unter meinem Kommando bestand aus 15 Linienschiffen, 2 Fregatten, 1 Kutter und 1 Lugger. Ich steuerte unmittelbar auf den Feind zu, und machte die gehörigen Signale zur Schlacht in naher Ordnung, und als ich ihn erreichte, so machte ich das Signal zum Angriff seines Zentrums. Sobald ich sein Hintertreffen erreicht hatte, ließ ich meine Flotte wenden. Dies brachte uns nahe unter die Windseite. Der Feind wandte sich gleichfalls, sobald unsere vordersten Schiffe sein Zentrum erreicht hatten, welches mich nöthigte, dieses Manövre noch einmal zu wiederholen, wodurch ich denn ein Gefecht hervorbrachte, welches ohngefähr 4 Stunden dauerte, worauf ich es für nöthig fand, die ganze Flotte zu versammeln, um die genommenen Schiffe, den St. Raphael von 84 und el Fermo von 74 Kanonen, zu decken.

Inzwischen hatte sich Napoleon zum französischen Kaiser krönen, und nach diesem glänzenden Akt

---

Ich muß bemerken, daß der Feind während des ganzen Tags die Vortheile des Windes und Wetters hatte. Die Luft war größtentheils des Morgens neblicht gewesen, und es wurde, kurz nachdem wir den Feind zur Aktion gebracht hatten, zu Zeiten so neblicht, daß wir mit großer Schwierigkeit das Schiff vor und hinter uns sehen konnten. Dieß machte es mir unmöglich, durch Signale die Vortheile über den Feind zu erhalten, wie ich gewünscht hatte. Wäre das Wetter günstiger gewesen, so würde, glaube ich, der Sieg noch vollständiger gewesen seyn.

b. Der französische Bericht über eben dieses Treffen ist folgender:

Am 5ten Juni war die kombinirte Flotte von Martinique abgesegelt. Als sie am 9ten Juli auf der Höhe von Cap-Finisterre angekommen war, mußte ich bis zum 22ten Juli beständig gegen widrige Ostwinde kämpfen. An diesem Tage erhielt ich die Nachricht von einigen 20 feindlichen Segeln; sogleich stellte ich die Flotte in Schlachtordnung. Admiral Gravina führte die Avantgarde und eröffnete das Feuer gegen die Schiffe des Feindes, welcher vergebens unsere Arriergarde zwischen zwei Feuer zu bringen suchte. Die Kanonade dehnte sich nach und nach fast auf die ganze Linie aus. Der Nebel war aber so dick, daß jedes Schiff kaum noch den vor ihm stehenden Matrosen sehen konnte. Wir schoßen unter dem Lichte, welches das Feuer des Feindes uns gewährte, und fast immer ohne ihn zu sehen. Der Nebel dauerte den ganzen Abend fort, und verhinderte, Bewegungen durch Signale zu machen. So viel ich bemerken konnte, war der ganze Vortheil des Gefechts für uns. Bei Tagesanbruch vermißten wir zwei spanische Linienschiffe, el Fermo und St. Raphael.

Großbrittannien den Frieden anbieten lassen. Zugleich aber rüstete er sich mit neuen Kräften, und drohete, im Falle man seinen Antrag nicht annehmen würde, mit einer Landung. Das brittische Ministerium verwarf das Anerbieten nicht gänzlich, berief sich aber in seiner Antwort auf eine Rücksprache mit seinen Alliirten, die nothwendig eine neue Koalition auf dem Kontinente voraussetzte. Und sie kam auch bald zum Vorschein diese Koalition; indem Rußland, Oestreich, Schweden öffentlich, andere minder bedeutende Mächte heimlich unter dem Namen einer bewaffneten Vermittelung mit Kriegsheeren auftraten. Die Geschichte des Krieges, welche die Folge davon war, ist bekannt. Wir kehren daher wieder zu dem Seewesen zurück, indem wir zur nämlichen Zeit, wo jene zerstörende Gefechte zu Lande vorfielen, eine Seeschlacht zu beschreiben haben, welche jenen an Glanz und Wichtigkeit gleicht.

In Uibereinstimmung mit dem Admiral Gravina entschlossen wir uns, den Feind von neuem anzugreifen; dieser aber zog alle Segel auf, um ein neues Gefecht zu vermeiden. In der Unmöglichkeit ihn zur Schlacht zu bringen, segelte ich fort, um mich, meinen Instruktionen gemäß, mit der Eskadre von Ferrol zu vereinigen. Immerhin war das Gefecht für die Waffen beider Mächte ehrenvoll, und ohne den dicken und beständigen Nebel, der die Bewegungen und den Rückzug des Feindes begünstigte, wäre er weder unsern Bemühungen noch einer entscheidenden Schlacht entgangen.

Die Schlacht bei Austerlitz war ein schönes Seitenstück zu der bei Trafalgar. Dort hat Frankreich seine Uiberlegenheit zu Lande, hier England seine zur See an Tag gelegt. Dort donnerte der Zeus des Kontinents, hier schwang Neptun seinen Dreizack über die Meere. Dort entwickelte Napoleon alle Künste der Land-, hier Nelson jene der Seetaktik. Beide Schlachten wurden mit gleichem Siege gekrönt; und wenn man dem glücklichen Imperator Triumphpforten in Paris errichtet, so trauert ganz England bei dem Leichenzuge des gebliebenen Admirals.

Die vereinigte französisch-spanische Flotte, welche, nach ihrem Zuge nach Westindien, nun wieder Europa erreicht hatte, lag jetzt zu fernern Unternehmungen in dem Hafen von Kadix bereit. Am 19ten Oktober 1805 ließ der Admiral Villeneuve die Signale zum Auslaufen geben. Nelson, welcher davon Nachricht erhielt, schloß sogleich aus ihrer Richtung, welche nach dem Winde östlich gieng, daß ihre Bestimmung nach dem mittelländischen Meere sey. Er zog daher mit allen Segeln nach der Meerenge von Gibraltar, um ihr ein Treffen zu liefern. Es waren 27 Schiffe, worunter drei von 64 Kanonen sich befanden.

Die kombinirte Flotte hatte auch wirklich in fünf Kolonnen diesen Weg genommen. Als der englische Admiral von dem Kapitän Blackwood, welcher die Straße bewachte, vernommen hatte, daß noch kein feindliches Schiff durchgekommen sey, rückte er sogleich

den verbundenen Flotten entgegen, und entdeckte sie den 21ten, bei Tagesanbruch, sieben Meilen östlich vom Kap Trafalgar.

Der Wind kam von Westen und war nicht gar stark. Nelson, schon zuvor zu einer Schlacht vorbereitet, gab das Zeichen zum Angriffe, welcher auch, um allen Aufschub zu vermeiden, den gewöhnliche Schlachtordnungen nöthig machen, in zwei Kolonnen sogleich vollzogen wurde.

Die feindliche Linie bestand aus 33 Schiffen, worunter 18 französische und 15 spanische waren; erstere vom Admiral Villeneuve, letztere von Gravina kommandirt. Die Spanier bildeten ihre Schlachtlinie mit großer Kaltblütigkeit und Richtigkeit. Da der Angriff der englischen Flotte hauptsächlich auf das Zentrum gerichtet war, so ließ Villeneuve eine Schwenkung machen, wodurch die Spanier, welche anfänglich den Observationszug ausmachten, nun die Arriergarde wurden, und nördlich gegen die Leeseite, in der Form eines halben Mondes, sich entwickelten. Gravina gab seinem Geschwader die gemessensten Befehle, dieses Manövre mit der größten Geschwindigkeit auszuführen; und als der Feind sich näherte, zogen sich die Schiffe beinahe auf zwei Linien sehr enge zusammen. Der französische Admiral befand sich auf dem Bucentaur im Zentrum; der spanische auf dem Schiffe, der Prinz von Asturien genannt, jetzt bei der Arriergarde. Die französisch-spanischen Schiffe waren aber selbst untereinander gestellt.

In diesem Zeitpunkte rückte Nelson mit seinen Kolonnen gegen das feindliche Zentrum an. Er führte auf dem Linienschiffe Viktori gegen die Windseite die eine, Collingwood auf dem Royal Souvereign gegen die Leeseite die andere an. Das Treffen begann um 12 Uhr Mittags. Die vordern Schiffe der englischen Kolonnen durchbrachen sogleich die feindliche Linie; die erstere bei dem zehnten Schiffe des vordern, die letztere bei dem zwölften des hintern Treffens, und der Kampf war nun allgemein geworden.

Da durch dieses kühne Manövre die Schlacht nicht mehr in der Ferne, sondern selbst an der Mündung der Kanonen geliefert wurde, so war sie auch zerstörend und entscheidend. Viele Schiffe wurden entmastet, andern die Seitenwände eingeschossen, manche versanken, und ein Theil davon flog in die Luft. Die Matrosen fochten im Meere und auf den Schiffen; Feuer und Wasser waren mit gleicher Gewalt mörderisch, und was dem Geschütze des Feindes entronnen war, fand seinen Tod in den Wellen. Von beiden Seiten wurde mit einer Hartnäckigkeit und Tapferkeit gefochten, die nur Seeleuten eigen ist, welche mit dem Tode bekannt sind. Schon war manches Schiff in Flammen aufgegangen, oder im Meere versunken, oder trieb in Unthätigkeit, als ein trauriger Trümmer, auf dem Wasser herum, und noch schien die Schlacht nicht entschieden. Allein da die Engländer gleich beim Anfange derselben die verbundenen Flotten

in Unordnung gebracht hatten, so neigte sich endlich der Sieg auf ihre Seite.

Um 3 Uhr Nachmittags hatten viele französische oder spanische Schiffe schon ihre Flaggen gestrichen, und kurz darauf gieng ihre Linie ganz auseinander. Admiral Gravina segelte mit 10 Linienschiffen und Fregatten nach Kadix zurück; die übrigen wurden größtentheils gefangen, oder zu Grunde gerichtet. Neunzehn Linienschiffe, worunter zwei von der ersten Größe, die Santissima Trinidad und Santa Anna, kamen in die Gewalt der Britten. Der Admiral Gravina wurde tödtlich verwundet; der Admiral Villeneuve, Don Ignazio Maria d'Alvala, Vize-admiral, und der Kontreadmiral Baltazar Hidalgo Zisneros nebst vielen andern Offizieren kamen in englische Gefangenschaft. Der übrige Verlust der Verbundenen ist nicht zu bestimmen.

Dieser vollkommene Sieg der Britten wurde aber mit dem Tode ihres Anführers, des tapfern Nelson, erkauft. Während dem Treffen wurde er mit einer Flintenkugel in die Brust geschossen, und starb, wie ehemals Epaminondas, und im amerikanischeu Kriege der General Wolf, mit der Nachricht des von ihm erfochtenen Sieges.

Solche Begebenheiten, wie die bei Austerlitz und Trafalgar, erinnern den Geschichtschreiber an die Biographien des Plutarchs. Zwei große Schlachten, die eine zu Land, die andere zu Wasser, fast zur näm-

lichen Zeit gefochten, und zwei solche Männer, wie Napoleon und Nelson, machen eine herrliche Parallele in dem Pantheon der Geschichte.

Die Nationen, für welche sie stritten, sind auch nicht undankbar und unempfindlich bei großen Thaten. In Paris werden Triumphpforten und Ehrensäulen errichtet; der Senat, die Großen des Reichs, das Volk und die Repräsentanten der Nation gehen ihrem siegreichen Imperator entgegen, und empfangen ihn mit Triumphliedern und Siegesgeschrei. Diesem Freudenfeste in Paris steht der Leichenzug des verstorbenen Helden in London nicht nach. Die Volontäre und Matrosen, die Prinzen und Pärs, die Parlamente und andere Obrigkeiten, nebst einer unzähligen Menge Volks begleiteten die Leiche eines Mannes, der für das Vaterland gestorben ist; und ganz England legt Trauer an, um seine Theilnahme an seinem Tode zu bezeugen.

Solche Auftritte und Ehrenbezeugungen großer Nationen müssen einen jeden Deutschen mit Traurigkeit und Indignation erfüllen. Während dem man dort das vorübergegangene Verdienst ehrt, und dadurch zu künftigen Unternehmungen reizt, sucht man in Deutschland noch das Grab eines Leibnitz, das Denkmal eines Laudon, und den Namen eines Walpoden auf. Wir Deutsche haben kein Vaterland, keine Verfassung, und folglich auch keine Schlachten bei Austerlitz und Trafalgar zu verherr-

lichen. Andere Nationen beschämen und besiegen uns; und wenn wir noch etwas Großes finden wollen, müssen wir es bei unsern Geschichtschreibern und Dichtern suchen.

Nach dem spanischen Berichte war der Zustand der Schiffe, welche zu der vereinigten Flotte gehörten, folgender:

I. Französische Schiffe.

1. Der Pluto — Schiffskapitän Cosmao — eingelaufen, aber sehr beschädigt.
2. L'Indomptable — Schiffskapitän Hubert — desgleichen.
3. Der Neptun — Schiffskapitän Mästrall — desgleichen.
4. Der Held — Schiffskapitän Porlain — desgleichen.
5. Der Argonaut — Schiffskapitän Epron — desgleichen.
6. Der Algesiras — Kontreadmiral Magon — entmastet, in üblem Zustande, und mit Bewilligung der Engländer in die Rhede gezogen.
7. Der Bucentaur — Admiral Villeneuve — ganz entmastet, sank bei seiner Einfahrt in die Rhede gänzlich; er war gleichfalls, wie das obige Linienschiff, in der Gewalt der Engländer; den sie unter den nämlichen Bedingnissen, wie den Algesiras, herbrachten. Der Admiral Villeneuve,

der ihn kommandirte, wurde auf ein englisches Schiff gebracht.

8. Der Furchtbare — Schiffskapitän Lukas — sein Schicksal ist unbekannt.

9. Der Unerschrockene — Schiffskapitän Infernet — scheint an der Küste, 5 bis 6 Meilen von Kadix, gescheitert zu seyn, und man ist nicht gewiß, ob die Mannschaft habe gerettet werden können.

10. Der Montblanc — Schiffskapitän Lavillegris — man glaubt ihn versunken.

11. Der Duguay-Trouin — Schiffskapitän Touffet — sein Schicksal ist unbekannt.

12. Der Achill — Schiffskapitän D'Nieuport — ist in die Luft geflogen.

13. Der Adler — Schiffskapitän Courrege — ganz entmastet, war in den Klippen eine Meile von Kadix vor Anker, ohne daß es möglich war, ihm Hilfe zu leisten, und es ist sehr zu befürchten, daß er an der Küste scheitern wird.

14. Der Jähzornige — Schiffskapitän Beaudouin — man glaubt ihn 5 Meilen von hier verunglückt; allein man ist darüber nicht gewiß.

15. Der Fürchterliche — Kontreadmiral Dümanoir — man weiß über dessen Schicksal nichts; man glaubt, er sey mit 2 oder 3 Schiffen nach dem mittelländischen Meere gesegelt.

16. Der Szipio — Schiffskapitän Berrenger — man kennt sein Schicksal nicht.

17. Der Swiftsure — Schiffskapitän Villemandrin — desgleichen.

18. Der Berwick — Schiffskapitän Camas — desgleichen.

Die Fregatten, der Rhein, Hortensia, Cornelia, Themis, Herminone — und die Briggs der Argus und der Brüderliche sind auf der Rhede.

II. Spanische Schiffe.

1. Der heilige Justus — Schiffskapitän Gaston — übel zugerichtet eingelaufen.

2. Der Leander — Schiffskapitän Quevede — desgleichen und ganz entmastet.

3. Der Manzanares — Schiffskapitän Gaston — desgleichen in üblem Zustande.

4. Der Prinz von Asturien — Admiral Gravina — ganz entmastet eingelaufen, und in dem schlimmsten Zustande; der Admiral ist an einem Arm verwundet, und seinem Kontreadmiral Eskano ein Bein durchschossen; man hofft, daß ihre Wunden nicht gefährlich sind.

5. Der heilige Franz von Assisi und
6. Neptun
} ganz entmastet, kamen bis zum Eingange der Rhede; allein der Sturm machte sie an der Küste, unweit dem Fort Meria, scheitern; man fürchtet, daß viele Mannschaft umgekommen ist.

7. Die heilige Anna — Admiral d'Alava — ganz

entmastet, ankerte einige Meilen von Kadix; eine französische Fregatte bugsirte sie bis an die Rhede. — Dieses Schiff war ebenfalls in der Gewalt der Engländer, die den Admiral d'Alava, wegen einer schweren Kopfwunde, von welcher er kaum aufkommen wird, mit auf ihre Schiffe nahmen.

8. Die heilige Dreifaltigkeit — Admiral Zisneros — man hat ziemliche Gewißheit, daß sie versunken sey.

9. Der heil. Augustin — man weiß nicht, wo er ist.

10. Der heilige Jakob,
11. Der Bahama und
12. Der heil. Johannes Nepomuk } sind in der Gewalt der Engländer.

13. Der heil. Ildephons,
14. Der Monarch und
15. Der Argonaut } von deren Schicksal weiß man nichts.

Summa der französischen Linienschiffe — 18.
— der spanischen Linienschiffe — 15.

Von dem Kriegsschauplatze.

Die wichtigsten und zugleich lehrreichsten Kriege sind von je her in Europa geführt worden. Ich habe daher in meinem Werke: System des Gleichgewichts und der Gerechtigkeit, sowohl für die alte als neuere Kriegsgeschichte zwei Karten gezeichnet, worauf der Kriegsschauplatz der vorzüglichsten Bewegungen abgebildet ist und welche man dort nachsehen kann. Hier will ich davon nur das angeben,

was seit der Regierung Kaiser Karls V. darauf vorgefallen ist, indem zu der Zeit erst die regelmäßigen Streitlinien desselben bestimmt wurden.

Nach dem damals schon festgesetzten Systeme des Gleichgewichtes erhielt das europäische Kriegstheater eigentlich vier Hauptstreitlinien, von welchen, als einer Basis, sodann die Operationslinien entweder zum Angriffe, oder zur Vertheidigung ausspringen. Diese sind erstens die französischen Streit- oder Grundlinie; sie besteht aus den Pyrenäen, den Alpen, den Vogesen und dem Rhein; zweitens die russische, sie beginnt an der Ostsee in den finnischen Gebirgen, und zieht längst der Düna, der Weichsel und der Donau hin bis zum schwarzen Meere; drittens die östreichische, sie ist durch die italiänischen Flüsse, welche sich in den Po ergießen, durch die Alpen, schweizer und tyroler Gebirge, durch den Inn, die böhmischen Gebirge, die Elbe, Oder, Weichsel und die Karpaten, endlich durch Siebenbürgen, die Donau, die Sau und die illyrischen Provinzen geschützt; viertens die nordische, ihre rechte Flanke ist der Rhein mit den Niederlanden, ihre linke die Oder und die Elbe, ihre Fronte der Main und die thüringer und hessischen Wälder. Die aus ihnen hervorspringenden Operationslinien werden, sowohl im Angriffe als der Vertheidigung, durch die Flüsse, Heerwege und Festungen bestimmt, welche den Armeen entweder im Vorrücken oder Zurückziehen dienen.

Was hier gesagt wird, ist zwar schon in meinen andern Schriften zu finden *). Es muß aber wiederholt werden, damit diese Abhandlung ihre Vollständigkeit erhalten möge. Wir wollen mit Beschreibung der französischen Streitlinie den Anfang machen, weil sie zuerst gebildet wurde.

Kaiser Karl V. hatte durch die vortheilhaften Heirathen seiner Voraltern so viele Länder ererbt, daß nicht nur Frankreich, sondern ganz Europa Gefahr zu laufen schien, von dem mächtigen Hause Oestreich verschlungen zu werden. Die deutschen Länder dieses Hauses mit der Kaiserkrone, Ungarn, Böhmen, die gesammten Niederlande, ein großer Theil der Lombardie, Neapel, Spanien mit den Besitzthümern in der neuen Welt, waren ihm und seiner Familie zugefallen, und Frankreich war ringsherum von denselben umgeben. Uiber den Pyrenäen, Alpen, den Vogesen, dem Rhein und der Maas gränzte es überall an östreichisches Gebiet oder deutsche Reichsländer, welche Karl als Kaiser auf seiner Seite hatte. Wenn man nun die ungeheure Stärke dieser Staaten betrachtet, nebst ihren innern Quellen und Hilfsmitteln, so sollte man glauben, Frankreich habe ihm nicht widerstehen können. Allein sowohl die politische als geographische Lage dieser Länder gaben den Unternehmungen der

*) Europäische Republik V. Theil. — System des Gleichgewichts II. Theil. — Staatsrelationen hin und wieder.

östreichischen Prinzen und Generäle eine gewisse Schwäche und Langsamkeit, welche sich in allen ihren Operationen zeigte. Für's Erste hatten die verschiedenen Länder auch ihre verschiedenen Verfassungen, und die meisten noch große Privilegien und Freiheiten. Obwohl nun zu der Zeit schon fast in ganz Europa die ständigen Abgaben und der stehende Soldat eingeführt wurden, so war dies noch nicht so ganz in den östreichischen Staaten üblich. In Spanien, den Niederlanden, in Ungarn und Böhmen hiengen die Abgaben und Subsidien noch größtentheils von dem guten Willen der Stände ab; und die deutschen Fürsten hatten sich beinahe schon unabhängig gemacht. Dies machte also die Errichtung einer tüchtigen Armee beschwerlich, und die Operationen langsam. Eben die Privilegien und Freiheiten der verschiedenen Länder waren ein feuerfangender Zunder, wodurch leicht Aufruhr und Unruhen angelegt werden konnten: dazu kam noch die Gährung, welche die Reformation in allen Gemüthern hervorbrachte. Die Gewissensfreiheit wurde daher oft mit der bürgerlichen vermischt, und nichts war den Operationen hinderlicher, als eine Trennung, besonders in Religionssachen.

Dieses waren die politischen Hindernisse; die geographischen hemmten nicht weniger Oestreichs Fortschritte. Seine Länder lagen zu viel auseinander. Frankreich, das protestantische Deutschland und die Lombardie trennten hauptsächlich die östreichischen

Staaten, und zwar auf eine viele Meilen weite Strecke. Die Operationen hatten also keinen Mittelpunkt, aus dem sie vorgenommen werden konnten. Auf allen Seiten setzten sich ihnen Hindernisse entgegen, welche aus dieser Trennung größtentheils entsprungen sind. Wir wollen nun sehen, was die östreichischen Prinzen für Mittel einschlugen, um dieselben aus dem Wege zu räumen, und warum es ihnen nichtsdestoweniger nicht gelungen sey.

Gegen die politischen Hindernisse bedienten sie sich folgender Mittel: 1) Suchten sie die Privilegien und Freiheiten ihrer Staaten nach und nach zu untergraben. 2) Hüteten sie sich, die Landtage zu berufen, damit das Volk durch eine solche Versammlung seiner Stellvertreter nicht auf seine Freiheiten aufmerksamer würde. 3) Hielten sie größere Armeen auf den Beinen, und gaben dem Militärstande eine vorzügliche Auszeichnung. 4) Suchten sie die katholische Religion zu schützen, und alle Neuerungen zu unterdrücken. 5) Waren sie bemüht, alle ihre Länder nach und nach auf einen gleichen Fuß, sey es in religiösen oder politischen Dingen, zu bringen.

Um die geographischen Hindernisse zu beseitigen, mußten sie hauptsächlich gegen Frankreich, das protestantische Deutschland und Italien agiren. Sie hielten also drei oder vier Hauptarmeen auf den Beinen. Die eine agirte in Italien gegen die mit den Franzosen verbundenen italiänischen Staaten, und endlich gegen

Frankreich selbst. Die großen Feldherren, welche Karl V. da aufstellte, waren glücklich. Franz I wurde bei Pavia geschlagen und gefangen, die Lombardie und Rom eingenommen, und endlich der Krieg durch die Provence nach Frankreich selbst gespielt. Allein hier fand die östreichische Armee keinen Unterhalt mehr; die Operationslinie war zu lang, und wegen dem Rückzuge über die Alpen gefährlich; das Unternehmen stockte.

Die zweite Armee rückte aus den Niederlanden in die Pikardie. Auch diese war öfters glücklich, besonders als Philipp II. die Schlachten bei St. Quentin und Grävelingen gewonnen hatte. Dieser König, welcher kein Soldat war, verfolgte aber seine Vortheile nicht, und so wurde die Operation gehemmt.

Die dritte gieng gegen die Pyrenäen; hier war der Zug über die Berge und in den Hohlwegen zu beschwerlich. Der Krieg wurde da nicht mit Nachdruck und Vortheil geführt.

Die vierte zog endlich gegen das mit Frankreich verbundene protestantische Deutschland. Karl V. hatte nach der Schlacht bei Mühlberg das Uibergewicht, besonders weil ihn der katholische Theil unterstützte. Allein er zeigte zu frühe seine Absichten, und wurde von Moriz von Sachsen hintergangen, welcher heimlich einen Bund mit Frankreich machte. Karl mußte den Passauer Religionsfrieden eingehen, und dankte ab.

Es war ein Nachtheil für die Operationen des Hauses Oestreich, daß nach der Abtretung Karls V.

die Kronen desselben unter zwei Linien vertheilt wurden, wodurch Eifersucht und verschiedene Plane eintraten. Der spanische und deutsche Zweig unterstützten einander nicht gehörig, und jeder äusserte besondere Absichten. Indessen hatte Philipp II. eine reichere Quelle in den Bergwerken von Amerika, und einen schwächern Feind durch die innerlichen Unruhen, welche bald in Frankreich ausbrachen. England zog er in sein Interesse, indem er Marien, dessen Königin, heirathete. Durch die Siege von St. Quintin und Grävelingen waren ihm die Thore, und durch die Ligue sogar der Thron von Frankreich eröffnet; die Protestanten in Deutschland wurden von der deutschen östreichischen Linie im Schach gehalten. Allein seine Grausamkeit in den Niederlanden, das Unglück seiner unüberwindlichen Flotte, besonders aber das Bündniß zwischen Heinrich IV. und der Elisabeth, machten alle seine Anschläge auf Frankreich scheitern.

Nach der unglücklichen Regierung Philipps II. vereinigten sich die beiden Zweige von Oestreich wieder, und Frankreich war von neuem bedroht. Die spanischen Operationen giengen über die Pyrenäen und Alpen, besonders aber von Italien und den Niederlanden längs dem Rheine herauf und herunter, und suchten sich hauptsächlich von daher der französischen Gränze zu nähern. Durch das Veltelin verbanden die Oestreicher Italien mit Deutschland. Elsaß und Burgund war ihr Gebiet; Lothringen, Hessendarm-

stadt und die geistlichen Fürstenthümer am Rhein auf ihrer Seite, der Pfalz bemächtigten sich ihre Armeen; die Niederlande waren spanisch, und Frankreich zu Anfang der Regierung Ludwigs XIII. von neuem in bürgerliche Kriege verwickelt.

Zwei Kardinäle, Richelieu und Mazarini, hoben Frankreich aus diesem Gedränge und bereiteten die Macht vor, welche sich in diesem Reiche unter Ludwig XIV. auf allen Seiten zeigte. Die Natur der Sache brachte es mit sich, daß die französischen Operationen nach den östreichischen gerade entgegen gesetzten Maximen eingerichtet seyn mußten. War es Oestreichs Vortheil, die katholische Religion zu erhalten, so nahm Frankreich auswärts die Protestanten in Schutz. Wollte Oestreich allein seine Herrschaft festgründen, so unterstützte Frankreich die neuen Republicken. Gab sich Oestreich Mühe, Bündnisse zu zerstören, so suchte Frankreich deren zu schließen.

Die beiden Arme, wodurch Frankreich wirkte, waren die Protestanten in Deutschland, und die eifersüchtigen italienischen Staaten. England und Portugall schwankten. Die einzige Regierung Elisabeths war für es entscheidend. Mehr dienten ihm die Türken und mißvergnügten Ungarn. So lange Karl V. und Philipp II. lebten, mußte Frankreich sich seiner eignen Haut wehren. Allein als Heinrich IV. den Religionszwist beseitigt, und Richelieu die Großen niedergedrückt hatte, konnte seine Macht sich in ihrer

völligen Größe entwickeln. Die auswärtigen Bündnisse wurden fester, durch England, Schweden und die Türken verstärkt, durch Religion und Freiheit belebt, und die Operationen erhielten ihre ordentliche Richtung.

Die Hauptoperationslinien der Oestreicher waren, wie ich schon bemerkt habe, eine in Italien, die andere in den Niederlanden, und beide vereinigten sich herauf oder herunter am Rheine; die dritte über die Pyrenäen, endlich die vierte über Bayern und Böhmen nach dem nördlichen Deutschlande, und diese wurde von der rheinischen, die Donau, den Neckar und Main her, unterstützt. Es war nun eine Hauptmaxime Frankreichs, diese Linien entweder zu sprengen, oder unsicher zu machen, oder gar aufzuheben. Dazu wählte es drei Mittel. Es suchte sie entweder mit Gewalt und durch geschickte Züge zu durchbrechen, oder zu verwüsten, oder die Bewohner derselben aufrührisch zu machen. In Italien wurden die Fürsten und Staaten, welche Oestreichs Uibermacht fürchteten, aufgehetzt; und als Karl V. von dieser Linie aus in die Provence einbrach, war das ganze Land verwüstet und ihre Nahrungsquellen verstopft. Diese Linie war dadurch unsicher, und die Einfälle in das französische Gebiet über die Alpen hörten auf.

Die niederländische Linie hatte drei Zweige: der eine gieng ins Herz von Frankreich, der andere den Rhein herauf, und kommunizirte mit der italienischen,

und der dritte gieng über den Rhein nach Westphalen und Niedersachsen. Dieser Linie wurde auf einmal so zu sagen das Herz ausgebrochen, indem Frankreich den Aufruhr in den Niederlanden begünstigte. Die Könige von Spanien mußten eine lange Zeit ihr Geld und ihre Truppen gegen ihre eigenen Unterthanen verschwenden, und hatten einen gefährlichen Feind auf ihrer eigenen Linie zu bekämpfen.

Indessen erhielten sie wieder einen festeren Standpunkt, indem der katholische Theil der Niederländer ihnen treu verblieb, und der protestantische zur Ruhe gebracht war. Sie konnten also ihre zerrissene Linie gegen den Oberrhein und Deutschland wieder anknüpfen. Allein diese suchte jetzt Frankreich mit Hilfe der Schweden und protestantischen Fürsten zu durchbrechen. Die Kette dieser Linie waren Veltelin, Mümpelgard, Elsaß, die geistlichen Staaten am Rheine, die Rheinpfalz, welche die Spanier besetzt hatten, Burgund, Lothringen und die katholischen Niederlande. Die Franzosen nahmen jetzt Veltelin in Besitz. Nach der Schlacht bei Leipzig vertrieb Gustav Adolf die Spanier vom Rheine und aus der Pfalz; die Schweden und Franzosen nahmen dann Elsaß ein, in Italien hielten letztere die östreichischen Armeen im Schach, und die ganze Linie war gesprengt.

Die dritte Linie gieng über die Pyrenäen. Auf dieser konnte Frankreich ganz beruhigt seyn. Ehe die Spanier da eindringen konnten, hatten erstere schon

alle Vortheile der Vertheidigung durch die Gebirge und festen Plätze; und wenn letztere auch wirklich eingedrungen waren, stunden sie in Gefahr abgeschnitten, oder gänzlich aufgerieben zu werden.

Die vierte Linie gieng nicht unmittelbar gegen Frankreich, sondern über Böhmen und Franken gegen seine Verbundenen, nämlich die Schweden und protestantischen Fürsten in Deutschland. Allein nach den Siegen Gustav Adolfs durfte das französische Ministerium nur dieselbe unterstützen und leiten, so daß es dieselbe sogar mäßigen mußte. Im äussersten Falle hetzte es die Türken, Böhmen und Ungarn auf, und der Wiener Hof war gezwungen, für die Sicherheit seiner eignen Länder zu sorgen.

Um für die Zukunft noch mehr dieser Linien Meister zu seyn, ließ sich Frankreich durch den westphälischen Frieden die drei lothringischen Bisthümer Metz, Toul und Verdun, das Elsaß, Pignerol und andere kleine Distrikte *), und durch den pyrenäischen Roussillon, Perpignan, Conflans und einige vortheilhafte Plätze in den Niederlanden **) abtreten. Dadurch wurde es Meister vom Rheine, konnte die dortigen Operationen seiner Feinde flankiren, sicherte noch mehr die Pyrenäen, und bekam neue Festungen in den Niederlanden.

---

*) I. P. M. Art. 70 — 72.

**) I. P. Pyr. Art. 37 — 52. S. 1 — 89.

Unter und nach Ludwig XIV. ist Frankreich aus dem Zustande der Vertheidigung in jenen des Angriffs übergegangen. Heinrich IV. hatte das Haus Bourbon von Innen und Aussen beliebt und geschätzt, Richelieu fürchterlich gemacht. Die gegen Oestreich eifersüchtigen Mächte sahen es noch lange als die Freiheits- und Gleichgewichtshalterin von Europa an, da es doch schon gefährlicher, als jenes war.

Ludwigs XIV. Absichten giengen zuerst auf Burgund und die Niederlande, dann auf Lothringen und das linke Rheinufer, endlich auf Italien und die spanische Krone. Seine Hauptfeinde waren Oestreich und die Seemächte. Jenes konnte ihn in Italien, Spanien und den Niederlanden, diese auf seinen Inseln und Küsten angreifen. Er und seine Nachfolger suchten daher in Italien den Herzog von Savoyen, damaligen König von Sardinien, in Deutschland zuerst das pfalz-bairische, dann brandenburgische Haus auf ihre Seite zu ziehen, und in Spanien gewannen sie einen Theil der Großen, Portugal, ja endlich den König selbst.

Wodurch sie sich aber hauptsächlich ihre Macht deckten, war die eigene Befestigung ihrer Grenzen und die Verbesserung ihrer Marine. Es wird der Mühe werth seyn, hier die militärischen Punkte und Linien, welche sich die Bourbonen jetzt zu erwerben wußten, anzugeben.

Durch den pyrenäischen Frieden hatten sie die

Höhe der Pyrenäen erreicht, und alle Eingänge so mit Festungen gedeckt, daß sie hier eher angreifen konnten, als sich zu fürchten hatten. In allen Kriegen, welche Frankreich gegen Spanien führte, hatte es am Ende diese Gebirge überstiegen, und Eroberungen gemacht.

Ein Gleiches thaten sie gegen Italien. Sie bestimmten die Höhe der Alpen zur Grenze, deckten die Zugänge durch feste Plätze, und spielten meistens den Krieg in dies Land selbst, wo ihnen Flüsse und Festungen dienten.

Die gefährlichste Linie für Frankreich war jene, welche es vom deutschen Reiche schied. Sie gieng von Basel bis Dünkirchen. Allein auch auf dieser wußten sie sich alle Vortheile und das Uibergewicht zu verschaffen. Ihr rechter Flügel war das Elsaß. Dieser war zuerst durch den Rhein, dann durch eine fortlaufende Reihe von Festungen und endlich durch die Vogesen gedeckt. Ein Feind, welcher über den Rhein gesetzt war, konnte sich nicht lange darauf erhalten, wegen der Menge der Festungen und dem Hinterhalte in den Gebirgen. Wollte er ihn bei Porentru und Bitsch tourniren, so stand er in Gefahr, hinter den Vogesen gänzlich abgeschnitten oder aufgerieben zu werden. Die meisterhaften Feldzüge Turrenne's und Montecuculi's zeigen deutlich, daß dieser Theil der französischen Grenze mit einer kleinen Armee zu vertheidigen war; besonders da noch Befort, Hüningen, Bitsch, Landau

und die Linien hinter der Queich und Lauter seine Flanken deckten.

Das Zentrum dieser Linie lag etwas weiter gegen Lothringen zurück, und dies gab ihm eben seine Stärke. Ein Feind, welcher da in Frankreich dringen wollte, stund in Gefahr, rechts oder links flankirt oder tournirt zu werden. Es hatte vor sich die Gebirge bei Kaiserslautern, auf seiner Linie die Saar und viele feste Plätze, und hinter sich neue Festungen, welche es unterstützten und Rückzüge sicherten.

Der linke Flügel war von Natur der schwächste, aber durch Kunst und politische Verhältnisse nicht minder gedeckt. Er erstreckte sich größtentheils an der Mosel, Maas und Sambre, die Niederlande hinab; hatte an verschiedenen Orten hervorspringende Winkel, und wurde von den französischen Generälen mit so vielen kreuz- und schachweise angelegten Festungen besetzt, daß kein Feind dort eindringen konnte, ohne nicht eine oder mehrere entweder vor der Fronte oder auf der Flanke zu haben. Zwei der größten Feldherrn des verflossenen Jahrhunderts, Eugen und Marlborough, sind darauf nach vielen entschiedenen Siegen nicht weiter gekommen, als bis Landreci, und eine einzige Schlappe, welche sie bei Denain erhielten, warf sie wieder zurück, obwohl sie schon ihre Flanken durch Einnahme beträchtlicher Festungen gedeckt hatten. In dem letzten Kriege haben die kombinirten Armeen ihr weiteres Vordringen in der Mitte dieser Linie theuer

bezahlen müssen. Pichegrü und Jourdan operirten auf ihre Flanken, und drohten sie zu tourniren. Sie mußten sich bis über den Rhein zurückziehen.

Dieses sind die geographischen Vortheile, welche der französische linke Flügel hatte. Die politischen waren nicht minder günstig. Die Niederlande waren anfänglich spanisch-östreichische, dann wurden sie durch den Utrechter Frieden deutsch-östreichische Provinzen. In beiden Fällen lag die Hauptmacht des Feindes zu weit von ihnen entfernt, als daß dort eine Unternehmung mit Uiberraschung oder Nachdruck vollführt werden konnte. Ja öfters wurden die Operationen durch die inneren Unruhen dieser Länder noch gehemmt; und wenn auch England und Holland nebst den deutschen Fürsten die Oestreicher unterstützten, so hatte die zusammengedrängte französische Macht wenigstens der Nähe wegen alle Vortheile. Man darf nur die Feldzüge eines Condé, Eugen, Luxemburg, des Grafen von Sachsen und Pichegrü's betrachten, so fällt es in die Augen. Es war ganz natürlich, daß die Franzosen auf allen diesen Linien am Ende das Uibergewicht behaupteten, und, da sie dieselben während den Kriegen nur militärisch benutzt und besetzt hatten, sie auch durch den Frieden erhielten.

Bei den Friedensschlüssen von Nimwegen, Ryswick, Utrecht, Baden, Rastadt, Aachen und Wien, wurden Burgund, Franche Comté, Lothringen, ein großer Theil der Niederlande, der übrige Theil vom

Elsaß, und die spanische Krone selbst an das Haus Bourbon abgetreten *).

Man hat die ausserordentliche Stärke der französischen Militärlinien nicht deutlicher sehen können, als bei dem verflossenen Revolutionskrieg, wo ganz Europa gegen Frankreich zu Felde zog, und dieses Reich noch von Innen so ausserordentlich zerrüttet und erschüttert war. Ich habe bereits schon in meinen andern Schriften die Operationen der französischen Revolutionsgeneräle angeführt, und die Ursachen und Punkte angegeben, wodurch sie siegten; wir wollen sie hier nur berühren.

In den ersten Feldzügen mußte sich Frankreich seiner eigenen Haut wehren. Denn bei dem Ausbruche dieses so merkwürdigen Krieges war es durch Faktionen getheilt, von seinen bisher berühmtesten Offizieren verlassen, ohne Geld, ohne Kredit, ohne geübte Truppen, und von der Macht von ganz Europa bedroht. Allein schon an dem ersten Feldzuge, welchen Dümourier, Custine und Montesquieu anführten, sahe man die große Uiberlegenheit seiner militärischen Vortheile. Die Niederlande, das linke Rheinufer und Savoyen

*) Ex pace Breda. Art. 3—7. 10—11. ex pace aquisgran. Art. 3—4—8. ex pace London. Art. 3. ex pace Neomag. Art. 5, 11, 12, 13, 14, 15, 16, 28. ex pace Ryswic. Art. 4, 5, 10, 19, 23—33 etc. ex pace Ultrajac. Art. 2, 3, 6, 10. ex pace Rast. et Bad. Art. 3—12 etc. ex pace Viennens. Art. praelim. 1, 2. Art. 9 etc.

wurden eben so schnell eingenommen, als angegriffen. Indessen ist es doch wahrscheinlich, daß die französische Revolution in ihrem Ausbruche erstickt worden wäre, wenn die zu der Zeit verbundenen Mächte mit so viel Volk und auf so vielen Seiten in Frankreich eingedrungen wären, wie im Jahre 1814.

Die folgenden Feldzüge waren voll Unglück und Gefahren für die Franzosen. Ganz Europa zog jetzt mit neuen und mächtigen Heeren gegen seine Grenzen, und die innerlichen Unruhen erleichterten die Siege seiner Feinde. Die Niederlande, das linke Rheinufer, die Weißenburger Linien nebst vielen Festungen wurden wieder von ihnen erobert; Lyon, Toulon und die Vendee drohten dem Herzen von Frankreich. Der Heilsausschuß verließ sich allein auf die Quellen seiner Bevölkerung und seiner Aecker, und auf die Vortheile der militärischen Linien, welche seine Grenzen beschützten. So lange die koalisirten Armeen noch nicht Meister von den niederländischen Festungen, der Mosel, den Vogesen und den Alpen waren, konnte man noch mit aller Zuversicht die Vertheidigung der Republik hoffen. Alle streitbare Mannschaft wurde jetzt auf die Grenzen getrieben, und das weitere Vordringen der Feinde durch Behauptung dieser Punkte aufgehalten. Die französischen Feldherren suchten sich fest auf dem Lager von Maulde, an der Mosel, bei Hornbach und hinter den Vogesen und Alpen zu behaupten.

Da diese erste Gefahr abgehalten war, wagte man

es nun, in den künftigen Feldzügen selbst angriffsweise zu Werke zu gehen. Man suchte die ganze Linie der Feinde beständig zu beunruhigen, und operirte auf ihre Flanken. In den Niederlanden tournirte man die östreichisch = englische Armee auf beiden Seiten, und zwang sie über den Niederrhein zu gehen. Im Elsaß verdrängte man sie eben so aus den Hardgebirgen und Weisenburger Linien; in Italien bemeisterte man sich der Alpen, und gegen Spanien der Pyrenäen.

Durch diese Siege gewannen die Franzosen jene fürchterliche Grundlinie, wodurch sie nach der Hand ganz Europa überwältigten. Diese Linie war jetzt von Italien bis nach den Niederlanden als ein großes verschanztes Lager anzusehen, aus welchem sie alle ihre Nachbarn überfallen konnten, ohne selbst einen Angriff befürchten zu müssen. Auf ihrer rechten Flanke hatten sie jetzt ihren Alpenlinien noch zwey vorspringende Basteyen gegeben, die Apenninen und die Schweiz, wodurch sie jede in Italien vorrückende Armee flankiren und in den Rücken nehmen konnten. Von der Schweiz bis nach Holland, hatten sie auf ihrer Fronte einen ungeheuer breiten und mit doppelten Festungen besetzten Graben, den Rhein, und hinter ihm noch eine zweite Befestigungslinie oder einen Wall, die Vogesen und Hardgebirge; ihre linke Flanke war durch Flüsse, Festungen und die Kanäle in Holland gedeckt. Wo also jetzt ein Feind eindringen wollte, sey es in Italien, oder in Schwaben, oder am untern Rhein,

stund er in Gefahr, umgangen und abgeschnitten zu werden.

Bei den im Jahre 1799 beginnenden Feindseligkeiten wurden den Franzosen zwar wieder aus Italien und Deutschland zurückgeschlagen: allein so lange sie noch die Alpen und die Schweiz im Besitz hatten, war alles Vorrücken der neuen Koalition gefährlich. Suwarow und der Erzherzog sahen dies ein, und suchten sie aus bei den festen Punkten heraus zu operiren. Jener gieng über den Gotthard, dieser über den Rhein; aber Massena behauptete unerschüttert seinen Posten bei Zürch in der Schweiz, und Buonaparte überstieg bei dem folgenden Feldzuge die Alpen, Moreau gieng über den Rhein, und beide schnitten so die östreichische Armee auf beiden Flügeln in der Mitte entzwei.

Nicht zufrieden, diese Vortheile sich während dem Kriege verschafft zu haben, suchte das französische Gouvernement dieselbe auch im Frieden zu behaupten.

Der Friede von Lüneville und Basel gab Frankreich Piemont, Cisalpinien, Ligurien, Helvetien und Batavien zu Vormauern und abhängigen Alliirten; die Pyrenäen, Alpen, die Vogesen, den Rhein und eine Menge in dreifacher Linie liegender Festungen zu Bollwerken, und Spanien, Italien und das deutsche Reich zu schwachen Nachbarn *).

---

*) Ex pace Basil. Art. 3, 4. etc. ex pace Lünevill. Art. 2—6—11. etc.

Nach dieser vortheilhaften Veränderung der politisch-militärischen Lage Frankreichs blieben also noch vier Mächte in Europa übrig, welche es mit Kraft angreifen konnten; Oestreich und Preussen, Rußland und England. Allein die zwei ersten waren zu sehr in politischer Rücksicht getrennt, als daß eine Vereinigung unter ihnen glaubwürdig schien; und eine jede für sich mußte sich sehr bedenken, es allein mit der mächtigen Republik aufzunehmen. Rußland ist ein fürchterlicher Koloß, aber zu weit von Frankreich entfernt, um mit Nachdruck zu Land handeln zu können. England konnte für sich allein nur zur See agiren. Man mußte daher die fast unglaubliche Verbindung dieser vier noch übrigen Hauptmächte voraussetzen, um Frankreich auf einen gefährlichen Standpunkt zu bringen. In dieser Voraussetzung mußte man annehmen, daß Oestreich, von einer beträchtlichen Armee Russen unterstützt, in Italien eindränge, und so glücklich wie im Jahre 1799 die Franzosen über die Alpen triebe. Eine andere östreichisch-russische Armee dränge gegen die Schweiz und in Schwaben vor, und wäre eben so glücklich wie im Jahre 1799. Beide operirten dann auf die Flanken der Franzosen, welche die Schweiz behaupten wollten, und suchten sie, wenn sie sich hielten, durch einen Uibergang über den Gotthard und Bernhard, und über den Rhein zu umgehen. Eine dritte gienge bei Basel und Speier über diesen Fluß, suchte das Elsaß

zu tourniren, und Mainz zu masquiren. Eine vierte, von Preussen, Russen, Engländern und Norddeutschen zusammengesetzt, operirte die Mosel hinauf, und eine fünfte suchte sich Hollands und der Niederlande zu bemächtigen, indessen die Engländer die Inseln hinwegnähmen, und über die Pyrenäen die Küsten beunruhigten. So wäre dann Frankreich auf seine vorigen Grenzen gebracht. Allein bei diesem Unternehmen wurde zu gleicher Zeit eine große Einigkeit unter den verbundenen Mächten, eine noch größere unter ihren Generälen, und ein noch größeres Glück in den ersten Feldzügen vorausgesetzt. Wer die damalige politische Lage von Europa kannte, mußte an ersterem, wer die Geschichte der Koalitionskriege kennt, am andern, und wer die bisherigen Feldzüge kannte, noch mehr an letzterm zweifeln.

Indessen war die damalige Lage in Europa, und der damalige französisch-englische Krieg so geeigenschaftet, daß es über kurz oder lange doch wieder zu blutigen Auftritten auch auf dem Kontinente kommen mußte. Der letzte Krieg, noch mehr aber die Friedensschlüsse, hatten die Verhältnisse so abgeändert und gefährlich gemacht, daß am Ende vielleicht noch Verzweiflung entscheiden mußte. Wir wollen daher Frankreichs politische Lage gegen England besonders betrachten; zuvor aber erst einen Blick auf seine Inseln und ausser-europäischen Besitzungen werfen, und seine Marine würdigen, ehe wir darauf zurückkommen.

Die Franzosen scheinen mehr Genie für die Waffen und für Künste des Luxus, als für Handel und die Gewerbe zu haben. Frankreich, von beiden Seiten mit Meer umgeben, ist von der Natur aufgerufen, eine Seemacht zu gründen; allein erst die ausserordentlichen Vortheile, welche die Spanier, Engländer und Holländer sich durch den Handel erworben hatten, reizten seine Regierung, auf auswärtige Besitzthümer und Handelszweige zu denken. Zwar rüsteten schon frühe einige Waghälse und Kompagnien Schiffe aus, um die beiden Indien zu besuchen; zum Beispiel im Jahr 1503 Gonneville zu Rouen, im Jahr 1601 eine Handlungsgesellschaft in Bretagne, im Jahr 1616 ein gewisser Girard le Flamand in der Normandie, im Jahr 1633 Reginon zu Dieppe ꝛc. Einige davon waren auch so glücklich, beträchtliche Vortheile davon zu tragen, ja selbst Madagaskar in Besitz zu nehmen; allein die wahre Epoche des französischen Handels schreibt sich von Ludwig XIV. und seinem Minister Colbert her.

Dieser König, welcher in allem glänzen wollte, und durch seinen Ehrgeiz auch die Seemächte gegen sich gereizt hatte, suchte jetzt Frankreich eben so fürchterlich auf den Meeren zu machen, als es bereits durch seine geschickten und siegreichen Generäle zu Land war. Nach dem Beispiele der Holländer und Engländer wurde im Jahre 1664 eine west- und ostindische Handlungskompagnie errichtet, Flotten ausgerüstet und Kolonien

angelegt; allein Frankreich konnte dem mächtigen England auf der See nie das Gleichgewicht halten.

Die Kriege, welche es jetzt beständig gegen die Seemächte und besonders gegen England führen mußte, erschöpften eben so seine Finanzen als seine Seemacht; aber in keinem Kriege ist letztere so sehr zu Grunde gerichtet und zerrüttet worden, als in dem siebenjährigen und letztern Revolutionskriege. Die Engländer schlugen seine Flotten, zerstörten seine Häfen und Kolonien, und nahmen den größten Theil seiner auswärtigen Besitzungen ein. Durch den Pariser Frieden erhielt es zwar Pondichery und seine übrigen Länder in Ostindien bis auf einen kleinen Theil wieder; auch wurden ihm die Inseln Goree, Martinique, Guadeloupe, Marie Galante, Desirade, St. Lucie und Belleisle wieder gegeben. Es bekam ferner den eingeschränkten Fischfang bei Newfoundland, und die Inseln St. Pierre und Miquelon zu dessen Unterstützung *). Dagegen mußte es an England Senegal, Canada bis an den Missisippi, Capbreton, und die Inseln Grenade, St. Vincent, Dominique und Tabago abtreten **).

Fast in allen Kriegen mußte Frankreich seine Inseln auf dem Kontinente erobern. Während dem es hier

*) Ex pace Paris. Art. 4. 7. 8. 9. 10. 11.

**) Es erhielt sie nach dem glücklich geführten amerikanischen Kriege durch den zweiten Pariser Frieden größtentheils wieder.

alle Mächte Europens zittern machte, verlohr es seine Gewalt auf den Inseln und Meeren. Der Friede von Amiens gab ihm zwar alle seine auswärtigen Besitzungen wieder: allein es war leicht vorzusehen, daß dieser Traktat von keiner langen Dauer seyn würde; denn das brittische Ministerium durfte die Wiederherstellung seiner Marine nicht zulassen. Der Krieg mit England begann also wieder, und war für ganz Europa so bedenklich, daß es fast scheinen mochte, als ob darin entschieden werden sollte, ob Rom oder Karthago die Herrschaft der Welt erhalten würde.

Da Frankreich mit seiner Marine der englischen die Spitze nicht bieten konnte, so blieben ihm nur zwei Mittel übrig, den Krieg mit einigem Nachdruck zu führen. Es mußte die Engländer entweder beständig im Schach halten, und dadurch ihre Finanzen zu Grunde richten, oder durch eine Landung sie auf ihrem eignen Boden angreifen. Das erstere Mittel war langsam und für die Republik selbst erschöpfend, das zweite gewagt und verzweiflungsvoll.

Ohnehin war es schon schwer, bei der damatigen Lage der Dinge mit einer hinlänglichen Armee aus den Häfen zu kommen. Die englischen Flotten, welche sie auf allen Seiten entweder sperrten oder doch beunruhigten, hatten bis dahin die Franzosen immer noch auf dem ersten Mittel erhalten. Indessen war dieses doch das Haupthinderniß nicht, welches Frankreichs Unterneh-

mungen aufgehalten haben würde. Die französischen Anführer konnten Demonstrationen nach Egypten, den Indien und Irland machen, und so auf irgend eine Art landen, ohne von der englischen Marine beunruhigt zu werden. Die Operationen nach einer etwaigen Landung sind also die Hauptsache, worauf wir Rücksicht nehmen müssen.

„Auf der englischen Küste," sagt der General Lloid, „giebt es drei Häfen, wo eine große Flotte sicher liegen kann. Einen von diesen muß der Feind wegnehmen. Gesetzt nun auch, dies sey ihm gelungen, und die Engländer hätten sogar kein einziges Schiff mehr, wodurch sie ihm die Zufuhr abschneiden könnten; man lasse ferner die Franzosen mit einer Armee von hunderttausend Mann auf der schwarzen Heide (Blak Heath) oder bei der Londner Brücke kampiren, so ist dadurch noch nichts entschieden.

„Es giebt in England 200,000 Mann, welche Kriegsdienste gethan haben. Die Hälfte davon würde ich beritten machen, die andere möchte zu Fuß fechten; sie würden nach Erforderniß der Umstände unter einander gemischt. Fünfzigtausend Mann sollten in Surry und Sussex, und eben so viele in Essex ihre Stellung nehmen, und gegen die feindliche Linie agiren, welche in diesem Falle auf die Dünen zugehen muß, weil kein anderer Ankerplatz für die Flotte ist. Ich frage nun große Offiziere und Sachkundige, was

bei diesen Vorkehrungen, wenn auch nur die Hälfte von Leuten gebraucht würde, die ich angenommen habe, aus der feindlichen Armee auf der schwarzen Heide, oder auf irgend einer andern Stelle, wo sie 13 bis 15 Meilen von der Küste entfernt ist, werden wird? Ihr Untergang ist unvermeidlich: denn keine Armee kann auf einer so langen Linie subsistiren, als die von Frankreich bis zur schwarzen Heide ist, die über einen Arm der See geht, und dabei in England eindringen, so lange noch eine Armee von 30 bis 40,000 Mann Engländern dasteht, welche ihr die Zufuhr abschneidet. Keine Armee kann sich in irgend einem Lande behaupten, wenn sie nicht allen, oder doch den größten Theil ihres Unterhalts vom Lande selbst zieht, und sich dabei im Besitze eines großen Strichs Landes hinter sich, und rechts und links befindet. Denn so bald man gegen des Feindes Linie operiren kann, muß er sich zurückziehen; und wenn er sich auch im Besitze des angenommenen Strichs Landes befände, so kann er es doch nicht behaupten, wenn er nicht Meister von einer oder mehreren Festungen ist, damit er seine Truppen auseinander und in Winterquartiere legen kann."

So waren die Verhältnisse der Mächte, als Napoleon die kaiserliche Gewalt über Frankreich erhielt. Im Anfange seiner Regierung schien er nur mit einer Landung in England beschäftigt zu seyn. Der größte Theil der französischen Streitkräfte wurde an die Nord-

küste verlegt, und in allen Häfen an kleinen und großen Fahrzeugen gearbeitet, womit man, von verschiedenen Richtungen her, Brittanien anfallen wollte. Indessen aber hatten Oestreich und Rußland sich zu Land gerüstet; Napoleon verließ also mit seiner Armee die schlüpfrige Unternehmung zu Wasser, und richtete seine Bewegungen nach dem festen Lande, wo ihm die Stärke seiner Streitlinie größere Vortheile versprach. Durch die Erwerbung von Italien, Holland und der Rheingrenze war diese in der Fronte und den Flanken so fest geworden, daß Napoleon in den Kriegen, welche er jetzt zuerst gegen Oestreich, dann gegen Preußen zu führen hatte, seine Flügel in Italien und Holland nur zu decken brauchte, indessen er mit seiner Hauptmacht von Straßburg, Mainz und Wesel aus vorrückte, und den Main hinauf die vorgeschobenen Oestreicher oder Preußen entweder rechts längs dem Lech, oder links längs der Saale hinumgieng. Ich schrieb daher bei dem Ausbruche des Krieges vom Jahr 1805 folgendes: *)

„Wenn es den Kaiserhöfen mit dem Kriege Ernst „ist, müssen sie keine Zeit verlieren, sondern sogleich „einen Coup de maître machen, und ihre erste Stel„lung längs dem Rhein hinauf durch die Schweiz, „über den Gotthard, und wenns möglich wäre, auch

*) Staatsrelationen V. Band, Seite 93, 94 rc.

„über den Simplon durch Italien bis nach Genua „nehmen.

Ich gab in Kürze die Operationslinien ungefähr folgendermaßen an:

„Der rechte kaiserlich-östreichische Flügel in Schwa- „ben sucht über den Rhein zu gehen, und die jenseits „dieses Flusses gelegenen Festungen zu bedrohen, wäh- „rend die heranrückenden Russen den Marschall Ber- „nadotte im Schach halten, und diese Operation un- „terstützen. Das Zentrum in Tyrol geht durch Grau- „bünden über den Splügen, Gotthard oder gar über „den Simplon dem Feinde in den Rücken, und nimmt „oder bedroht alle piemontesische Festungen. Die „Engländer kommen zur See und suchen sich mit den „vorrückenden Oestreichern in Genua und zwischen den „Apenninen zu vereinigen; indessen der linke Flügel „über den Mincio setzt, Mantua blokirt, durch die „von Korfu kommenden Russen verstärkt, die Fran- „zosen in der Lombardey in die rechte Flanke nimmt, „und jene in Neapel gänzlich abschneidet.“

Während diesen Vorfällen in Deutschland und Italien mußten die Engländer, Schweden und Rus- sen die Küsten von Holland bis Brest bedrohen, um die französischen Heere entweder an der Küste zu halten, oder doch verlegen zu machen. Durch diese Operationen wäre der französische rechte Flügel in Italien gezwungen worden, entweder die Apenninen

und piemontesischen Festungen Preiß zu geben, oder sich von einer überlegenen feindlichen Armee unter dem Erzherzog Karl auf dem Rückzuge verfolgen zu lassen; und der hinter dem Rhein stehende französische linke Flügel war nicht stark genug, alle längs diesem Flusse bedrohten Festungen zu besetzen. Er durfte es also ohne die von den Küsten herkommenden Truppen nicht wagen, über den Rhein zu setzen, oder dem in Italien im Rücken angegriffenen rechten Flügel zu Hilfe zu eilen.

Wäre nun auch dieser Plan nicht gelungen, so gab ich die fernere Sicherheitslinien an.

Wir wollen jetzt sehen, wie wirklich operirt wurde. Nach aller Anzeige scheint es, daß der Plan der kombinirten Kaiserhöfe war, sich in Deutschland vertheidigend zu halten, und den Hauptschlag nach Italien zu unternehmen. Die Oestreicher drangen daher nicht weiter als Schwaben vor, nahmen eine Stellung hinter der Donau und Iller, um sich mit Tyrol in Verbindung zu halten, zogen aber den größten Theil ihrer Truppen nach Italien, wo vermuthlich auch die Hauptarmee der Russen erwartet wurde, und der Held Karl Oberfeldherr war. Diesem Plane gerade entgegen operirte der französische Kaiser. Er schickte dem Massena nur so viel Truppen, als er entbehren konnte und nöthig glaubte, das mit Flüssen und Festungen durchschnittene Italien zu vertheidigen, und

warf die Hauptstärke des französischen Heeres, welches auch zu gleicher Zeit dem deutschen Kriegsschauplatze am nächsten war, auf die östreichisch-deutsche Armee.

Beim Anfange des Krieges waren noch die Russen zu weit hinter dem östreichischen rechten Flügel, als daß sie ihn gehörig unterstützen konnten. Die Stellung der Oestreicher war also für einen lebhaften und entscheidenden Angriff zu weit zurück, und für eine sichere Vertheidigung zu weit vorgeschoben. Sie war längs der Iller an Tyrol angelehnt, durch diesen Fluß, Ulm, Memmingen und den Konstanzer See in der Fronte und linken Flanke nicht wohl anzugreifen. Napoleon legte also seinen Angriffsplan auf dessen rechte Flanke an der Donau an, welche durch Franken umgangen werden konnte. Schon ehe die Franzosen über den Rhein gegangen waren, sagte ich an dem oben angezeigten Orte: „Da die Franzosen bei dem Aus„bruche des Krieges vermuthlich nicht hinter dem „Rhein, und die neutralen Länder von beiden Theilen „nicht respektirt bleiben werden, so geht ihre erste „Operation vom Main über den Odenwald an den „Lech, über den Bodensee längs dem Tyroler- und „Alpengebirge her bis zum Minzio nach Italien. Die „ausspringenden Operationslinien auf dieser Haupt„linie sind: 1) vom Main hinauf bis nach Amberg „gegen Baiern, wodurch die am Lech fechtenden Trup„pen auf der linken Flanke unterstützt werden. 2)

„Zwischen dem Lech und Konstanzer See nach Tyrol,
„um die Oestreicher aus diesem festen Lande zu ope-
„riren. 3) Uiber die Schweizer Alpen, um die
„italienische Armee zu unterstützen. 4) Uiber Trient
„nach Tyrol, um das auf der rechten Seite zu be-
„wirken, was man auf der linken am Lech thun wird.
„5) Uiber die Brenta und Piava, um in das Innere
„von Oestreich zu kommen und die vorgerückten kom-
„binirten Armeen zum Rückzuge zu zwingen.“

Indessen hatte Napoleon den General Mack bei Ulm geschlagen, und war bis nach Wien vorgerückt. Hier war also der Zeitpunkt, wo Preußen mit den nordischen Mächten ihm in den Rücken fallen mußte. Da die Franzosen zu der Zeit an der Aller und Weser nur einige feste Plätze hatten und im Norden überhaupt zu schwach waren, um sich gegen eine große, sie in der Fronte und dem Rücken umgebende Armee zu vertheidigen, und auch im Falle des Krieges damals von aller Hilfe aus Frankreich abgeschitten waren, so mußten sie sich bloß in die festen Plätze werfen, und ihr Schicksal vom Rhein her erwarten.

Ihre zweite Stellung zwischen Münster und Kassel war ebenfalls nicht zu nehmen, weil dieselbe gänzlich von Preußen und Hessen besetzt war. Die Franzosen mußten daher eine ganz neue nordische Armee in Holland und am Niederrhein bilden, mit derselben über diesen Fluß setzen, und die kombinirten Truppen zwi-

schen der Ems, Lippe und Röer vertreiben. Da aber dieses in damaligen Umständen gegen eine überlegene Macht nicht so leicht ausführbar war, so mußten sie den ersten Feldzug gegen die nordischen Mächte auf die Vertheidigung des Niederrheins und Hollands einschränken.

Wir wollen dagegen nun auch die allenfalsigen Operationslinien der Verbundenen angeben. Da sie damals im ganzen nördlichen Deutschland keinen beträchtlichen Feind vor sich hatten, so mußten sie die im Hanövrischen noch gebliebenen Franzosen einschließen, und mit raschen Schritten gerade auf Holland, den Rhein und Main losgehen. Ihre ausspringenden Operationslinien längs dieser ersten Stellung waren: 1) nach Holland, um diese Republik zu überfallen; 2) zwischen Wesel und Rees über den Rhein, um diese Operation zu unterstützen, und Jülich und Mastricht zu bedrohen; 3) an den untern Main, um Mainz in dem Auge zu halten, sich dieses Flusses zu versichern und die französische Hauptarmee in Baiern zu beunruhigen; 4) in die Oberpfalz, um hier die linke Flanke dieser Armee zu bedrohen, und sie so zum Rückzuge zu zwingen.

Wäre dieser erste Angriff nicht gelungen, so zogen sie sich auf dem rechten Flügel zwischen der Ems und Lippe, auf dem linken zwischen Kassel und Fuld zurück. Die Lippe, Lahn und Fulda, mehrere Ge-

birge und Schlünde und einige feste Plätze, decken diese Stellung.

Sollten sie nun auch daraus vertrieben worden seyn, so blieb ihnen die Weser und Elbe zum Rückzuge übrig.

Da Preußen diesen günstigen Zeitpunkt versäumt hatte, sich und Oestreich zu retten, so mußte es im Jahre 1807 auch alle bisherigen Fehler seiner Neutralität büßen. Die Zeiten des siebenjährigen Krieges waren vorüber, und es hatte keinen Friedrich zum Anführer. Seine Truppen wurden bei Jena umgangen und geschlagen. Die Monarchie schien ihrem Untergange nahe. Aber auch in diesem Kriege war nach der schwankenden Schlacht bei Eylau noch an Rettung zu denken. Wenn Oestreich von Böhmen aus eine tüchtige Armee auf die Elbe hätte vorrücken lassen, indessen von Danzig und Stralsund auch eine schwedisch-russische sich mit ihr verbunden hätte, und eine andere östreichische Armee in Italien eingedrungen wäre, so hätte Napoleon seine Eroberungen verlassen, und auf die Vertheidigung seiner eignen Länder denken müssen. Durch eine wechselseitige Eifersucht von Oestreich und Preussen und die dadurch bewirkten Friedensschlüsse von Preßburg und Tilsit hatte der französische Kaiser seine Streitlinie von der Ostsee bis nach Illyrien vorgeschoben, wovon das erweiterte Sachsen und Baiern die Flanken- und das neuerrichtete Herzogthum Warschau die Zentralbollwerke waren.

Im Jahre 1812 wollte er diese Streitlinie bis an die Düna ausdehnen und das Königreich Polen wieder herstellen; der Brand in Moskau und die Schlacht bei Leipzig zwangen ihn aber auf seine alte Grenze, über den Rhein zurück, und diese wurde nun, wie ich schon im Jahre 1804 angab *), durch die Schweiz, über den Rhein, an den Pyrenäen und in Holland zugleich angegriffen, überwältigt und in Paris durch den Frieden wieder auf ihre vorige Linien zurückgezogen. Die dabei vorgenommenen Züge Schwarzenbergs, Wellingtons, Wredens, Blüchers, Gneisenau's, Yorks und des Herzogs von Weimar werden künftig als Muster eines Angriffs auf die französischen Streitlinien angesehen werden.

Die russische Streitlinie ist wegen der rohen Festigkeit ihres Volkes und der Unwegsamkeit ihrer Länder fast noch unangreiflicher, als die französische. Sie hat jetzt die Ostsee mit festen Seehäfen und die finnischen Gebirge auf ihrer rechten, die Donau und das schwarze Meer auf ihrer linken Flanke, zwei große Flüsse, die Weichsel und die Düna, mit vielen Festungen und Schluchten, vor der Fronte. Sie kann nur in Verbindung der Türkei und Schwedens oder Preussens mit Vortheil angegriffen werden. Unter den neuern

*) Staatsrelationen II. Band, S. 26, siehe die obenangeführte Stelle.

Feldherrn war Karl XII. der erste, welcher sie erschütterte; aber damals war die russische Armee noch nicht gebildet. Er drang zuerst bis Narva vor und schlug die Russen, dann zog er zurück nach Polen, dessen König er besiegte und absetzte; statt aber jetzt über Smolensk nach Moskau vorzudringen und die Zerrüttung seines Feindes zu benutzen, ließ er sich nach der Ukräne verleiten und wurde bei Pultawa geschlagen. In dem Frieden von Nystadt erhielt Rußland Liefland, Esthland, Ingermannland und Carelien*), wodurch seine rechte Flanke gedeckt wurde. In dem folgenden Türkenkriege erwarb es sich auch die Krimm und das schwarze Meer auf der linken Flanke **); durch die Theilung von Pohlen die Düna und Weichsel auf der Fronte.

Diese fast unüberwindliche Linie wollte Napoleon sprengen. Schon während dem preussischen Kriege war er über die Weichsel bis an den Niemen vorgedrungen, und hatte den Fronten-Angriff durch die Errichtung des im Tilsiter Frieden abgetretenen Herzogthums Warschau erleichtert. Im Jahre 1812 sollten die mit ihm verbundenen Preussen, wobei er auch noch auf die Schweden zählte, die rechte Flanke an der Düna angreifen, und Petersburg bedrohen; er gieng über Wilna und Smolensk gerade auf das

*) Ex pace Stokholm. Art. 1—9. ex pace Nystadt. Art. 4—10.

**) Ex pace Kanjard. Art. 4—12.

Zentrum in Moskau los, indessen die Oestreicher und vielleicht auch die Türken von der Donau her die linke Flanke erobern würden. Man muß gestehen, daß dieser Angriff eben so ungeheuer, als für Rußland gefährlich geworden wäre, wenn er seine Winterquartiere hinter der Düna befestigt hätte; allein in dem Rausche seines Glückes dachte er nicht an die Wuth der Elemente und eines aufgebrachten Volkes. Vor ihm brannten die Russen allen Aufent- und Unterhalt ab, hinter ihm versperrten ihm Schnee und Eis den Rückzug. Die große, schöne, siegreiche Armee von halb Europa lag zertrümmert, oder rettete sich in einzelnen Krankenhaufen. Dermalen ist diese durch Volk und Land zugleich eiserne Linie nur durch einen Bund zu sprengen, wie der war, der Napoleons Siegen ein Ende gemacht hat.

Die östreichische Streitlinie war und ist noch die verwickeltste, weil sie auf allen Seiten angegriffen und vertheidigt werden kann. Ich habe schon oben bei der französischen die Stärke und Schwäche angegeben, welche sie vor dem westphälischen und utrechter Frieden hatte. Sie diente zu der Zeit mehr dem Schutze des deutschen Reichs, als der östreichischen Monarchie. Es wird daher nicht unpassend seyn, wenn ich die Vortheile angebe, welche sie für Deutschland hatte. Zu Anfang des sechszehnten Jahrhunderts gehörte Preus-

sen noch dem deutschen Orden, Böhmen und Ungarn hatte Oestreich geerbt, Kärnthen und Tyrol gehörten diesem Hause, die Schweiz wurde noch als Reichsgebiet angesehen, Elsaß, Burgund und die Niederlande waren östreichisch, und Lothringen diesem Hause zugethan. Auf diese Weise war das deutsche Reich ringsum mit östreichischem oder doch kaiserlichem Gebiete umgeben, und die Länder der Fürsten und Reichsstände auf allen Seiten gedeckt und geschützt. Bei einem jeden Reichskriege stund ihnen sogleich die ganze östreichische Macht zu Gebot, und Oestreich mußte alle Angriffe, Gefahren und Verluste fast allein tragen. Diese eisenfeste Linie halfen die deutschen Fürsten selbst sprengen, indem sie entweder den Kaiser nicht genug unterstützt, oder fremde Truppen selbst nach Deutschland gerufen haben. Kaiser Maximilian I. konnte in seinen Kriegen mit der Türkei, den Italiänern und der Schweiz kaum einige Hilfe erhalten, und als er das letztere Land, nicht seinem Hause, sondern dem Reiche wieder erwerben wollte, wurde er sogar von der Reichsarmee verlassen. In dem Vertrage, welchen Moriz von Sachsen mit dem Könige von Frankreich abschloß, wurde letzterem die Besitznahme der drei lothringischen Fürstbisthümer Metz, Toul und Verdun nebst aller der Reichsländer zugestanden, worin französisch gesprochen wurde; durch den westphälischen Frieden wurde Elsaß an Frankreich abge-

treten, die Schweiz und Holland als unabhängige Staaten erkannt. Durch den nimweger und utrechter Frieden erhielt Frankreich die Franche-Comté und Burgund; durch den wiener Frieden Lothringen, und endlich durch den lüneviller Frieden das ganze linke Rheinufer. So wurden mit Oestreich zugleich das deutsche Reich und seine Fürsten zu Grunde gerichtet. Durch diese Unglücksfälle gewitzigt, hat jetzt Oestreich seine Streitlinie um seine eignen Staaten zurückgezogen, und Deutschland muß sich eine neue bilden. Bis diese aber gefunden seyn wird, wollen wir nur die östreichische beschreiben, um die verwickelten Verhältnisse näher kennen zu lernen. Wir müssen sie in vier Grundlinien abtheilen, nämlich die italiänische, die deutsche, die polnische und die ungarische. Die Erstere hat die Apenninen auf ihrer linken Flanke; die Flüsse, welche sich in den Po ergießen, mit vielen Festungen auf ihrem Mittelpunkte, die Alpen und tyroler Gebirge auf ihrer rechten Flanke. Die schönste Vertheidigung davon hat zu Anfang des vorigen Jahrhunderts der Prinz Eugen und im Jahre 1806 der Erzherzog Karl vorgenommen. Da in beiden Fällen die Franzosen schon die Lombardei erobert hatten, gieng Ersterer durch die unwegsamen Alpen und tyroler Gebirge ihnen in den Rücken, überrumpelte Cremona, schlug ihre Generäle in verschiedenen Treffen, und drang endlich selbst über die Alpen bis in die

Provence; Letzterer, zwar nicht so glücklich, weil Macks Armee in Deutschland schon vernichtet war, rettete wenigstens durch eben so kluge Angriffe als Vertheidigung die östreichische Monarchie am Tagliamento und in Ungarn. Die deutsche Linie hat Böhmen und Tyrol auf den Flanken, und den Inn auf der Fronte; so lange diese letztere mit einer tüchtigen Armee behauptet, und die zwei Bollwerke in Böhmen und Tyrol bewacht werden, kann kein Feind nach Wien vordringen, ohne in Gefahr zu kommen, abgeschnitten zu werden. Was wäre aus der französischen Armee geworden, wenn man während der Schlacht bei Aspern den Brückenkopf von Enzersdorf weggenommen, oder der Erzherzog Johann während dem noch wankenden Gefechte bei Wagram die rechte Flanke der Franzosen überfallen hätte? — Die polnische Linie hat Böhmen auf der linken, die Karpaten auf der rechten Flanke, und bildet auf ihrer Mitte einen eingehenden Winkel längs der Oder und Weichsel hin; deswegen muß im Angriffe auf ihr schnell vorgedrungen, in der Vertheidigung Böhmen und Gallizien wohl besetzt bleiben, wodurch der Feind zwischen zwei Feuer kömmt. Ausser dem Feldzuge des Fürsten von Schwarzenberg im Jahre 1813 giebt uns die Geschichte noch keine Beispiele von den darauf vorzunehmenden Bewegungen. Wie Böhmen angegriffen und vertheidigt werden muß, werden wir bei der nordischen Grundlinie angeben.

Die ungarische Linie hat die Sau und die Donau auf der Fronte, die illyrischen Provinzen und Siebenbürgen auf den Flanken, und ist hinreichend mit Festungen gedeckt; nur fehlt dazu noch Belgrad. Ich halte daher die Feldzüge und Friedensschlüsse, welche der Prinz Eugen hervorgebracht hat, für die Muster in einem Kriege auf dieser Linie. Rasch müssen die Haufen und Festungen der Türken angegriffen werden, wenn man gegen dieses mächtige Volk etwas ausrichten will; daher hat auch in dem letzten Türkenkriege das Laudon'sche System bei weitem den Vorzug vor dem Lascy'schen gehabt.

Auf allen diesen Linien sollte Oestreich mehrmalen angegriffen und zu Grund gerichtet werden, unter Ferdinand II., unter Maria Theresia, unter Joseph II. und unter Franz II.; aber jederzeit ist es durch die Klugheit seiner Fürsten und den Muth seiner Truppen gerettet worden. Ich halte es daher für die Pflicht eines jeden braven östreichischen Offiziers, die Feldzüge Wallensteins, des Prinzen Eugen, Karls von Lothringen, Launs, Laudons, Karls und Schwarzenbergs zu studieren, auf daß er durch so glänzende Beispiele die Mittel und Streitlinien kennen lerne, wodurch die östreichische Monarchie auch gegen die Angriffe von ganz Europa vertheidigt werden kann. Da durch den künftigen Frieden wahrscheinlich Venedig, die Lombardei, Ty-

rol, der Inn, und die illyrischen Provinzen wieder gewonnen werden, so erhält die östreichische Streitlinie eine neue Rundung und Festigkeit. Betrachtet man nun noch, daß die östreichische Monarchie an den Böhmen und Deutschen vortreffliches Fußvolk, an den Ungarn eine von Natur gebildete Reiterei, an den Italiänern geschickte Ingenieure und Artilleristen, an den Tyrolern geübte Scharfschützen und Gebirgskrieger, und an den Slavoniern ganze Schaaren leichter Truppen hat, so fehlt es gewiß nur an der gehörigen Bildung dieser Krieger und an ihren Anführern, wenn die östreichische Streitlinie künftig noch einmal, wie in den Jahren 1805 und 1809, sollte durchbrochen werden. Was übrigens mit diesen Völkern und mit dieser Streitlinie zu unternehmen seye, davon haben uns Karl V., Joseph I. und II., Eugen, Laudon, Daun und Schwarzenberg glänzende Beweise gegeben. Unter solchen Umständen würde eine in allen östreichischen Hauptstädten und Festungen zu errichtende Militärschule, worin junge Offiziere gebildet würden, gewiß von großem Vortheile seyn.

Die nordische Streitlinie, wozu ich die Niederlande, Preussen, Dänemark, Schweden und die nordischen Fürstenländer zähle, hat auf ihrer rechten Flanke den Rhein und die Niederlande mit deren Festungen, auf ihrer linken die Oder und Elbe, vor sich

auf der Fronte den Main und die thüringisch=hessischen Wälder. Ihre politische Schwäche ist die Zerstückelung ihrer Länder unter mehrere Fürsten, und die Ausdehnung der preussischen Monarchie von Tilsit bis an den Rhein; dagegen hat sie durch den Protestantismus in allen vorigen Kriegen eine moralische Stärke erhalten. Für ihre Vertheidigung kann ich keine glänzendere Beispiele anführen, als Gustav Adolfs Feldzüge in dem dreißigjährigen, und Friedrichs II. in dem siebenjährigen Kriege. Von den erstern habe ich bereits schon bei der französischen Streitlinie geredet, ich werde daher nur die leztere hier anführen.

Im Jahre 1756 war fast ganz Europa gegen diesen König von Preussen verschworen; allein er behauptete sich, nur von einigen Hessen und Hanoveranern unterstützt, auf seiner nordischen Streitlinie. Der Angriff auf dieselbe gieng von Seiten Oestreichs aus Böhmen und Mähren nach Schlesien, und durch Sachsen nach der Kurmark; von Seiten Frankreichs über den Rhein längs dem Main und der Lippe hin nach Hessen, Westphalen und Niedersachsen; von Seiten Rußlands durch Polen nach Preussen; von Seiten Schwedens nach Pommern, und von Seiten der Reichsarmee über Franken nach Sachsen und so weiter. Alle diese Operationslinien waren so lange und beschwerlich, daß sie durch ein nicht gar großes Hinderniß aufgehoben oder verschoben werden konnten. Die verbundenen Höfe

waren also bemühet, sich diese Linien durch Bündnisse zu erleichtern. Fürs erste suchten sie Sachsen auf ihre Seite zu bringen, um durch dieses Land desto leichter in Brandenburg einzudringen. Sie brachten das Reich auf, besonders den katholischen Theil, um die Züge der Franzosen zu erleichtern; endlich wußten sie auch Schweden in ihr Bündniß zu ziehen, um den Russen die Nordsee offen zu halten, und ihre Operationen in Preussen zu begünstigen. Der Plan war gut angelegt, aber schlecht ausgeführt. Die Oestreicher waren anfänglich nicht gehörig gerüstet, und ließen den König von Preussen zu schnell in Sachsen und Böhmen eindringen. Die Franzosen benutzten ihren ersten Feldzug nicht genug, und ließen sich nach der Schlacht bei Hastenbek durch die Konvention von Kloster Seeven täuschen. Die Russen konnten ihre Eroberungen nicht lange genug behaupten wegen Mangel an Unterhalt; und nach den Schlachten, welche sie und die Oestreicher bei Kunersdorf und Hochkirchen gewonnen hatten, war ihre Vereinigung langsam, und ihre gemeinschaftliche Operation ohne Energie. Uiberhaupt schienen die Oestreicher mehr vertheidigungs= als angriffsweise zu operiren; dadurch hatte der König von Preussen immer Vortheile und das Uibergewicht. Die Züge der Reichsarmee und der Schweden wollten nicht viel bedeuten. Der Hauptfehler war immer der, daß man den Preussen Sachsen überließ. Man hätte entweder

gleich Anfangs die Sachsen bei Pirna mehr decken und unterstützen, oder in der Zukunft die Preussen mit aller Gewalt daraus vertreiben sollen. Allein die Oestreicher kamen zu spät, und agirten zu langsam. Wenn man einen Plan entwirft, muß man auch zugleich auf die Mittel denken. Die Armeen in Böhmen hätten früher vermehrt und marschfertig seyn sollen. Man dachte aber dadurch, daß man keine Bewegungen machte, dem Könige seine Absichten zu verbergen; allein Friedrich müßte der kluge Fürst nicht gewesen seyn, der er war, wenn er dieses Bündniß nicht auch ohne Bewegungen vorausgesehen hätte.

Diese Fehler der verbundenen Mächte wußte Friedrich zu benutzen, und rettete sich und seine Staaten. Seine Armee war in gutem Stande und marschfertig, ehe die Verbundenen noch an den Krieg dachten; und da ihm hauptsächlich an Sachsen gelegen war, so setzte er sich schon in Besitz davon, ehe seine Feinde Armeen aufbringen konnten, es ihm zu verwehren. Nachdem er seine westphälischen Länder und nach dem Verluste der Schlacht bei Großjägerndorf auch Preussen aufgegeben hatte, wurde Sachsen der Mittelpunkt seiner Operationen. Von diesem Punkte hatte er fünf ausspringende Operationslinien, auf welchen er agirte. Die erste gieng über die Weser und den Rhein gegen die Franzosen. Diese erleichterte er sich durch die Schlacht von Roßbach und die Aufhebung

der Konvention von Kloster Seeven, wodurch er die Hanoveraner und Hessen für sich streiten machte. Der Herzog Ferdinand von Braunschweig trieb nach einer meisterhaften Flankenoperation die Franzosen über den Rhein, schlug sie bei Creveld und Minden, und hielt von dieser Seite Friedrichs Züge in Sachsen offen.

Die zweite Linie gieng die Elbe hinauf nach Böhmen, und kommunizirte mit der schlesischen. Friedrich hob auf derselben das sächsische Lager bei Pirna auf, indem er die Oestreicher bei Lowosiz geschlagen hatte. Nach der Schlacht bei Prag wäre ihm ganz Böhmen zu Theil worden, wenn er bei Kollin glücklicher gewesen wäre.

Die dritte zog durch die Lausitz nach Schlesien. An dieser mußte ihm hauptsächlich gelegen seyn. Er erhielt sich darauf durch die Behauptung der Gebirge und Festungen. Die Schlachten bei Leuthen, Liegnitz, Torgau, und das Lager bei Bunzelwitz sind ewige Denkmäler seines Feldherrnruhms geworden.

Die vierte lief an der Oder hin, und sollte seine Staaten gegen die Russen decken. Diese behauptete er nur ausspringend durch die Schlachten bei Zorndorf und Kunersdorf. Er wußte, daß sich die Russen auf derselben nicht lange behaupten konnten.

Die letzte gieng gegen Schweden. Hier wurde, so zu sagen, nur scharmuzirt. Man kann Friedrichen in diesem Kriege mehr einen Partheigänger, welcher sich

auf seinen Muth und gut Glück verläßt, als einen König nennen, welcher seine Staaten vertheidigt; denn er hatte am Ende nichts mehr, als seine Armee, falsches Geld und seinen Geist. Ein klarer Beweis, wie lange ein Feldherr sich erhalten könne, auch ohne Länder. Es kömmt alles auf Umstände und das Terrein an, worauf man schlägt. Wäre zum Beispiel Friedrich in der Schlacht bei Kollin vorsichtiger oder glücklicher gewesen, und alsdann gegen das wehrlose Reich gezogen, so hätte er die Rolle Gustav Adolphs erneuern können.

Von der durch den Baseler Frieden gestifteten Neutralität dieser nordischen Streitlinie, und der im Jahre 1807 so schlecht vorgenommenen Vertheidigung derselben, will ich nicht reden. Sie hat den preussischen Namen eben so verdunkelt, als die letzten Feldzüge von 1813 und 1814 ihn glänzend gemacht haben. Bei dem künftigen Frieden scheint Preussen seinen von Friedrich II. geründeten Leib in Polen abzugeben, um sich zu seinem linken Arme am Niemen noch einen rechten am Niederrhein anzuschaffen, womit es das nördliche Deutschland desto fester umklammern kann. Allein von seinen Armen kann der eine von Rußland, der andere von Frankreich paralisirt werden, indessen Oestreich, mit Baiern vereint, von Böhmen und Franken aus den neuen schmalen Leib in Sachsen beunruhigt. Nur durch eine haltbare Verfassung

von Deutschland können Oestreich und Preussen vereinigt und folglich ihre beiden Streitlinien für die Zukunft gesichert werden.

Dieses sind also die Haupt- und Grundlinien des europäischen Kriegsschauplatzes. Ich habe davon nur die vorzüglichsten Punkte angegeben. Eine vollständigere Ansicht derselben findet der Leser auf guten Landkarten und in den Geschichtsbüchern der Kriege, welche darauf geführt wurden.

Der
Gottes= und Weltweise.

Paulo majora canamus.

Einleitung.

Wir steigen nun in eine höhere Region menschlicher Bestrebungen. Alle bisher angeführte Karaktere und Stände haben blos mit der Erde und irdischen Dingen zu thun, die folgenden richten aber ihren Blick nach dem Himmel, und suchen das Reich Gottes und seine Gerechtigkeit. Schon der Dichter und Künstler entfernt sich von der gemeinen Natur, und schildert das Schöne, Erhabene, Göttliche in der Idee: deswegen wurde er auch bei den Alten ein Seher, vates, genannt; der Gottes- und Weltweise aber sucht ein wirkliches Reich Gottes aufzufinden, worin die ewigen Gesetze der Schönheit, Wahrheit und Gerechtigkeit herrschen sollen. Er wird, insoweit er sie auf diese Welt anwendet, ein Gesetzgeber, insoweit er sie aber aus jener Welt offenbahrt, ein Religionsstifter oder Prophet. Ehe wir nun von einer jeden dieser drei überirdischen Menschenklassen oder Ständen reden, wollen wir zuvor einige Züge des Gelehrten überhaupt angeben.

Der Gelehrte.

Der sogenannte Gelehrtenstand läßt sich in zwei Klassen abtheilen. Die Gelehrten sind entweder Theoretiker oder Praktiker. Jene weihen sich ganz dem Studium der verschiedenen Wissenschaften, und geben ihre Gedanken und Kenntnisse durch Lehren oder Schriften an Tag, diese werden Staats- oder Kirchenbeamten, und wenden das, was sie erlernt oder erdacht haben, in Geschäften an. Diese verschiedenen Zwecke der Gelehrsamkeit setzen auch einen verschiedenen Karakter und verschiedene Bildung voraus. Der Theoretiker muß auf alle Staats- und, wenn er kann, sogar auf die Hausgeschäfte Verzicht leisten, und sich ganz seiner Wissenschaft widmen. Er muß ein ruhiges, beschauliches Leben führen, ohne jedoch die Welt zu verlassen, aus welcher er seine Kenntnisse schöpft; dagegen muß der praktische Gelehrte, gleich nach einer gründlichen Erlernung seiner Wissenschaft, zu den Geschäften übergehen, und das Erlernte im gemeinen Leben zu üben suchen. Das theoretische Genie wird sich frühe von allem Geräusche der Welt abziehen, und in seiner Studierstube seiner Wissenschaft nachhängen; dagegen wird der praktische Gelehrte sogleich ins Leben greiffen, und, ohne viel das pro und contra zu erwägen, im Leben handeln. Der Theoretiker wird sich mehr durch Einbildung und Vernunft, der Praktiker durch gesunden Menschenverstand

und Muth auszeichnen. Man wird daher finden, daß ersterer selten zu Geschäften, letzterer zu keinem beharrlichen Studium oder zu spekulativen Wissenschaften tauge. Jeder, welcher sich dem gelehrten Stande widmet, prüfe sich also selbst, wozu er von beiden aufgelegt seye. Ein sanfter, bedenklicher Mensch wird selten gute Geschäfte, ein in der Welt thätiger, geschäftiger selten gute Schriften hervorbringen. Ersterer tauget daher mehr zum Lehr-, letzterer zum Staatsamte.

Die Gelehrsamkeit hat ein weites Feld, sowohl in der Theorie als in der Praxis. Es giebt physische, mathematische, medizinische, juridische, historische, politische, philosophische und theologische Wissenschaften. So hat auch jeder Staat Bau-, Medizinal-, Richter-, Finanz-, Regierungs- und Ministerial-Stellen. Wenn ich hier jede Wissenschaft oder die Geschäfte eines jeden Amtes angeben wollte, würde ich dieses Werk zu einer Encyklopädie ausdehnen müssen. Ich werde also bei einem jeden Hauptstande nur das davon kürzlich bemerken, was von Kunst oder Wissenschaft oder Geschäften ihm besonders zukömmt.

Der Dichter.

Jeder Künstler ist schon ein Dichter, und gehörte also unter die folgende Rubrik; denn was dieser mit

Worten darstellt, drückt jener mit Farben, Tönen und Umrissen aus. Daher sagt auch Horaz: Nam ut pictura Poesis. Wir haben ihn aber darum unter die Gottes- und Weltweisen gesetzt, weil seine Werke mehr aus den Gedanken hervorgehen, als jene der Künstler, und durch Worte auch deutlicher dargestellt werden können. Es kann keinen großen Dichter geben, ohne daß er der Begeisterung fähig wäre. Indessen haben einige darunter mehr Anlage, die Welt sich in einem schönen, erhabenen oder göttlichen, die andern in einem zerrissenen, lächerlichen oder närrischen Gewande erscheinen zu lassen. Jene werden daher sich mehr der epischen, lyrischen oder tragischen, diese der komischen Muse weihen. Nun sollte ich hier, wie Aristoteles oder Batteux, ein Langes und Breites über die Regeln der Dichtkunst und der einzelnen Gedichte sagen, und das junge Genie vor den Sprüngen und Ausschweifungen warnen; allein ich schäme mich fast, dieses, wie bei den bisher angeführten Ständen, zu thun, weil ein ächter Dichter, welcher es lesen würde, meine Vorschriften entweder langweilig oder gar lächerlich finden könnte. Auch bin ich überzeugt, daß die ersten Muster und Meister in der Kunst die Regeln für ihre Gedichte selbst in ihrem Genie gefunden haben. Dem Homeros, Pindaros, Aeschilos und Theokrit hatte noch kein Aristoteles Regeln für ihre Gedichte vorgeschrieben, und doch wurden sie die Muster aller künftigen Zeiten.

Ariosto und Shakespear haben in ihren Gedichten sogar gegen die vorgeschriebenen Regeln gefehlt, und doch sind des erstern Orlando furioso und des letztern Schauspiele von jedem Kenner höher geachtet worden, als Boileau's und Pope's Werke, so rund, regelfest und geglättet sie auch seyn mögen.

Indessen soll ein junges Dichtergenie nicht glauben, daß es durch wilde, ungezähmte und halsbrechende Sprünge, oder eine ganz vernachläßigte, ungebildete oder gar barbarische Schreibart gefallen werde, denn auch der rohe Pöbel drückt sich zuweilen poetisch aus. Wie der Künstler seine Umrisse schön und rein zeichnen muß, um ein vollkommenes Kunstwerk hervorzubringen, so muß der Dichter seine Gefühle und Gedanken in einer schönen, fließenden Schreibart, mit dem einem jeden anpassenden Worte oder Versebau darstellen. Wie jener also sein Aug und seine Hand in diesen Umrissen üben muß, so dieser seine Feder in Sprache und Ausdruck.

Statt also über Dichter und Dichtkunst eine langweilige Abhandlung zu schreiben, will ich folgende große Beispiele, welche ich in dem Museum zu Frankfurt aufführen ließ, dem Leser vorlegen. Sie zeigen zu gleicher Zeit, wie innig die schönen Künste miteinander verbunden seyen.

Beispiele, welche durch alle Klassen abwechseln.

A. Beschreibungen oder solche Gegenstände, welche mehr die äusseren Sinne berühren.

1. Landschaften, ländliche Szenen, Blumen=, Früchte= und Architekturstücke.

I. Klasse. Aus Theokrits, Virgils, Geßners und Delille's Idyllen. Aus Göthe's Hermann und Dorothea und Vossens Luise.

II. Klasse. Landschaften, Früchte, Blumen und Architekturstücke von Claude Lorrain, Ruisdael, Swanevelt, Couip, Schütz rc. Ländliche Szenen von Teniers.

III. Klasse. Ländliche Szenen und Naturerscheinungen aus Haydn's Schöpfung und den vier Jahrszeiten.

2. Ein Sturm.

I. Klasse. Aus Homers Iliade B. XX. und Virgils Aeneis B. I.

II. Klasse. Ein Originalgemälde von Bakhuysen, einen Seesturm vorstellend.

III. Klasse. Der Seesturm aus Mozarts Idumeneo I. Akt.

3. Eine Jagd.

I. Klasse. Aus Tomsons Saisons, übersetzt von Herrn Kirchner.

II. Klasse. Ein Originalgemälde von Ruthart, eine Thierhatz vorstellend. Originalzeichnungen von Ridinger, Jagden vorstellend. Die Jagden von Rubens.

III. Klasse. Die Jagd aus Haydn's vier Jahrszeiten II. Theil.

4. Ein Schlachtgetümmel.

I. Klasse. Aus Homers Iliade und Tasso's Gierusalemme liberata.

II. Klasse. Alexanders Schlachten nach Le Brun, von Audran gestochen.

III. Klasse. Das Schlachtgetümmel aus Paer's Achilles.

5. Thiergestalten.

I. Klasse. Aus Hiob, von Herder.

II. Klasse. Originalgemälde und Zeichnungen von Schneyers, Roos, Berghem, Ridinger.

III. Klasse. Aus Haydn's Schöpfung: Nun öffnet sich der Erde Schoos.

6. Menschenschönheit und Göttergestalt.

I. Klasse. Die Beschreibung des Apolls und der medizeischen Venus, von Winkelmann und Heinse. — Die Beschreibung eines schönen weiblichen Körpers in Ariosto's Orlando furioso. Cant. XXXII. — Die Beschreibung von Adam und Eva, aus Miltons Paradies. — Verschiedene

Engelsgestalten, aus Tasso und Klopstock.

II. Klasse. Gypsabdrücke von Apoll, Antinous und der medizeischen Venus. — Die Venus und Danae von Titian, in schönen Kopien. — Adam und Eva, von Cygnani.

III. Klasse. Die Arie aus Haydn's Schöpfung: Mit Würd' und Hoheit angethan ꝛc.

7. Die Majestät und Größe Gottes.

I. Klasse. Aus Davids 104ten Psalm, von Herrn Pfarrer Kirchner erklärt.

II. Klasse. Von Raphael und Michel Angelo. — Der Kopf des Jupiters in Gypsabdruck, von Praxiteles.

III. Klasse. Aus Haydn's Schöpfung 4ter Chor.

8. Die Hölle und das jüngste Gericht.

I. Klasse. Von Virgil, Dante, Tasso, Milton.

II. Klasse. Von Michel Angelo und Rubens in richtigen Kupferstichen.

III. Klasse. Von Durante Dies iræ, aus Gluks Orfeo.

9. Die himmlische Glorie.

I. Klasse. Aus Klopstocks Messias und Fenelons Telemach L. XIX.

II. Klasse. Die himmlische Glorie aus Raphaels Theologie, von Volpato.

III. Klasse. Der Messias, von Händel.

B. Gefühl ausdrückende Gegenstände, welche mehr den innern Sinn berühren.

1. Andacht. Heiliges Gefühl.

I. Klasse. Eine Ode von Klopstock.

II. Klasse. Die heilige Cäcilia von Raphael, von Strange gestochen.

III. Klasse. Aus Haydn's Schöpfung: Von deiner Güt' o Herr und Gott!

2. Heiliges Staunen.

I. Klasse. Aus des indischen Dichters Wyasa Maha-Barath.

II. Klasse. Aus Raphaels Wunder von Bolsena, von Volpato gestochen.

III. Klasse. Aus Mozarts Idumeneo: O voto tremendo.

3. Heilige Traurigkeit.

I. Klasse. Der Oelberg und Tod Jesu, v. Klopstock.

II. Klasse. Dasselbe von Albrecht Dürer, eine große Originalzeichnung.

III. Klasse. Dasselbe von Graun. Besonders das erste und letzte Recitativ.

4. Unschuld. Einfalt.

I. Klasse. Aus Göthe's Iphigenie und Shakespear's Miranda und Cordelia.

II. Klasse. Die heilige Agnes von Dominichino, und die Jardinière von Raphael.

III. Klasse. Aus Gluks Iphigenie: O toi, qui prolonga mes jours —

5. Süße schwärmerische Liebe, Sehnsucht.

I. Klasse. Die Originalbriefe der Heloise, und Schillers Braut von Messina.

II. Klasse. Ein Kopf von Guido Reni.

III. Klasse. Aus Winters unterbrochenem Opferfest: Ich war, wenn ich erwachte ꝛc.

6. Resignation.

I. Klasse. Aus Shakespear's Hamlet: Seyn oder nicht seyn. — Schillers Resignation.

II. Klasse. Der sterbende Stephanus von West, gestochen von Duncarton. — Ein Originalgemälde, die heilige Katharina vorstellend.

III. Klasse. Aus Winters Opferfest: Murney.

7. Freude.

a. Gemeine ländliche Freude.

I. Klasse. Aus Göthe's Hermann und Dorothea.

II. Klasse. Eine Kirchweihe von Teniers.

III. Klasse. Die Bauernhochzeit aus Mozarts Don Juan.

b. Erhabene Freude.

I. Klasse. Aus Homers Odyssee: Die Wiederkunft des Ulysses.

II. Klasse. Joseph unter seinen Brüdern, nach Coipel in Gobelintapeten.

III. Klasse. Aus Titus: Freunde! Römer! von Cimarosa.

c. Schadenfreude.

I. Klasse. Aus Shakespear's Hamlet.

II. Klasse. Die Brüder Josephs von Guerchino.

III. Klasse. Aus Mozarts Entführung aus dem Serail: O wie will ich triumphiren.

8. Zorn. Rache.

I. Klasse. Aus Shakespear's Othello und Racine's Phedre.

II. Klasse. Rubensens Kindermord, gestochen von Vorstermann.

III. Klasse. Aus Cherubini's Faniska, erste Arie.

9. Schrecken.

I. Klasse. Aus Shakespear's Macbeth.

II. Klasse. Eine Kopie von Rubens Sanherib und Raphaels Attila.

III. Klasse. Aus Mozarts Don Juan letztes Finale, und Titus erstes Finale.

10. Verzweiflung.

I. Klasse. Schillers Franz Moor aus den Räubern.

II. Klasse. Aus Rubens Hölle, und sein linker Schächer.

III. Aus Glucks Iphigenie: Orest.

11. Satyre.

I. Klasse. Aus Aristophanes, Moliere's und Kozebue's Komödien.

II. Klasse. Die Werke von Hogart, Brauer, Ostade.
III. Klasse. Die Buffons-Arien aus den komischen Opern.

Der Philosoph.

Wenn ich die Geschichte so vieler Menschen studiere, welche sich Philosophen nannten, so scheinen mir ihre Systeme und Bestrebungen eher das Werk eitler Charlatane oder unnützer Quacksalber, als weiser Männer zu seyn. Darum schätze ich auch die Dichter viel höher, als diese Sofisten. Jene geben ihre Werke doch für nichts anders, als für ein Gedicht, für ein schönes Gewebe ihrer Phantasie aus; aber diese wollen ihre oft unverständlichen Hirngespinste und Stelzengebäude als höchste Wahrheit, als Vorschrift für Fürsten und Völker, als Wort und Offenbahrung Gottes erkannt, geglaubt und vollführt haben, und verfolgen einen jeden, welcher sie nicht dafür anerkennen will, entweder mit Grobheit oder Verläumdung, ja, wie die Geschichte von Athen und der französischen Revolution beweißt, sogar mit Gefängniß und Tod. Solche Menschen schreiben gegen Pfaffen, Fürsten und Inquisition, aber sie selbst sind intoleranter, drückender, herrschsüchtiger und gefährlicher, als es je Päpste und Könige waren.

Die ersten und ächten Weisen der Völker waren die Religionslehrer, Gesetzgeber und Fürsten, welche, wie

Moses, Zerdutscht, Confut=see, Lykurg, Solon, Numa rc., die Staaten gegründet, die Menschen gebildet, und sie klug regiert haben; oder es waren auch Naturforscher und Sittenlehrer, welche entweder, wie Thales, Anaximenes, Hyppokrates, Roger Baco, Newton rc., gemeinnützige Entdeckungen gemacht; oder wie Aesopos, Sokrates, Xenophon, Hugo Grotius rc. das Volk durch Sittensprüche und ihr Leben selbst belehrt haben. Mit einer so menschlichen und einfachen Philosophie waren aber ihre Nachfolger nicht zufrieden; sie wollten die Geheimnisse der Gottheit und Natur ergründen. Da aber ihr beschränkter Menschengeist bei einem jeden kühnen Versuche beschämt zurückgewiesen wurde, stellten sie Hirngespinste und kauderwelsche Wortklaubereien als Weisheit und Vorschrift vernünftiger Wesen auf.

Indessen fanden ihre Systeme, der Neuheit und Sonderbarkeit wegen, Beifall unter Menschen, welche bisher, blos durch Religion und weise Gesetze regiert, an Selbstdenken nicht gewöhnt waren. So folgten auf diese sogenannten Philosophen die Sofisten, wovon jeder eine tollere und kühnere Lehre vorbrachte, als sein Vorgänger. Religion, Gesetze, Staatsverfassung, Regierung, Kunst und Wissenschaft waren ihnen nicht mehr heilig genug, um auch sie vor den Richterstuhl ihrer Afterweisheit zu ziehen, und wo es ihnen an Gründen fehlte, bedienten sie sich des Witzes und Spottes, um sie lächerlich zu machen. Eine

förmliche Verrücktheit des gesunden Menschenverstandes, eine pestartige Sittenlosigkeit in Häusern und Städten und der gänzliche Verfall der Staaten und Völker war die Folge ihrer so heillosen Lehre. Man darf nur die Systeme und Schriften des Aristipp, Gorgius, Theodor von Samos, Helvetius, de la Metrie ꝛc. oder die Geschichtbücher des Thucidides, Xenophon, des Sallustius, Tacitus und der französischen Revolution lesen, wovon ich in meinem System des Gleichgewichts und der Gerechtigkeit einen Auszug gemacht habe, um sich von dem unwiederbringlichen Verderben zu überzeugen, welches diese Afterphilosophen unter dem Menschengeschlechte hervorgebracht haben.

Durchdrungen von der ächten Weisheit, und aufgeschreckt von der abscheulichen Lehre dieser Menschen, traten jetzt Anaxagoras, Sokrates, Plato, Aristoteles und Zeno in der alten, Pascal, Baco, Leipniz, Rousseau und Kant in der neuen Geschichte auf, um die verirrte Vernunft wieder in die ihr von der Gottheit vorgeschriebenen Grenzen zurückzuführen. Ihre Lehren und Werke sind edel, erhaben, groß; sie können Meisterstücke der philosophierenden Vernunft genannt werden; allein sie wirkten nicht viel. Der menschliche Verstand war einmal durch Grübeleien und Spitzfindigkeiten, die Sitten der Menschen durch Irreligion und Wollüste verdorben. Die Vorsehung mußte unter dem Schleier des Ge-

heimnisses neue Religionslehrer, und unter noch unverdorbenen Völkern neue Gesetzgeber erwecken, um das ausgeartete Menschengeschlecht zu Gott und Sittlichkeit zurückzuführen *).

Der Gesetzgeber.

Der Gesetzgeber steht zwischen dem philosophischen und praktischen Staatsmann in der Mitte. Er muß, wie jener, über die ersten Prinzipien der Natur und Gerechtigkeit nachgedacht, wie dieser in Anwendung derselben auf die wirkliche Welt Gewandtheit und Erfahrung haben. Er muß daher Philosophie mit Geschichte, Spekulation mit Weltklugheit, Theorie mit der Praxis zu verbinden wissen, um zu sehen, ob das, was er erdacht hat, auch zu den Sitten und Umständen der Völker passe, welchen er Gesetze vorschreiben will. Er ist eigentlich der praktische Philosoph.

Es ist aber nicht genug, daß der Gesetzgeber ein weiser, er muß auch ein über alle gemeine Leidenschaften und Schwachheiten erhabener, ein rechtschaffener und starkmüthiger Mann seyn. Er muß über die Menschen, welchen er Gesetze geben will, so unbefangen, kalt, nachsichtig und unparteiisch hinwegsehen, wie ein kluger Hausvater über die Spiele seiner Kin-

---

*) Siehe mein System des Gleichgewichts und der Gerechtigkeit II. Theil von Seite 252 bis zu Ende.

der, oder wie ein geschickter Schachspieler über die Steine auf dem Schachbrette. Er muß endlich auch den hohen Muth haben, sich selbst seinen Gesetzen zu unterwerfen und wenn es erfordert wird, sie mit seinem Blute zu versiegeln. Solche Gesetzgeber waren Moses, Lykurg, Numa und Charondas in der alten, Thomas Morus, Hugo Grotius, Pen, de l'Hospital in der neuen Geschichte. Diese würdigen Männer haben ihren Völkern und Staaten nicht nur weise Gesetze gegeben, sondern dieselbe auch mit freiwilliger Verbannung, mit Elend und ihrem Blute bekräftigt. So wissen wir, daß Moses und Lykurg, nachdem sie sich von dem Volke hatten schwören lassen, daß es ihre Gesetze unverbrüchlich halten wollte, freiwillig dem Elende oder Tode entgegen giengen, um diesen Schwur unauflöslich zu machen; so fielen Hugo Grotius und Thomas Morus als Opfer ihrer Gesetze, und so hat sich Charondas selbst mit dem Tode bestraft, weil er, obschon im Eifer für den Staat, bewaffnet in die Rathsversammlung kam, welches doch von ihm unter Lebensstrafe verboten war. Daher finden wir auch, daß unter noch unverdorbenen Völkern alte, erfahrne, leidenschaftlose, rechtschaffene Männer die Gesetzgeber waren, wie selbst die Namen *Πρεσβυτεροι*, *Senatores*, *Patres*, Weisen, Grauen, *Seigneurs etc.* beweisen. Man vertraute nämlich ein so wichtiges Werk, als Gesetzgebung ist, nur solchen Leuten an,

welche durch Alter, Nachdenken, Erfahrung und stets geübte Rechtschaffenheit auch die Richtigkeit des Verstandes und Gleichmüthigkeit des Herzens erlangt hatten, welche dazu unbedingt nöthig ist. Wenn man aber dagegen betrachtet, wie viele Schwätzer, unreife Buben, spielende Charlatane, großsprechende Gaukelspieler, wilde Wüstlinge, oder verruchte Mörder sich in unsern Zeiten mit Gesetzgebung und Organisation von großen Reichen und ehrwürdigen Völkern zu befassen erfrecht haben, so weiß man nicht, ob man mehr über dieser Menschen Unverschämtheit, oder der Völker Niederträchtigkeit erstaunen soll. In Gegenwart und unter dem Beifalle des schlechtesten Pöbels, oder in der Schreibstube eines erst aus der Schule gekommenen Studenten, sind öfters durch ein paar Federstriche die heiligsten Gebräuche vernichtet, die ältesten Verfassungen übern Haufen geworfen, ganze Völker zerrissen, und an deren Stelle andere, wie Kartenhäuser aufgestellt worden, welche auch wieder, wie Kartenhäuser, durch einen Windstoß verschwanden. Ohne Ehrfurcht, ohne Schonung, ohne Uiberlegung, ohne Erfahrung, ohne Staats= und Menschenkenntniß haben in unsern Tagen einige verschmitzte Sofisten und kühne Spitzbuben das ganze sittliche und politische System der Christenheit zu Grunde gerichtet, ohne daß sich ihnen auch nur Ein Volk entgegen gesetzt hätte. So wenig fruchtet ächte Weisheit und Rechtschaffenheit unter Menschen, welche durch Afterweisheit und

Sittenlosigkeit verdorben sind. Ich habe es daher versucht, in diesem Kapitel den weisen Gesetzgeber zu schildern.

Die bürgerliche Gesetzgebung bezieht sich nur auf diese Welt, und auf die Verfassung der Staaten, welche auf ihr errichtet werden. In der bürgerlichen Gesellschaft müssen die Rechte und rechtlichen Verhältnisse zwischen einzelnen Bürgern und Bürgern, jene zwischen den verschiedenen Ständen und Stellen, und endlich jene zwischen Völkern und Völkern festgesetzt werden. Der Gesetzgeber denkt sich also zuvor ein allgemeines Bürger-, Staats- und Völkerrecht, und, nachdem er dasselbe den Bedürfnissen, Sitten und Umständen der Bürger, Staaten und Völker mit Klugheit anzupassen sucht, entwirft er bürgerliche-, Staats- und Völkergesetze, welche letztere man auch Friedensschlüsse nennt. Plato, Aristoteles, Hugo Grotius, Algarnon Sidney, besonders Montesquieu, haben über den Geist dieser Rechte und Gesetze schon gründliche und vollständige Werke geschrieben; auch ich selbst habe in meiner Schrift: System des Gleichgewichts und der Gerechtigkeit und der historischen Darstellung des europäischen Völkerbundes ausführlich darüber meine Gedanken und Erfahrungen mitgetheilt, und in meinen Staatsrelationen habe ich über alle die Gesetze, Verfassungen und Friedensschlüsse, welche durch die französi-

sche Revolution hervorgegangen sind, bei einem jeden Artikel meine besondere Bemerkungen hinzugefügt; der Leser wird mithin in diesen Schriften sowohl die Grundsätze als Thatsachen angeführt finden, welche zu einer weisen Gesetzgebung erfordert werden. Statt also das zu wiederhohlen, was ich über einen so wichtigen Gegenstand schon in den angeführten Schriften gesagt habe, will ich folgendes Gespräch zwischen Karl XII. und Leibniz einrücken, worin ich mir in den Worten des Letztern ohngefehr das gedacht habe, was ein philosophischer Gesetzgeber einem unternehmenden, großen und mächtigen Fürsten sagen könnte, wenn er, wie Leibniz, das Glück haben sollte, von ihm besucht oder gesucht zu werden. Ich habe dieses Gespräch mit noch zwei andern Stücken: Napoleons höchstes Interesse, und Napoleon und das gesellschaftliche Ideal, in meine Staatsrelationen einrücken lassen, auf daß es Einer benutzen möge, der damals das Vertrauen des ehemals Gewaltigen besaß. Hier folgt das Gespräch:

Karl. Wie gehts, mein lieber Mann? Was macht die Philosophie?

Leibniz. Sie sucht theoretisch die ersten Rechtsgründe des Krieges und Friedens auf, indeß Ew. Majestät sie praktisch befolgen werden.

Karl. Ich bin nicht gewohnt, mit meinen Feinden einen ungerechten Krieg anzufangen: wenn sie

mich aber selbst angreifen, will ich ihnen erst ein wenig Furcht einjagen, dann mit ihnen traktiren *).

Leibniz. Ich bin überzeugt, daß Ew. Majestät dem erhabenen Beispiele Ihres Vorfahren, Gustav Adolfs, folgen werden, welcher bei allen seinen ruhmvollen Feldzügen immer das schöne Buch des Hugo Grotius: de jure pacis et belli mit sich trug, und seine Kriege eben so gerecht anfieng, als endete.

Karl. Die Könige von Polen und Dännemark und der Zaar von Rußland haben mich hinterlistig angefallen, und mir meine Staaten wegnehmen wollen. Ich habe sie besiegt und gezüchtigt, und das von rechtswegen.

Leibniz. Andere Fürsten führen Kriege, um Länder zu erobern, und die armen Unterthanen auszuplündern, welche doch gar nicht daran schuld sind; Ew. Majestät bestrafen diejenigen, welche sie angezettelt haben.

Karl. Ich bin zufrieden mit dem Lande, das mir Gott und meine väterlichen Rechte gaben, und habe Soldaten genug, um alle die zu züchtigen, welche sie mir nehmen wollen. August hat nun schon gebüßt, und Peter wird auch büßen; dann werde ich sogleich Frieden machen, ohne nur eine Hufe Landes zu behalten.

---

*) Voltaire Histoire de Charles XII.

Leibniz. Groß sind diese Gesinnungen, und dem Heldengeiste eines Karls würdig. Wie wäre es aber, wenn Ew. Majestät statt der Entthronung einzelner Regenten, welche Ihnen ungerecht zu handeln scheinen, die Ungerechtigkeit selbst entthronten, welche die Ursache aller ungerechten Handlungen der Regenten und Völker ist?

Karl. Was verstehen Sie damit?

Leibniz. Um mich hierüber deutlicher erklären zu können, wird es nöthig seyn, zuvor die ersten Rechtsprinzipien zu entwickeln *).

Karl. Ich bitte, kurz und verständlich zu seyn.

Leibniz. Sie sind in das Herz Ew. Majestät geschrieben; ich darf sie nur da hervorholen.

Karl. Gut, ich höre.

Leibniz. Das Recht ist ein **sittliches Vermögen**, und die **Verbindlichkeit** eine sittliche **Nothwendigkeit**. Unter dem **Sittlichen** verstehe ich, was bei einem rechtschaffenen Manne so gut, als **natürliche** (physische) Nothwendigkeit ist.

Karl. Brav!

Leibniz. Denn, wie ein römischer Rechtsgelehrter sagt: Was gegen die Sittlichkeit ist, von dem kann man nicht annehmen, daß es ein rechtschaffener Mann thun könne.

Karl. Vortrefflich!

---

*) Codex juris gentium diplomaticus in der Einleitung.

Leibniz. Ein rechtschaffener Mann ist aber derjenige, der alle Menschen so sehr liebt, als es ihm die Vernunft gebietet. Die Gerechtigkeit ist also die Liebe des Weisen, oder die Liebe, welche durch Weisheit und Vernunft regiert wird. Der Ausspruch, den man dem Karneades beilegt, als seye die Gerechtigkeit eine Thorheit, weil sie verlangt, daß wir für das Wohl Anderer sorgen und unser Eigenes vernachläßigen, dieser Ausspruch ist aus einem unrichtigen Begriffe von Gerechtigkeit entsprungen.

Karl. Wie läßt sich aber die Liebe seiner selbst mit der Liebe anderer Menschen vereinigen?

Leibniz. Dies ist eben der Knoten, an dem sich die Spekulation des grüblenden Verstandes so oft vergebens versucht hat, indeß ihn das unbelehrte Gefühl eines wohlwollenden Herzens alle Tage von selbst löset. Einen lieben, heißt: sich an seiner Glückseligkeit ergötzen, oder, welches Einerlei ist, fremde Glückseligkeit in seine eigene aufnehmen. Dadurch läßt sich auch die Schwierigkeit in der Theologie heben, wie es nämlich eine ganz reine, vollkommene Liebe geben könne, eine Liebe ohne Furcht und Hoffnung, und ohne Rücksicht auf irgend einen Vortheil.

Karl. Schön! Keine eigennützige Eroberungen, sondern gerechte Kriege.

Leibniz. Die Glückseligkeit Anderer, welche uns ergötzt, gehört mit zu unserer eigenen Glückseligkeit; indem das, was uns ergötzt, an und für sich selbst

begehrt wird. Und wie die Betrachtung des Schönen selbst angenehm ist, und ein Gemälde von Raphael, ob es gleich nichts einbringt, den Kenner entzückt und von ihm mit einer Art von Liebe gehegt wird: so geht bei dem Schönen, das der Glückseligkeit fähig ist, dieses Ergötzen in eigentliche Liebe über. Die Liebe zu Gott übertrifft aber jede andere Liebe, indem kein Wesen schöner, glückseliger, und der Glückseligkeit würdiger ist. Da aber die Weisheit die Liebe regieren muß, so muß ich mich bestreben, auch diese zu erklären.

Karl. Laßt hören!

Leibniz. Ich glaube dem Begriffe derselben am nächsten zu kommen, wenn ich darunter die Wissenschaft der Glückseligkeit und Gerechtigkeit verstehe. Sie kann indessen nichts anders, als das Bewußtseyn unserer Vollkommenheit seyn, und diese ist an sich etwas Gutes. Was aber an sich gut ist, das muß auch als Zweck eines vernünftigen Wesens gut seyn. Indem also die Weisheit die Wissenschaft der Zwecke oder des an sich Guten, und also desjenigen ist, worin die Quelle der Glückseligkeit liegt, so haben wir eine Erklärung der Glückseligkeit gefunden, die mit dem Begriffe der Weisheit nahe genug zusammentrifft.

Karl. Ich begreife. Die Wissenschaft des Guten ist zugleich die Wissenschaft der Glückseligkeit, und folglich beides die Weisheit.

Leibniz. Ew. Majestät haben den Sinn meiner

Erklärung getroffen. — Aus dieser Quelle fließt nun das Naturrecht, von welchem es drei Grade giebt, nämlich: das strenge Recht in der wechselseitigen, die Billigkeit in der austheilenden, und die Tugend in der allgemeinen Gerechtigkeit. Das Gebot des strengen Rechts ist: daß man Niemand beleidige, damit er nicht in der bürgerlichen Gesellschaft eine Klage, oder ausser derselben ein Recht zum Krieg erhalte *).

Karl. Wie ich gegen August und Peter.

Leibniz. Das Gebot der Billigkeit ist: einem Jeden das Seinige zu ertheilen, und dieses erstreckt sich auch auf die Handlungen, auf welchen die, worauf sie sich beziehen, keine Klage erhalten, wodurch sie uns z. B. zur Dankbarkeit, Wohlthätigkeit rc. zwingen.

Karl. Wie die Polen gegen mich. Ich lasse ihnen ihr Land und ihr Königreich, nur bestrafe ich Augusten.

Leibniz. Auf dem untersten Grade des Rechts werden alle Menschen als gleich angesehen, und jeder hat das nämliche Recht, und ist zu dem Nämlichen verpflichtet; aber auf den höhern Stufen, wird erst ihre Würdigkeit und der Adel ihrer Seele erwogen, und darnach die Vorzüge, die Belohnungen und Strafen abgemessen.

Karl. Ich verstehe. Ein König, ein Held muß

---

*) Ibidem.

eben dadurch zeigen, daß er die Krone verdient, wenn er vorzüglich gerecht ist.

Leibniz. Ich bestrebe mich daher, Ewr. Majestät durch die Philosophie nur einen Spiegel vorzuhalten, worin Sie Ihr eigen Bild erblicken können.

Karl. Laßt diese Schmeicheleien. — Ich erwarte noch den letzten Grad der Gerechtigkeit von Ihnen zu hören.

Leibniz. Der letzte und höchste Grad des Rechtes ist die Heiligkeit, oder, wenn man will, die Gottseligkeit. Das strenge Recht soll Anderer Unvollkommenheit vermeiden; die Billigkeit soll ihre Vollkommenheit auf eine angemessene Art befördern; aber nur so weit es in den Grenzen der Sterblichkeit geschehen kann. Daß wir aber selbst das Leben, und Alles, was das Leben angenehm macht, dem größern Vortheile Anderer aufopfern, ja die größten Schmerzen für Andere übernehmen sollen, das ist in dem Gebiete der Philosophie bis jetzt nur noch eine schöne Vorschrift, ein vorgestecktes Ideal.

Karl. Warum nur ein Ideal?

Leibniz. Der Ruhm und das Hochgefühl einer tugendhaften Seele, worauf sich die Philosophen unter dem Namen des moralischen Schönen berufen, sind ohne Zweifel die größten Güter eines edlen, verständigen Wesens, die aber bei Allen nicht das Uibergewicht haben, indem sie nicht jedes Gemüth mit gleicher Stärke berühren, am wenigsten diejenigen,

welche weder jene edle Erziehung noch Denkungsart haben, die zur Schätzung der Ehre und der wahren Güter des Geistes erforderlich sind.

Karl. Einer großen tapfern Seele ist alles möglich.

Leibniz. Davon haben Ew. Majestät die rühmlichsten Beweise gegeben. Allein nicht alle Menschen sind Karle. Damit also durch einen allgemeinen Beweis ausgemacht werde, daß alle Pflicht nützlich, und alle Unheiligkeit schädlich seye, so muß die Unsterblichkeit der Seele und die Regierung einer allwaltenden Gottheit zu Hilfe genommen werden. So sind wir alle als Glieder des vollkommensten Staates zu betrachten, als Unterthanen eines Monarchen, dessen Weisheit nicht irren, und dessen Macht Niemand entgehen kann; der aber zugleich so liebenswürdig ist, daß in seinem Dienste die größte Glückseligkeit besteht. Wer in diesem Dienste sein Leben verliert, der wird es gewinnen. Die Macht dieses Monarchen wirkt, daß alles, wozu ein Jeder ein Recht hat, ihm werden muß; daß Niemand verletzt werde, als von sich selbst; daß keine Pflicht ohne Belohnung, keine Sünde ohne Strafe bleibt. Um dieser Betrachtungen willen wird die Heiligkeit des Willens die allgemeine Gerechtigkeit genennet; denn sie begreift alle Tugenden *).

---

*) Ibidem.

Karl. Das ist schön und groß und herrlich ausgedacht.

Leibniz. Gott, dieser allerhöchste Monarch, dieser König aller Könige, hat Ewr. Majestät die Krone einer tapfern Nation und so viel Heldentugend nicht umsonst gegeben. Sie müssen jetzt der Gottheit gleichen, wovon Sie Bild und Stellvertreter sind, und darum ihre ewigen Gesetze und heilige Regierung auf dieser Erde auszuführen suchen.

Karl. Das thu' ich ja — das will ich ja — Aber was nennt ihr denn der Gottheit ewige Gesetze und ihre heilige Regierung auf der Welt?

Leibniz. Nicht jede Bewegung in dem Weltall, nicht jede kleine Handlung der Erdgeschöpfe leitet Gott unmittelbar durch seiner Allmacht Hand. Er gab dem Menschen, sogar dem Wurme und der Pflanze, Kraft und Willen, sich selbst zu führen unter seinen Augen. Von Ewigkeit versteckte er verborgene Kräfte in die Natur, wodurch sie geht und wirkt. Wir armen Würmer wähnen zwar, selbst alles zu wirken und zu thun. Wir machen Plane und bauen bunte Schlösser in die Luft. Im Grunde ist es aber die verborgene Hand des Schöpfers, welche alles leitet und regiert. Wenn Freiheit und ein allgemeines Leben in der Natur der große Plan nicht wäre, auf den der Schöpfer es angelegt, würde es nicht besser seyn, er hielte alle Fäden dieses Weltalls despotisch angespannt in seiner Hand, und lenkte jedes Ding in seiner heimlichsten

Verrichtung, als daß er jetzt die Dinge in der Welt mit nachgelassenen Fäden sanft regiert, wodurch in tausend Schwingungen und Wirbeln so viele Irrungen entstehen, daß nur ein Gottesauge das Ende aller Fäden wieder aufzufinden im Stande ist? Betrachten Sie Europa vom Norden bis zum Westen, wie wüste sieht es aus! wie sehr ist alles durch Krieg verwüstet und verwirrt! Scheint es nicht eher die Wohnung wilder Thiere, als der Menschen, mit Vernunft begabt, zu seyn? Wer sollte jetzt in diesem blutigen Wirrwar den Finger Gottes finden, welcher es regiert? Und doch scheint alles dieses Uibel nöthig, um Gottes heilige Gesetze zu erhalten, und Ungerechtigkeiten zu bestrafen. Nur diesem Zwecke muß das Uibel, der Krieg, der Hunger und die Seuche dienen *).

Karl. Freund! das ist hart, und scheint mir dennoch Wahrheit.

Leibniz. Betrachten Sie die Sonne dort; mit welcher Majestät sie allbereits sich hinter jene Hügel senkt. An diesen Feuerthron der Gottheit sind unsere Erde und die Planeten angebunden; doch los und ungespannt sind alle Fäden, woran sie angezogen hangen. Die Sonne selbst stößt dieselbe wieder von sich weg in freien, lichten Raum und ihre Sphären; und dadurch tanzen sie in ewigen Chören und frohem Jubel um sie her. So schwingt sich alles mit froher Lebenskraft und Freiheit um die Gottheit.

*) Theodicée.

Karl. Ein schönes, großes Bild der Schöpfung.

Leibniz. Wenn Gott nun eine größere Kraft der Sonne gegeben hätte, als sie wirklich hat; wenn alle Fäden, hart wie Ketten von Stahl, fest angezogen wären; würden nicht die Welten, in dem frohen Lauf gehemmt, endlich an die Sonne prellen, und dies herrliche Gebäude voll Leben, Freiheit und Bewegung ein kalter, todter Klumpen werden, wie der, so vor dem mächtigen Lebenswort des Schöpfers im finstern Raume schwamm?

Karl. Nur weiter, lieber Philosoph, ich fasse.

Leibniz. Es ist mit dieser Körperwelt, wie mit den Geistern. Ein jeder Geist, und folglich auch der Mensch, hat so viel Kraft von Gott verliehen, daß er selbst sein Glück und seine Freiheit sichern kann. Wird er zu schwach, so ist es seine eigne Schuld. Die Stärke, welche er allgemach verliert, geht in einen andern über, und so ist es leider! oft die Fügung, daß die Kraft von Millionen in eines Einzigen Kraft zusammenschrumpft. So hat einst Alexander alle Macht der Griechen, und Cäsar die aller Römer in sich aufgenommen!

Karl. Und darum wurden beide weltberühmt.

Leibniz. Allein ihr Reich war nicht von langer Dauer. Nach Alexanders Tode zertheilten seine Feldherrn den weiten Staat durch blutige Kämpfe, und Cäsars ungeheures Schwelgerreich zertrümmerten die deutschen Kinder der Natur. Nicht große

Reiche, sondern Gerechtigkeit durch ein gewisses Gleichgewicht der Kräfte und der kleinern Staaten auf unserer Erde zu erhalten, ist der Gottheit Plan, und soll auch, großer König! der Ihre seyn.

Karl. Was nennen sie das Gleichgewicht der Staaten?

Leibniz. Europa hat, dem Himmel sey's gedankt! schon seit der fürchterlichen Kur, die Gott durch die Barbarenschwärme an ihm vorgenommen, um es vom Römerjoche zu befreien, ein so vortreffliches System von Politik, daß man zuweilen es nur zu erneuern braucht, um es im Gleichgewichte zu erhalten. Gestiftet von den biedern alten Deutschen, dem freiesten Volke, welches die Geschichte kennt, erhalten und verschönert von den Weisen und Helden aller Nationen, steht es beinahe noch auf jenem festen Grunde, worauf es schon vor tausend Jahren prangte. Durch mannichfaltige Form und Sitten ist es in viele Staaten abgetheilt. Ein jeder Staat, ja jedes kleine Völkchen, hat sein besonderes Gesetz, Religion und Sitte; alle aber sind gebunden durch eine Hauptreligion und ein gemeines Recht, was sie, durch Macht gestützt, im Gleichgewichte hält. Was in dem Sternenreiche die Sonne ist, ist in Europa das höchste Oberhaupt der Kirche und der Kaiser. Durch diese sonderbare Fügung eifern Europens Völker in der Politik, im Kriege wie im Frieden, in Künsten und in Wissenschaften und durch einen allgemeinen Handel mitein-

ander; so wird ihr Geist gebildet, das Genie geweckt, die Freiheit und Gerechtigkeit gesichert. Erhielte nun ein Cäsar oder Alexander durch Glück und Siege eine Uibermacht, so würde alles freie Streben der Bürger und der Staaten gedrückt und überall gelähmt in eine Masse fließen, und Europa wäre dann nichts weiter, als der matte, kalte Riesenkörper vom Seelchen eines Kindes leicht bewegt.

Karl. Dies alles ist wohl wahr und schön, allein wie können kleine Staaten sich in ihren Rechten behaupten, wenn sie nicht bei dem Rechte zugleich auch Macht und Tapferkeit besitzen, womit sie Ersteres verfechten? Ich hatte alles Recht zu meiner Krone und meinen Ländern, und doch würde ich beides an Peter und August verloren haben, wenn ich sie nicht geschlagen hätte.

Leibniz. Die Quellen der Staatswohlfahrt findet man in der natürlichen Unabhängkeit der Menschen, die in einen gesellschaftlichen Verein zusammengetreten sind, verbunden mit einer Macht, die hinreichend ist, die Unterthanen in dem Gehorsam gegen die Gesetze, und auswärtige Feinde im Respekte gegen die Verträge zu erhalten. Sie erfordert aber, daß das Recht und der Gebrauch der Macht zusammen verbunden und daß beide einander angemessen seyen. Denn das Recht allein macht noch nicht das Wohl des Staates aus, indem der größte Fürst so gut als der Niedrigste aus dem Volke verpflichtet ist, alle seine

Handlungen nach den Vorschriften der Gerechtigkeit einzurichten. Eben so wenig kann es aber dabei blos auf die Macht ankommen, weil sonst ein Tyrann oder Räuberhauptmann eben so gut als ein rechtmäßiger Landesfürst die höchste Gewalt besitzen würde *). Ein jeder Staat oder Magistrat muß also so viel Macht haben, als nöthig ist, um beides zu behaupten. Und eben auf diese Vertheilung der Macht und Rechte gründet sich das Gleichgewicht der europäischen Staaten, das ich so eben Ewr. Majestät vorgelegt habe.

Karl. Ich begreife. — Die Rechte der Staaten und Suveräne müssen durch tapfere Armeen unterstützt werden.

Leibniz. So ist es. Aber die Macht der Armeen wird meistens nur gegen äussere Friedensbrüche angewandt; auch ist sie nicht die einzige, welche die bürgerlichen Gesellschaften aufrecht erhält. Ausser ihr giebt es noch eine andere, welche oft stärker und zuverlässiger wirkt, als Säbel und Kanonen.

Karl. Welche?

Leibniz. Ich meine die Macht des Gewissens, welche alle Menschen der Gottheit, und die Macht der Ehrfurcht, die den Bürger dem Gesetze und seiner Obrigkeit unterwirft.

Karl. Brav!

*) De jure suprematus ac legationis principum Germaniae in der Vorrede.

Leibniz. Diese Bande sind die sichersten und wohlthätigsten, um allem Misbrauche der Gewalt, selbst in den Händen der Mächtigsten, zuvorzukommen. Daher giebt es auch zwei Oberhäupter in der christlichen oder europäischen Republik; wovon das eine als das Haupt der Kirche durch das Gewissen, das andere aber als das weltliche Oberhaupt durch die Ehrfurcht der Majestät die Regenten sowohl als die Unterthanen in der Ausübung der Gerechtigkeit erhält *).

Karl. Das was Sie mir da sagen, sind alles schöne Gedanken und Worte, aber die Anwendung davon! — Wie verhalten sich diese allgemeinen Rechtssätze zu meinen Kriegen und dem wirklichen Völkerrechte, das unter christlichen Potentaten üblich ist? Was kann ich da thun? Was soll ich thun?

Leibniz. Ausser den ewigen Gesetzen der vernünftigen Natur giebt es noch ein positives Recht, das durch das Herkommen eingeführt, oder von weisen Gesetzgebern verordnet ist: ersteres beruht auf den Friedensschlüssen und Verträgen der Vöker untereinander, letzteres auf den Grundgesetzen und Verfassungen der einzelnen Staaten **).

Sehen Sie hier diese reichhaltige Sammlung von Urkunden, welche diese Verhandlungen aufbewahren,

---

*) Ibidem. Uiberhaupt verdient diese ganze Vorrede gelesen zu werden.

**) Codex juris Gentium diplomaticus in præfatione.

und welche ich größtentheils aus der Wolfenbüttlischen Bibliothek zusammengetragen habe. Daraus gedenke ich ein allgemeines Völker- und Staatengesetzbuch zu machen, was nach vorläufiger Auseinandersetzung der allgemeinen natürlichen Rechtsgrundsätze einem jeden sein besonderes Recht zutheilen und sichern soll.

Karl. Wahrhaftig eine schöne und nützliche Arbeit.

Leibniz. Und Sie, großer König! scheint mir die Vorsehung auserwählt zu haben, um das zu vollführen, was diese göttlichen und weltlichen Gesetze gebieten.

Karl (indem er an seinen Degen greift). Das will ich! das werd' ich! Setzen Sie mir nur kurz und gut die Hauptpunkte und Hauptartikel zusammen, und sie sollen gewiß in Vollzug kommen, aber vergessen Sie nicht, daß August und Peter bestraft seyn müssen.

Leibniz. Ich führe die Waage, Sie das Schwerdt; das ist ja das ächte Bild der Gerechtigkeit.

(Hier wurde das Gespräch zufällig abgebrochen, und erst nach einiger Zeit wieder fortgesetzt.)

Karl. Nun, ist der Codex diplomaticus vollendet?

Leibniz. Hier liegen alle Materialien bereitet und gesichtet.

Karl. Welch' ein Haufen! Lieber Freund, diesen ungeheuern Wust zu lesen, hab ich keine Zeit.

Leibniz. Das sollen auch Ew. Majestät nicht. Ich werde Höchstdenselben nur eine kurze Uibersicht davon geben.

Karl. Kürze liebe ich.

Leibniz. Ich werde nur die allgemeinen Grundsätze aufstellen, und die einzelnen Diplomen, und positiven Gesetze als Beispiele und Belege beifügen.

Karl. So liebe ich's.

Leibniz. Es ist ein durch die ganze Weltgeschichte bestätigter Satz, daß die ewigen Gesetze der Vernunft und Gerechtigkeit in dieser sinnlichen Welt nur durch positive Gesetze, oder durch die Gesetze des Gleichgewichts und der Gleichkräftigkeit, behauptet werden. Es gab wohl einzelne Menschen, wie ein Aristides oder Fabrizius; es gab auch einzelne Völker, wie die Chauken und Schweizer, welche ihr Ansehen und ihre Macht nicht mißbrauchten: allein diese Ausnahme kann keine politische Regel werden. Daher sagt Tacitus: Unter Mächtigen und Starken wird man nicht lange Ruhe haben; und Polybius: Man muß einmal einem eine solche Uibermacht gestatten, daß man, auch bei der gerechtesten Sache, nicht mehr mit ihm zu rechten im Stande ist.

Karl. Wohl gesprochen.

Leibniz. Ja selbst diejenigen Menschen oder Völker, welche anfangs die gerechteste Sache hatten, wurden im Siege am Ende ungerecht. Die bürgerliche

Klugheit erfordert es also, die ewigen Gesetze der Gerechtigkeit durch die positiven Gesetze der Kraft und des Gleichgewichts zu unterstützen und aufrecht zu halten.

Karl. So wird's begreiflich und praktisch.

Leibniz. Sowohl die Körper- als Geisterwelt hat ihre ewigen Gesetze, wornach sie geht, erhalten und regiert wird. Alles, was dagegen wirkt, bringt über kurz oder lang Verwirrung oder gar Zerstörung hervor. Was in der Körperwelt Anziehungs- und Zurückstoßungskraft genannt wird, heißt in der lebendigen Welt Liebe oder Abscheu.

Karl. Ich begreife.

Leibniz. Indessen wirken diese Kräfte nicht unmittelbar von einem Punkte oder einer Monade zur andern; sondern es gehen erst manche Zwischenverbindungen und Zwischenassimilationen vor, ehe sich alles an einen gemeinschaftlichen Vereinigungspunkt heftet, und unabläßig in ewiger Ordnung und Bewegung drehet. Man betrachte unser Sonnensystem. Diese große unübersehbare Masse hängt nicht unmittelbar, wie ein todter Klumpen, an der Sonne: sondern die einzelnen Bestandtheile vereinigen sich erst mit ihren homogenen Bestandtheilen; sie ballen sich so fort zu einem Erden- oder Planetenrunde, und nur alsdann werden sie mit der Sonne verbunden.

Karl. Wohl!

Leibniz. Eben so ist es in der Geister- oder Menschenwelt. Ein jedes Individuum zieht erst das

an, oder verbindet sich erst mit dem, was ihm am nächsten oder liebsten ist, oder wenigstens seyn sollte. Daraus entsteht die erste gesellschaftliche Verbindung, die Familie. Ihr Band ist Gatten-, Kindes-, Elternliebe; kurz Familienliebe. Sie ist der Grundstein aller Staaten und bürgerlichen Ordnung. Auf sie muß alles gebaut und wieder zurück geführt werden. Der Staat, oder die Kirche, oder die Gesellschaft ist wandelbar und unnatürlich, welche die Familienliebe durch eine höhere Liebe schwächen will. In Rom und Sparta waren die Gesetze der Natur im Innern, und die Gesetze der Menschlichkeit gegen Aussen unterdrückt. Unnatürliche Väter oder Mütter, und räuberische Krieger können nicht als Muster der Staatskunst dienen.

Karl. Wenn das Vaterland ruft, und ein gerechter Krieg begonnen ist, muß jedes die Waffen ergreifen. Dieser Satz ist nicht richtig.

Leibniz. Erlauben mir Ew. Majestät nur erst alles durchzuführen. Die Vaterlandsliebe muß von der Familienliebe ihre ächten reinen Triebfedern erhalten. Darum sagten die Alten: Pro aris et focis streiten.

Karl. Also weiter.

Leibniz. Im ursprünglichen oder noch ganz wilden Zustande der Menschen, besteht nur die einzige Familiengesellschaft. Jeder Fremde ist Feind, jede Hofmark ist die Grenze eines kleinen Staats, und daher Faustrecht das einzige Recht. Ewiger Krieg

Aller gegen Alle ist aber ein unbequemer, unmenschlicher Zustand. Mehrere Genossen eines Gaues oder Distriktes heben also das Faustrecht unter sich auf, und verbürgen sich einen wechselseitigen Frieden durch Bürgerrecht. Daher entsteht die zweitnächste menschliche Verbindung, die einer Gemeinde. Ihr Band ist Vaterlandsliebe, Gemeindeliebe. So sind alle erste Staaten entstanden. Es waren kleine Städte, Distrikte, Gauen, wie bei den Juden, Griechen, Römern und alten Deutschen; und Vaterlandsliebe herrschte unter ihnen in einem ausnehmenden Grade.

Karl. Das ist geschichtsmäßig.

Leibniz. Indessen darf diese Vaterlandsliebe nicht, wie zum Beispiel in Sparta oder Rom, die Familienliebe vernichten, sondern sie muß vielmehr daher, wie ich schon sagte, ihre Richtung, Kraft und Nahrung erhalten; sie darf aber durch keine höhere Liebe oder ein anderes Interesse gehemmt seyn. Es war daher ein unnatürlicher und ungerechter Zustand in Griechenland und dem alten Italien, daß in jenem Sparta und Athen, in diesem Rom alle ihre Mitstaaten und Bundesgenossen ihrem Privatinteresse unterordnen wollten. Der nämliche Fall ist jetzt auch im deutschen Reiche eingetreten. Schwache oder übermächtige Mitstaaten oder Bundesgenossen können nicht als Muster der bürgerlichen Ordnung gelten.

Karl. Darum müssen sie Schutz suchen, und sie sollen ihn bei mir finden.

Leibniz. Solche einzelne kleine Staaten oder Gemeinden sind zwar durch den bürgerlichen Vertrag und ihre Verfassungen stark genug, sich einen innern Frieden zu verbürgen: allein es fehlt ihnen meistens an hinlänglicher Macht, um sich gegen auswärtige, mächtige Feinde schützen zu können. Auch macht das wechselseitige Verkehr unter ihnen eine engere Verbindung nothwendig. Mehrere solcher kleinen Gauen oder Distrikte thun sich also nach Sprache, Sitte oder Nationalähnlichkeit zusammen, und errichten unter sich eine größere Konföderation oder ein Reich. Landwehre ist ihr Band; und die eigenen Gauen oder Gemeinden werden sodann Provinzen.

Karl. So machen die schwedischen Provinzen ein Reich aus.

Leibniz. So ist es. Der Reichsverband wird von vielen Publizisten als die letzte Stufe der menschlichen Gesellschaft angesehen; denn Reiche erkennen keine höhere Macht: sie sind unabhängig, suverain. Indessen hat die christliche Religion und das im Mittelalter durch sie entsprungene Völkerrecht noch eine höhere Verbindung angegeben, nämlich jene der ganzen Christenheit und des politischen Systems des Gleichgewichts. Die erstere betrachtet alle christliche Reiche und Mächte als eine große Republik, letztere als ein durch Verträge und Politik zusammenhängende[illegible] Staatensystem; und diese hohe Verbindung ist e[illegible]el, groß, christlich und der Menschheit würdig. S[illegible]e sind

wir alle Brüder und Bürger eines großen gemeinen Wesens. Ihr Band ist Kosmopolitism; und sie zielt auf die höchste Verbindung mit Gott und der Welt; auf die höchste Gerechtigkeit, welche ich Heiligkeit nannte.

Karl. Schön! herrlich! groß! Aber die Anwendung?

Leibniz. Liegt hier in dieser Sammlung.

Karl. Laßt sehen.

Leibniz. Wir haben mit der Familie den Anfang gemacht. Sie ist der Grundstein des ganzen Gebäudes. In diesem Faszikel habe ich daher alle Familien=, Personal= und Realrechte, welche in dem Codex juris civilis und canonici zerstreut angegeben waren, zusammengetragen, gesichtet und geordnet *).

Karl. Das ist eine eines Philosophen würdige Arbeit.

Leibniz. Ich habe sie schon lange angefangen. Als mich der große Kurfürst von Mainz Johann Philipp in seine Dienste nahm, und zu seinem Revisionsrathe gemacht hatte, gab er mir den Auftrag, das Corpus juris in eine bessere Form zu bringen;

---

*) Ratio corporis juris reconcinnandi. — Et talia quidem sub manibus habemus, partim effecta, partim affecta. Ex quo enim a primis cursus mei juridici annis haec mecum agitur, incidi Moguntiae in Hermannum Andream Lasserum, Elec. mog. a consilia aulicis, cui eadem fere mens et scopus insederat.

und wenn dieser würdige Fürst am Leben geblieben wäre, würde dies Werk schon lange vollendet seyn. Wir hätten dadurch ein vollständiges Zivilgesetzbuch erhalten, und der Wust von Gesetzen würde als ein neuer Codex erschienen seyn. Es ist Ewr. Majestät würdig, ein solches Werk, welches die Rechte der einzelnen Bürger bestimmt, beschützt und ordnet, aufzustellen, und ihm die Sanktion zu geben.

Karl. Das werde ich. Vollenden Sie es nur.

Leibniz. Dieser zweite Faszikel hier enthält alle Rechte, Verfassungen und Verbindungen der einzelnen Gemeinden, Provinzen, Distrikte und kleineren Staaten in Europa. Ew. Majestät werden darin finden, daß wir nicht nöthig haben, zu den alten Griechen oder Römern hinaufzusteigen, um Muster dafür zu finden. Hamburg, Lübeck und einige Schweizerkantone sind vortrefflich organisirt. Eine durch Zünfte, Kirchspiele oder Gemeinden gemäßigte Theilnahme des Volkes an der Gesetzgebung, ein die Regierung im Gleichgewicht haltender, und die Geschäfte vorbereitender Rath oder Senat, und ein oder zwei dem Ganzen vorstehende Bürgermeister oder Landammänner, geben diesen kleinen Republiken eine Form, welche den alten an die Seite gesetzt zu werden verdient. Auch die vielen andern kleinern Staaten und Gemeinden, republikanischer, monarchischer oder gemischter Art, haben vortreffliche Verfassungen und Gerechtsame. Die meisten solcher Länder, seyen sie geist=

lich oder weltlich, sind durch Landstände beschränkt, und erhielten ihre Gesetze und rechtliche Bestimmungen durch besondere Umstände, welche sich auf Lokalitäten und Landeseigenheiten gründen, und im Ganzen jene Mannichfaltigkeit und Autonomie beurkunden, welche in der ganzen Natur verbreitet ist. Dieselbe alle zusammenschmelzen und vereinfachen wollen, wäre dieser großen Meisterin vorgegriffen, oder die flache Einförmigkeit des Despotism begünstigt.

Karl. Solche alte Nester sind aber der wahre Zufluchtsort aller Misbräuche und Insubordination. Sie taugen weder zur Ordnung großer Reiche, noch zu einer wohleingerichteten Armee.

Leibniz. Haben die Holländer und Schweizer weniger gut gefochten, als andere Truppen?

Karl. Ja ehemals, aber jetzt.

Leibniz. Noch sind die Schweitzer in fremden Diensten gute Soldaten, und die Dalekärls gehören unter die besten Krieger Ewr. Majestät. Nur in so engen und auf einen gewissen Boden fixirten Gemeinden trifft man Vaterlandsliebe an. Das Wort Patriotism oder Vaterlandsliebe ist ja schon ein Beweis davon. Solche kleine Staaten oder Gemeinden sind auch nur, wie ich bereits sagte, dazu angelegt, daß sie den innern Frieden sich verbürgen sollen. Die Reichsarmeen oder großen Heere sind die Folge einer höhern Stufe des gesellschaftlichen Vereins, wovon wir jetzt eben reden wollen.

Karl. Nun also?

Leibniz. Dieser Verein entspringt durch die Verbindung mehrerer solcher Gemeinden, Staaten oder Provinzen, welche zusammen ein Reich ausmachen, und sich gegen auswärtige Feinde vertheidigen. Wo ein Reich oder eine größere Verbindung eintritt, ist auch erst eine große Armee möglich.

Karl. Das lautet besser.

Leibniz. Ein Reich besteht nicht allein aus einzelnen Bürgern, sondern ganzen Ständen und Provinzen. Daher ist auch eine Reichsverfassung ein ganz ander Ding, als eine Gemeinde- und Provinzialverfassung.

Karl. Weiter! weiter!

Leibniz. Die Bedürfnisse der bürgerlichen Gesellschaft sind Ernährung, Bewehrung und Belehrung. Ein Reich muß also so viel Land und Leute haben, daß es sich aus eigenen Kräften ernähren, bewehren und belehren kann. Daher giebt es in den europäischen Reichen drei Hauptstände: einen Nähr-, Wehr- und Lehrstand, und deren Vorsteher oder Repräsentanten nehmen auf den Reichstagen Theil an der Gesetzgebung.

Karl. Hm!

Leibniz. Ein großes Reich muß aber auch ein erstes Oberhaupt haben, das die Gesetze in Vollziehung bringt, und das man König, Herzog, Fürst nennet. Da die Würde desselben beneidens-

werth ist, so haben die meisten Staaten dieselbe in einer fürstlichen Familie erblich gemacht. Und Schweden ist gewiß hierin glücklicher als Polen, wo bei einer jeden Königswahl Partheien und ein bürgerlicher Krieg entsteht.

Karl. Das ist freilich wahr, aber der Reichstag unterhält auch Bürgerkriege.

Leibniz. Deswegen ist in klug eingerichteten Reichen noch ein oberster Reichsrath, oder ein Oberhaus, was zwischen König und Volk steht, und beide berathet.

Karl. Er taugt eben so wenig als der Reichstag. Einer muß herrschen, nach Einem Kopfe muß es gehen. Was würde aus meinem Reiche geworden seyn, wenn ich, nach der Meinung des Reichsraths, meinen Feinden nachgegeben hätte? Ein König und eine gut disziplinirte Armee ist die beste Staatsverfassung.

Leibniz. Ein Karl und eine Armee freilich. Wenn aber auf diesen Karl ein schwacher, furchtsamer König folgt, wie geht es dann?

Karl. Dann ist er nicht würdig zu regieren.

Leibniz. Wie wäre es aber, wenn Ew. Majestät die Sachen so einrichteten, daß alle Ihre Nachfolger nicht wohl unwürdig regieren könnten?

Karl. Wie so?

Leibniz. Es ist bereits schon über tausend Jahre, daß Alfred in England regierte, und doch müssen

alle seine Nachfolger seine Gesetze respektiren. Auch war in Sparta der große Gesetzgeber Lykurg schon viele hundert Jahre todt, und doch galten noch seine Anstalten.

Karl. Wie machte es Alfred?

Leibniz. Er gab seine Gesetze in die Hände seines Volks, und dies wachte so eifrig über deren Aufrechthaltung, daß seine Nachfolger in Gefahr stunden, ihren Thron, ja sogar ihren Kopf zu verlieren, wenn sie dieselbe umstoßen wollten.

Karl. Ich will es auch so machen.

Leibniz. In diesem Faszikel liegen die Gesetze und Verfassungen aller christlichen und europäischen Staaten in Urkunde. Man nennt sie das Staatsrecht (jus publicum). Einige sind gut, andere ausgeartet, andere noch vortrefflich. Man muß letztere erhalten, erstere verbessern.

Karl. Ich will alle Könige zwingen, ihre Reichsverfassungen zu verbessern.

Leibniz. Wenn Ew. Majestät einmal mit Ihrem eigenen Reiche den Anfang gemacht haben, wird Noth die andern zwingen, ein ähnliches zu thun.

Karl. Was fehlt denn der schwedischen Verfassung?

Leibniz. Sie hat die Grundzüge einer vortrefflichen Form. Ew. Majestät hat, nach der schwedischen Publizistensprache zu reden, die Hoheit, der Reichsrath die Mündigkeit, das Volk Recht und Freiheit.

Karl. Oder vielmehr Ausgelassenheit.

Leibniz. Waren die 8000 Mann, welche Ew. Majestät freiwillig zum Siege nach Narwa folgten, nicht bessere Krieger, als die 100,000 gezwungenen, mit der Peitsche zusammengetriebenen Russen, welche dort geschlagen wurden?

Karl. Wenn eure Verbesserung zur Tapferkeit führt, soll das Volk gleichwohl seine Rechte und Freiheit behaupten?

Leibniz. Haben die Griechen unter Miltiades und Alexander weniger tapfer gefochten, als die feigen Flüchtlinge des persischen Sultans?

Karl. Wahrhaftig! Sie machen mir Lust meine Krone niederzulegen, und so an der Spitze meiner Freiwilligen zu fechten.

Leibniz. Nicht dem gebietenden Könige, sondern dem großen, tapfern, heldenmüthigen Karl, folgen die Schweden so muthig ins Feuer.

Karl. Ich will meine Krone niederlegen, und sie durch mich selbst wieder erhalten.

Leibniz. Nein, großer König! Gott gab Ihnen diese Krone, um sie ehrwürdig und beglückend zu machen.

Karl. Geben Sie mir Vorschläge zur Verbesserung der schwedischen Verfassung. Ich lege sie meinen Ständen vor. Wollen sie dieselbe annehmen, so bleibe ich ihr König; wo nicht, so soll mein Stiefel ihr Regent werden.

Leibniz. In diesem Faszikel sind die Urkunden aller Verfassungen von Europa. Ew. Majestät werden daraus sehen, daß man öfters nur helfen, reinigen oder ausgleichen muß, um ein schönes Gebäude herzustellen. Man muß das Kind nicht mit dem Bade ausschütten, und Revolutionen führen öfters auf Despotism. Wo die Anlage gut ist, wie zum Beispiel in Schweden, braucht man nur auszubessern, und einen neuen Geist in die alten Formen zu blasen.

Karl. Das werde ich; nur weiter.

Leibniz. Unter den europäischen und christlichen Staaten besteht noch eine allgemeine Verbindung, welche durch wechselseitige Verträge und Friedensschlüsse erhalten wird. Ursprünglich waren in Europa nur neun oder zehen Hauptvölker oder Nationen, und fast eben so viele Reiche. Sie waren durch Sprachen, Gebirge und Meere von einander unterschieden; aber jedes konnte sich doch aus eigenen Kräften in seiner Selbstständigkeit und Unabhängigkeit behaupten. Viele davon theilten sich nach der Hand wieder in mehrere Staaten ab. Manche wurden auch miteinander verbunden; andere verlohren ganze Provinzen an ihre Nachbarn. Aus diesen verschiedenen Bestimmungen, welche durch Kriege und Friedensschlüsse oder Verträge entstanden sind, erwuchs denn das sogenannte Völkerrecht (jus gentium).

Karl. Das kenne ich, und bestrebe mich, es in meinen Kriegen und Friedensschlüssen nach Recht und Gerechtigkeit zu handhaben.

Leibniz. In diesem Faszikel habe ich alle Verträge und Acta publica gesammelt, welche dahin Bezug haben. Aus diesen Urkunden siehet man, daß das Völkerrecht ehemals viel strenger gehalten wurde, als jetzt. Denn nicht nur die Könige und Fürsten waren dadurch gebunden, sondern bei vielen Verträgen haben sogar die Großen und Städte des Reichs dafür Bürgschaft geleistet, und dieselben garantirt. In einer Uibereinkunft zwischen Philipp von Frankreich und Johann von England vom Jahre 1200, ferner in dem Friedensschluß, welcher zwischen Karl VII., Könige von Frankreich, und Philipp, Herzog von Burgund, im Jahr 1430 zu Stande kam, versprachen die Vasallen beider Theile, gegen ihren eignen Herrn auf die andere Seite zu treten, wenn er den Verträg nicht halten wollte *).

Karl. Ich hatte also Recht, Augusten entthronen zu lassen.

Leibniz. Nicht allein durch einzelne solche Bestrafungen und rechtliche Verfügungen wird dem Uibel gesteuert. Man muß, wie ich Ewr. Majestät schon sagte, den Grund des Uibels selbst heben.

Karl. Wie so?

Leibniz. Dieser Grund liegt in der Eroberungssucht der Mächtigen, und der Schwäche der mindermächtigen Staaten und ihrer Verfassungen. Polen

---

*) Codex juris gentium diplomaticus.

würde zum Beispiele nie so vielen bürgerlichen Kriegen und Anmaßungen ausgesetzt seyn, wenn es eine bessere Verfassung und einen erblichen König hätte.

Karl. Das ist wahr. Wir wollen ihm eine bessere Verfassung geben.

Leibniz. Ich habe einem jeden Faszikel kleine Bemerkungen und Vorschläge beigefügt, wie diese Verbesserungen sowohl im Zivil- als Kriminal-, sowohl im öffentlichen als Völkerrechte ohne große Erschütterungen vorgenommen werden können; und die großmüthige Denkungsart und Siege Ewr. Majestät berechtigen Höchstdieselben, sie in Vollzug zu bringen.

Karl. Legen Sie mir sie vor. Ich will es.

Leibniz. Polen ist aber nicht das einzige Volk, welches durch Schwäche gesunken ist. Unter den europäischen Staaten sind die deutschen und italiänischen, Holland, die Schweiz, Portugal und die Türkei auch noch unter die schwachen zu zählen.

Karl. Wenn wir mit Polen fertig sind, wollen wir auch diese reformiren.

Leibniz. Das würde aber ohne eine gänzliche Erschütterung und einen der blutigsten Kriege wohl nicht zu vollführen seyn.

Karl. Ich bin in kurzer Zeit mit dem Norden fertig geworden; mit Gottes Hilfe soll mir es auch im Süden gelingen.

Leibniz. Die äussere Schwäche dieser Staaten entsteht allein durch ihre Zerstückelung; aber eben diese

Zerstückelung trägt zur allgemeinen Kultur nicht wenig bei. Denn nicht in großen Reichen sind die Künste und Wissenschaften kultivirt worden, sondern in kleinen Staaten; wie dies die Geschichte des alten Griechenlandes und neueren Italiens darthut. Das europäische Völkerrecht gab daher diesen mindermächtigen Ländern ein anderes Mittel zu ihrer Erhaltung und Vertheidigung an die Hand.

Karl. Welches?

Leibniz. Die Konföderationen und Bündnisse. Dadurch verfochten die Griechen ihre Freiheit gegen die mächtigen Perser; dadurch erhielten sich die italiänischen, deutschen und Schweizerstaaten in ihrer Unabhängigkeit. Und da es ihnen in einem solchen Falle nie an auswärtiger Unterstützung fehlen kann, so traten auch noch mächtige Könige und Nationen zu ihrem Bunde, und halfen sie schützen, wie es Ihr großer Vorfahrer in Deutschland, und Ew. Majestät selbst in Polen gemacht haben.

Karl. Ich will der Schutzengel aller gedrückten Nationen und Staaten werden.

Leibniz. Der westphälische und welauer Frieden berechtigen Ew. Majestät zu einer so großen, edlen und erhabenen Stelle; Sie sind der rechtmäßige Garant beider großen Verträge, und hier bei diesem Faszikel liegen die Materialien zu einer so wichtigen Sicherstellung des Völkerrechts bereit.

Karl. Schön! gut! ich werde Gebrauch davon machen.

Leibniz. Nebst den Verhältnissen, welche das Völkerrecht bestimmen, besteht unter den christlichen Nationen oder Staaten noch ein allgemeineres und höheres Band, welches durch das geistliche oder göttliche Recht (jus divinum) geknüpft würde. Vor der Kirchentrennung, welche durch die Reformation im vorigen Jahrhundert entstand, wurde es, nicht ohne Grund *), von allen Königen und Völkern Europens anerkannt, so daß dadurch unter den christlichen Nationen eine allgemeine Republik bestund, deren Oberhäupter, in geistlichen Dingen, der Pabst, in weltlichen der römische Kaiser waren **). Ich habe in diesem Faszikel eine Menge Urkunden und Thatsachen gesammelt, welche dieses göttliche oder geistliche Recht darthun und begründen ***).

Karl. Das aber mit nächstem aufhören soll. Sowohl der Pabst als der Kaiser müssen auf solche angemaßte Rechte verzichten. Ich will sie schon zwingen.

Leibniz. Da wir jetzt auf diesen so kritischen Punkt gekommen sind, so halte ich's der Mühe werth, diese Sache zu berühren, indem man heut zu Tage nicht mehr darauf Rücksicht nimmt, daß nach der allgemeinen Meinung unserer Väter, sowohl dem Pabste als Kaiser eine gewisse Obergewalt über die übrigen Könige und Fürsten gestattet wurde, wodurch auch

*) Nec sane praeter rationem, heißt es im Originale.

**) Codex juris gentium diplomaticus, in Monito.

***) Ibidem §. XV. siehe dort die angeführten Urkunden und Fakta.

die Kurfürsten bewogen wurden, dem letztern einen so hohen Rang einzuräumen. Es ist nämlich zu bedenken, daß, nach den Grundsätzen unserer Vorfahren, die ganze Kirche als ein großes gemeines Wesen angesehen wurde, wovon der Pabst als der Statthalter Gottes in geistlichen, der Kaiser in weltlichen Dingen angesehen wurde. In der goldnen Bulle heißt daher der Kaiser das weltliche Oberhaupt der Kirche, und nichts ist sowohl bekannter, als durch öffentliche Akten und Geschichten gegründeter, als daß die kaiserliche Gewalt zugleich das jus advocatiae der römischen, das ist allgemeinen Kirche enthalte. Diesem Recht widersprechen selbst die Protestanten nicht; denn der Advocatus Ecclesiae ist nur zum Schutze einer guten und gerechten Sache verbunden, und wird dadurch keineswegs verhindert, Mißbräuche zu rügen oder abzuhalten. Ja es ist sogar seine Pflicht, Acht zu haben, daß die wahre katholische Kirche keinen Schaden leide *).

Karl. Das läßt sich freilich hören.

Leibniz. Daher zerstören auch diejenigen, welche eine solche Zierde dem Kaiser entreißen wollen, das schönste Vorrecht seiner hohen Würde. Auch irren jene Gelehrten sehr, welche glauben, die kaiserliche Gewalt bestehe blos in dem Rechte, welche er auf die

*) Dare operam, quantum in ipso est, ne quid vera ecclesia catholica detrimenti capiat. *De jure suprematus ac legationum principum Germaniae.*

Stadt Rom und einige darum liegende Distrikte habe. Im Gegentheil erstreckt sich seine weltliche Jurisdiktion so weit, als des Pabstes geistliche, nämlich über die ganze christliche Kirche. Es kommt auch nicht darauf an, daß diese Gewalt in göttlichen oder menschlichen Rechten gegründet sey; es ist genug, wenn sie durch viele Jahrhunderte und den allgemeinen Willen und Beifall aller christlichen Nationen anerkannt wurde. Dies war selbst die Meinung vieler vortrefflichen Gelehrten unter den Protestanten, eines Melanchton, eines Calixt und mehrerer andern *).

Karl. Ich will Kaiser werden, und dann soll gewiß alles besser gehen.

Leibniz. Das können Ew. Majestät. Die kaiserliche Würde ist daher immer wählbar und nicht an Einem Hause erhalten worden, weil sie der ganzen Christenheit angehört. Sie sind durch den westphälischen Frieden Reichsstand geworden, und haben also ein gegründetes Recht, dieselbe nachzusuchen. Das Kurfürstenkollegium enthält mehrere Glieder, welche zugleich Könige sind; aber alle wählen den Kaiser.

Karl. Bei der nächsten Wahl lasse ich mich zum Kaiser machen.

Leibniz. Die Rolle, wozu mir die Vorsehung Ew. Majestät bestimmt zu haben scheint, ist größer, als eine kaiserliche Würde.

---

*) Ibidem, S. XXXI.

Karl. Wie so?

Leibniz. Wir wollen erst unsere ganze Sache durchführen, dann ergiebt sich das übrige von selbst.

Karl. Lassen Sie hören. Ich bin äusserst begierig.

Leibniz. Wir müssen erst die Verhältnisse der katholischen Kirche und des Pabstes bestimmen.

Karl. Den wollen wir aus Rom jagen, und den wahren evangelischen Glauben einzuführen suchen.

Leibniz. Wir wollen die Sache ohne Haß und Bitterkeit führen. Wir Protestanten bekommen von Jugend auf sowohl gegen die Katholiken überhaupt, als gegen die Gewalt des Pabstes so irrige Vorurtheile eingeflößt, daß dadurch öfters die gute evangelische Sache mehr leidet als gewinnt. Ich selbst hatte ähnliche Gesinnungen, ehe ich an den toleranten Hof des wahrhaft großen Kurfürsten von Mainz, Johann Philipps, kam. Da fand ich alles anders, als man mir gesagt hatte. Beförderung der Wissenschaften und Philosophie, Liebe zur Gerechtigkeit, und die größte Bereitwilligkeit, Mißbräuche abzuschaffen, und wieder eine allgemeine Christenvereinigung herzustellen. Ich selbst wurde gebraucht, um dieses große Werk zu befördern *). Der kluge Fürst sah ein, daß der wechselseitige Religionshaß sowohl der evangelischen Lehre, als dem Reiche großen Schaden zu-

*) Siehe Staatsrelationen I. Band 3. Heft.

fügen könne. Er gab sich daher alle Mühe, in Europa und in der Christenheit jenes allgemeine Wesen wieder herzustellen, das diesen Welttheil durch Jahrhunderte groß und ehrwürdig gemacht hatte.

Karl. Er muß ein großer Fürst gewesen seyn.

Leibniz. Das war er. Er gab den Protestanten so viel zu, als es die allgemeinen Kirchengrundsätze erlaubten; nur sollten sie den Pabst, nicht als Richter und Gesetzgeber, sondern als das allgemeine Oberhaupt der Christenheit in geistlichen Sachen erkennen *).

Karl. Daran liegt es eben.

Leibniz. Es kann ja nicht geläugnet werden, daß die römische Kirche eine lange Zeit hindurch als die Lehrerin der übrigen christlichen Gemeinden und als ihre gemeinschaftliche Mutter angesehen wurde. Von Rom aus wurden jene apostolichen Männer nach Irland, England, Frankreich, Deutschland und Schweden rc. geschickt, welche den christlichen Glauben verbreiteten, und damit auch die Ehrfurcht für die römische Kirche erworben haben. Der Pabst wurde so nicht nur als das Oberhaupt der christlichen Kirche, sondern auch in Gewissens- und Eidessachen als oberster Richter der Könige und Völker angenommen **).

---

*) Siehe Staatsrelationen I. Band 3. Heft, II. Aufsatz, die 24 Artikel.

**) De jure suprematus, S. XXXI.

Karl. Das war ein abscheulicher Mißbrauch.

Leibniz. Allerdings. Die Päbste maßten sich zu der Zeit die Oberlehnherrschaft aller Reiche und Kronen an, und glaubten das Recht zu haben, Könige ein- und absetzen, Länder verschenken und die Unterthanen des Eides der Treue entbinden zu können.

Karl. Abscheulich!

Leibniz. Indessen hatte die Autorität des Pabstes auf einer andern Seite auch etwas Gutes. Da ihre ganze Gewalt blos auf geistliche Dinge oder die Gewissen der Christen gegründet war, so konnten ihre Mißbräuche durch eben die Religion und das Evangelium wieder eingeschränkt werden, welche doch die Quelle davon war. Zum andern diente sie öfters dazu, die Tyrannei mancher Könige und Fürsten zu verhüten und zu bestrafen, die Völker im Gehorsam zu halten, und die schändliche Leibeigenschaft und Sklaverei ausser Acht zu bringen *). Wo die weltliche Gerechtigkeit keine Kraft mehr zu haben schien, trat der Pabst als Handhaber der geistlichen oder moralischen Gerechtigkeit ein, und wurde so Schiedsrichter zwischen Völkern und Völkern, Fürsten und Unterthanen.

Karl. Diese Vorrechte konnten wohl nützlich gewesen seyn.

Leibniz. Auch wurde der Pabst, wenn ein Ge-

---

*) Ibidem.

schäft oder ein Krieg im Namen der ganzen Christenheit vollführt werden sollte, als Direktor, und der Kaiser als Exekutor angesehen. Daher schrieb auch Pius II. bei dem zu beginnenden Türkenkriege im Jahre 1460 an den Kaiser Friedrich: Da wir an den gemeinschaftlichen Feldherrn eines solchen Krieges dachten, kamst du uns sogleich in den Sinn, indem eine so hohe Stelle allein der kaiserlichen Würde angehört, welcher alle Völker zu gehorchen keinen Anstand nehmen werden *).

Karl. Sie wissen die Rechte des Pabstes und Kaisers so schön herauszuheben, daß man Lust bekömmt, ein Papist zu werden.

Leibniz. Die Vorsehung hat Ew. Majestät zu einer großen Rolle bestimmt. Die ganze christliche oder europäische Republik hat auch ihre äusseren Verhältnisse, wie jedes einzelne Reich. Die schönen Länder Griechenlands, Kleinasiens und Egyptens sind den Christen durch ein barbarisches Volk entrissen worden, wodurch alle Wissenschaften und Kultur in diesen sonst so blühenden Gegenden unterdrückt und ein schändliches Sultansregiment eingeführt wurde. Es ist Ewr. Majestät würdig, nachdem Sie den Frieden in Europa hergestellt und die Gerechtigkeit gehandhabt haben, mit Ihrer siegreichen Armee nach dem Oriente zu gehen, und, gleich einem andern

---

*) Codex juris gentium dipl. §. XV.

Alexander, diese schönen Länder den Barbaren wieder abzunehmen.

Karl. Bravo!

Leibniz. Ich habe schon dem Könige von Frankreich den Plan entworfen, wie Egypten wieder zu erobern sey, wodurch denn die Schiffahrt und der Handel auf die leichteste Art durch das rothe Meer mit dem ganzen Oriente könnte in Verbindung gebracht werden *). Wenn also Ew. Majestät von Norden und Frankreich von Süden aus die Türkei angreifen, so würde es wohl nicht lange dauern, um den halben Mond bis tief in Asien zu jagen.

Karl. Schön! brav!

Leibniz. Der Kaiser und Rußland würden wohl gerne diese Expedition begünstigen, weil es ihr eigner Vortheil wäre. Durch diese neuen Länder könnte man auch die Eroberungsbegierde einiger Mächte sättigen, und überhaupt die Verhältnisse der europäischen Mächte besser regeln. Drei der schönsten und fruchtbarsten Länder der Welt, Griechenland, Kleinasien und Egypten würden so wieder in den Bund der europäischen und christlichen Mächte treten, das Gleichgewicht befördern, und der Pabst könnte dann gleichwohl seinen Segen dazu geben.

Karl. Sobald ich mit Rußland und Polen fertig bin, soll diese Expedition vorgenommen werden.

---

*) Siehe diesen Plan in Archenholz's Minerva.

Leibniz. Der Ruhm Ewr. Majestät würde dadurch gewiß glänzender und größer seyn, als jener des Alexanders, welcher nur nach Asien gieng, um alles nieder zu schmettern.

Karl. Uiber's Jahr um diese Zeit hoffe ich mit meinen Schweden am Ganges oder Nil zu stehen.

Leibniz. Gott segne die großen Absichten und Thaten Ewr. Majestät; aber noch Etwas hätte ich zu sagen.

Karl. Was?

Leibniz. Das wichtigste von allem.

Karl. Nun?

Leibniz. Uiber alle diese Verbindungen und Verhältnisse geht noch eins, das alle ordnen und regeln muß.

Karl. Welches?

Leibniz. Die große, erhabene Verbindung der wahren Religion. Alles bisher Aufgestellte ist blos Menschenwerk, und größtentheils Menschenanstalt; also auch beschränkt und gebrechlich, wie der Mensch. Nur Gott und seine Religion, oder die in unser Gewissen geschriebene Gerechtigkeit, verbindet alle Menschen, ja die ganze Welt zusammen. Vor seinem Throne sind wir Alle Brüder, Alle Unterthanen eines einzigen Herrn und Regenten. Vergessen also Ew. Majestät nie die Vorschriften Ihres Gewissens, wenn Glück Ihre Züge begleitet.

Alexander wurde taub gegen die Vorstellungen

seines Freundes Klitus, und des Philosophen Kallisthenes. Er ermordete seinen Freund und ließ sich als einen Gott verehren. Hier neben diesen Faszikeln der menschlichen Gerechtigkeit habe ich auch den Faszikel der göttlichen Gerechtigkeit, das Evangelium, gelegt. In ihm stehet geschrieben: Suchet zuerst das Reich Gottes und seine Gerechtigkeit, so wird euch alles übrige gegeben werden; und weiter: Wer der Größere unter euch ist, soll dem Geringern dienen *). —

Der Religionslehrer.

Wir kommen nun auf den höchsten und heiligsten Stand des menschlichen Geschlechts, welchen man, seines erhabenen, übersinnlichen Berufes wegen, den geistigen oder auch geistlichen und Priesterstand nennt. Schon der gemeine Religionslehrer begleitet ein hohes Amt in der bürgerlichen Gesellschaft, indem er von irgend einer Kirche oder Religionsgemeinde den Auftrag erhält, dem Volke die Wunder und Lehre Gottes zu verkünden. Die höchste Stelle unter den Menschen nimmt aber der Religionsstifter ein. Er ist der größte Wohlthäter der Menschheit, ein Prophet und Gesandter Gottes, ein

*) Diesen Dialog schrieb ich, um dem Kaiser Napoleon ein Vorbild zu geben. S. Staatsrelationen II. B. S. 165 u. 189.

Mittler zwischen Gott und den Menschen. Er mag nun seine Lehre durch seinen oder durch Gottes Geist erhalten haben, so wird er immer mächtiger und nützlicher wirken, als ein Fürst oder Gesetzgeber; denn er gründet sein Reich nicht auf die vorübergehenden Verträge und Gebräuche der Welt, sondern auf die innere Sittlichkeit, auf das Gewissen, auf die ewigen Gesetze der Gottheit. Darum bestehen Religionen auch länger als Staaten. Die Könige und Fürsten herrschen nur über Völker, so lange sie leben, und zwar durch Zwang und Gewalt; aber ein Religionsstifter regiert auch noch lange nach seinem Tode die Herzen und Gewissen seiner Gläubigen.

Ein gemeiner oder ordentlicher Religionslehrer und Priester muß einen sanften Karakter, theologische Wissenschaften, Kenntniß geistlicher Geschäfte und väterliche Herablassung zu seinen Lehrlingen, Würde und äusseres Ansehen besitzen. Er muß dabei ein seinem Stande gemäßes geistliches, sittliches Leben führen. Der Apostel Paulus hat dessen Eigenschaften vorzüglich in der ersten Epistel an den Timotheus geschildert. Aber von einem Religionsstifter läßt sich nicht so leicht, wie bei andern menschlichen Ständen angeben, was für einen Karakter er haben, was er thun oder lassen soll. Denn er wird, wenn er ein wahrer Prophet ist, von Gott selbst berufen und gebildet, und die Geschichte hat der Beispiele mehrere, daß öfters unwissende, schlichte, einfältige, zuvor ganz

unbekannte Menschen in Religionssachen mehr gethan und gewirkt haben, als ganze Schulen von Philosophen und Reichsräthe mächtiger Fürstendynastien. Der Geist wehet, und du weißt nicht wie und woher? Der Religionsstifter kömmt, und du weißt nicht wie und woher? Da ich nun öffentlich bekenne, daß ich von göttlichen Dingen wenig oder nichts verstehe, und auch ein zu offener Sünder bin, als daß ich selbst darüber Lehren geben könnte, so will ich über einen so heiligen und wichtigen Gegenstand und über solche außerordentliche Menschen mit Ehrfurcht und Bewunderung nur das anführen, was uns darüber die Geschichte darbietet, und es übrigens der Vorsehung überlassen, dieselbe hervorzurufen, wann und wie sie es ihrer Weisheit und Güte am angemessensten hält.

Von der Religion überhaupt.

Alle Thiere, selbst der Orang-Utang, stehen unter dem Gesetze der Nothwendigkeit und des Instinkts. Der Mensch allein hat im Reiche der Freiheit die Vernunft zur Führerin erhalten. Schon bei sinnlichen Gegenständen ist sein unsterblicher Geist nicht mit dem rohen Genusse zufrieden. Nach dem ihm eigenen Gefühle der Schönheit sucht er darin einen edlern Zweck, und die poetische Einbildungskraft verwandelt ihm die Natur in einen Himmel. In seiner Vernunft findet er die Gesetze der Gerechtigkeit und Sittlichkeit, und sie läßt ihn in der Idee Gottes und der

Unsterblichkeit eine höhere Weltordnung errathen, als die ihm seine Sinne und sein Verstand darstellt.

Bei allen diesen Vortrefflichkeiten seines Geistes bleibt er aber doch auf dieser Welt durch die Bande der Sinnlichkeit gefesselt, und diese erhält öfters über seine Vernunft eine so gewaltige Herrschaft, daß er eher einem wilden Thiere, als einem vernünftigen Wesen gleich sieht. Ja gerade die Zeiten, worin seine philosophirende Vernunft die Tiefen der Natur und die Gesetze der Gottheit in der Theorie ergründet zu haben glaubt, sind auch, wie die Geschichte lehrt, diejenigen, wo in der Praxis das größte Sittenverderbniß und die drückendste Sklaverei die Menschheit schändet. „Wir fühlen, wie Paulus so richtig sagt, einen doppelten Menschen und ein doppeltes Gesetz in uns.“

Das Gesetz des Geistes fordert von uns Glauben, Hoffnung, Liebe, Geduld, Gerechtigkeit, Zufriedenheit und Keuschheit; aber das Gesetz des Fleisches will Ehebruch, Hurerei, Haber, Haß, Krieg, Diebstal, Mord und Völlerei. Diesen Streit des Geistes mit dem Fleische, oder der Vernunft mit der Sinnlichkeit, finden wir durch die ganze Weltgeschichte; daher haben die großen Gesetzgeber ihre Anstalten und Verordnungen mehr auf das Gleichgewicht der Leidenschaften und Kräfte, als auf die Gesetze der reinen Vernunft gegründet. „Da in einem wohl eingerichteten Staate, wie Montesquieu sagt, „die Leidenschaften frei seyn „müssen, so wird Neid, Ruhmsucht, Haß, die Begierde

„sich zu bereichern und über andere emporzuheben, „in voller Stärke und Ausdehnung erscheinen; und „das muß so seyn. Denn im entgegengesetzten Falle „wäre der Staat wie ein durch Krankheit geschwächter „Mensch, welcher keine Leidenschaften mehr fühlt, weil „er keine Kräfte mehr hat.“ So denkt der Staatsmann und Geschichtsforscher über die menschliche Gesellschaft. Aus einem ganz andern Gesichtspunkte betrachtet sie aber der Theologe oder Religionslehrer. Er erkennt zwar auch die Leidenschaften und Schwachheiten in der menschlichen Natur an; allein er behauptet, daß Gott den Menschen nach seinem Ebenbilde geschaffen habe, daß aber dieses Ebenbild durch einen Sündenfall geschändet worden seye, und nur durch eine neue, göttliche Kraft wieder zu seiner ursprünglichen Reinheit zurückgeführt werden könne. Diese übersinnliche göttliche Kraft im Menschen nennt er Religion.

Von der natürlichen- oder Vernunft-Religion.

Sowohl in der alten als neuen Geschichte finden wir viele weise Männer, welche die Nothwendigkeit der Religion durch Vernunftgründe darthun wollten. Einige davon, wie Trinäus, Anaxagoras und Sokrates nahmen die Beweise dafür aus dem regelmäßigen, vernünftigen Gange der Natur, und folgerten daraus die Existenz der Gottheit und die Unsterblichkeit der Seele. Andere hingegen, wie Plato, Kant und Jacobi, drangen tiefer in die menschliche Natur,

und bewiesen aus unserm Geiste selbst den Geist Gottes und die vernünftige Offenbarung in ihm. Sie legten nämlich die unumstößlichen Forderungen der Vernunft dar, und postulirten dadurch einen Glauben an Gott und Unsterblichkeit.

So edel und vortrefflich nun die Bestrebungen dieser Weisen gewesen seyn mögen, so konnte, wie die Geschichte lehrt, dieser vernünftige Glaube weder theoretisch noch praktisch auf das Menschengeschlecht die gehörige Wirkung haben. Der Theorie desselben konnte der strenge Stoiker oder Freigeist immer noch folgende Bedenklichkeiten entgegen setzen: „Wozu ein Gott, „da die Natur selbst das Gesetz ausspricht, und du „als freier Mensch dir selbst Gesetze giebst? Wozu „eine künftige Belohnung, da die Belohnung der „Tugend schon in ihr selbst liegt? Es ist ein der Würde „des Menschen unziemlicher Gedanke, nach Knechtsart „den Lohn guter Handlungen von einer ewigen Selig„keit zu erwarten. Wer nur des Himmels wegen „gerecht handelt, ist eben so verächtlich, als wer „nur darum nicht stiehlt, damit er dem Galgen ent„gehe. Der wahrhaft Weise handelt recht, weil die „Vernunft das Recht gebietet, und wenn wir uns nicht „zu dem Zustande der Thiere erniedrigen wollen, müssen „wir die Gesetze befolgen, welche wir in dem Innersten „unsres Gemüthes geschrieben fühlen. Gott ist die „Natur, und diese hat ewige, heilige Gesetze, wovon „sie nicht abweicht. Der Mensch ist der Spiegel dieser

„Gottheit; frei, erhaben und autonomisch in diesem
„Reiche Gottes. Die Gerechtigkeit des ganzen Ge-
„schlechtes muß das Reich Gottes auf dieser Erde
„gründen, und selbst das Werk des freien, moralischen
„Willens seyn. Ihr sagt mir vielleicht dagegen:
„daß die Heiligkeit der in der Natur und unsrer Ver-
„nunft sich offenbarenden Gesetze eben der kräftigste
„Beweis für die Existenz eines höchsten, vernünftigen
„Wesens sey; allein wozu noch dieses Wesen ausser
„der Natur und unsrer Vernunft suchen, da wir es
„in uns tragen, oder es selbst sind? So lange wir
„keine sonnenklare Beweise von seiner Existenz ausser
„uns und der Natur haben, und uns blos mit Glau-
„ben, Ahnen und Muthmasen abfinden müssen,
„wird seine Unnöthigkeit immer wahrscheinlich bleiben.
„Was durch sich selbst bestehen, und durch sich selbst
„gut und gerecht seyn kann, hat nicht nöthig, ausser
„sich einen gewissern Grund der Existenz, der Güte
„und Gerechtigkeit zu suchen. Alle Philosophie, welche
„den ersten Grund ihrer Schlüsse auf Glauben an-
„legt, giebt schon dadurch an den Tag, daß ihr Ge-
„bäude wankend und unsicher sey."

Zu diesen Bedenklichkeiten über die Theorie der Vernunftreligion, kann der Epikureer oder vielmehr der Geschichtsforscher noch folgende über die Praxis oder Wirkung derselben anführen: „Wenn ich ein morali-
„sches Gesetz anerkenne, so muß ich auch von seinen
„möglichen Erfüllungen überzeugt seyn. Da mir nun

„die Vernunftreligion nie Gewißheit, sondern nur
„Muthmasungen geben kann, so fehlen ihr hiedurch
„die nothwendigen Triebfedern zur Moralität. Bei
„den Reizen der Wollust, bei den Lockungen der Hab-
„und Ruhmsucht, und unter dem Sturm der Leiden-
„schaften, welche auch die weisesten Menschen in Ver-
„suchung führen, ist der blos philosophische Glaube
„nicht stark genug, zur Sittlichkeit anzutreiben.
„Wenn Philosophen so oft in diesem Kampfe erliegen,
„wie soll die Vernunftreligion auf ein ganzes Volk
„wirken? War doch eine positive und geoffenbarte
„Religion noch nicht im Stande, die Sittlichkeit herr-
„schend zu machen, wie kann es die natürliche thun?
„Sokrates hat gewiß das erhabenste System da-
„von aufgestellt, und es durch sein Leben und seinen
„Tod bekräftigt; und doch haben sich weder seine
„Schüler, noch viel weniger andere Menschen nach
„seiner Moral gerichtet. Man hat ihn verehrt, ge-
„achtet, bewundert, aber mehr als eine seltene
„Erscheinung auf dem Theater, als einen Religions-
„und Sittenprediger unter den Menschen. Sein
„Schüler Aristip und dessen Nachfolger Epikur
„haben mehr praktische Befolger ihrer Lehre erhalten,
„als dieser Märtyrer, dieser Heiland der Vernunft-
„Religion. Auch findet man sowohl in den Lehren des
„Sokrates, als in seinem Leben nicht undeutliche
„Spuren, daß sein Glaube an göttliche Dinge mehr
„gesucht und erkünstelt, als natürlich und geläufig

„war. Man sieht es ihm an, daß er mehr durch „die schreckliche Warnung des Sittenverderbnisses, als „aus dem innern göttlichen Geiste hervorgegangen „war. Er wirkte daher auch keinen göttlichen Geist.

„Ein noch viel sprechenderes Beispiel von dieser „praktischen Unzuverläßigkeit der Vernunftreligion „haben wir in unsern Zeiten erlebt. Welche Mühe „gaben sich nicht Rousseau, Kant, Fichte, Jacobi und Schelling, nebst der ganzen Sekte der „sogenannten Theo-Philantropen, dem reinen „Vernunftglauben praktischen Eingang in die Gemüther der Menschen zu verschaffen. Aber auch ihre „Bestrebungen blieben fruchtlos. Die fromme Standhaftigkeit des Papstes Pius VII., die altglaubige „Religiosität der Spanier und Tyroler, und das heilige „eiserne Kreuz der Preussen haben mehr auf die Herzen der Völker gewirkt, als Leibnizens ratio sufficiens, Kants kategorischer Imperativ und Fichte's moralische Weltordnung.“ Nach meiner Erfahrung und Uiberzeugung ist die Vernunft zwar die Mutter der Religion, aber es muß ihr von Aussen noch eine positive göttliche Offenbarung beikommen, um das heilige, schöne, allmächtig wirkende Götterkind zur Welt zu bringen.

Von der positiven oder geoffenbarten Religion.

Es ist ein großer Irrthum, welcher besonders unser Zeitalter auszeichnet, wenn man glaubt, daß alle

Verfassungen, Anstalten und Religionen blos aus den Vorschriften der reinen Vernunft, oder vielmehr des Verstandes hervorgehen müssen. Dieser Meinung widerspricht die ganze Weltgeschichte, ja die besonnene Vernunft selbst. Die reine Vernunft, oder vielmehr der reine Verstand, nimmt gar keine Rücksicht auf die Sinnlichkeit. Beide haben ihre ewigen, festen, unveränderlichen Gesetze und Regeln, welchen sie alles, was in ihr Gebiet gehört, unbedingt, despotisch unterwerfen. Die unerbittliche Logik und eiserne Mathematik geben ihre Formen an. Auf Tod und Erstarrung geht ihr fürchterliches Gesetz. Daher herrscht auch in allen Formen und Anstalten des menschlichen Lebens, welche sich nach ihren Regeln richten, mehr oder weniger Kälte, feste Richtschnur und Despotismus; z. B. in den mechanischen Werkzeugen, in der Baukunst, bei einem Kriegsheere, bei den Rechnungen und Festsetzungen der Jahres- und Tagesordnungen. Die Bestimmung des Menschen ist aber Leben und Freiheit nach den Bedürfnissen seiner Natur und den Gesetzen der Sittlichkeit und Religion. Darum sind auch, wie die Geschichte lehrt, die nützlichsten Erfindungen und Künste, die besten Gesetze und die heilsamsten Verfassungen nicht a priori, oder aus der reinen Vernunft, sondern a posteriori durch Bedürfnisse, Zeitumstände und durch die Erfahrung hervorgegangen. Gute Sitten und Karakter oder Nationalgeist wurde den Völkern mehr angebildet, als angelehrt.

Es ließe sich sogar geschichtlich darthun, daß die Zeiten der spekulierenden Vernunft gerade auch die Zeiten des Verfalls der Sitten und Verfassungen seyen. So bald der Mensch aus seinem natürlichen Zustande in jenen der bürgerlichen Gesellschaft tritt, wird alles positiv. Eigenthum, Wohnung, Gewerb, Sitten, Ehe, Stand, Gesetz und Verfassung nimmt den Karakter der Positivität an, so auch die Religion. Wir müssen daher der göttlichen Weisheit zutrauen, daß sie auch dieses Bedürfniß der Menschheit vorgesehen und zeitlich dafür gesorgt habe. Da uns also die Philosophie oder Vernunft, wie ich im vorigen Kapitel dargethan habe, über göttliche Dinge nicht sicher stellen, und nur Ahnungen und Glauben geben, so muß Gott, wenn er ist, seine Religion durch ausserordentliche Wege kund machen. Eine ächte, wirksame Religion muß eine positive, eine geoffenbarte seyn. Der dadurch bewirkte Glaube wird alsdann durch seine göttliche Kraft eine positive Uiberzeugung. Daher finden wir auch bei allen positiv-Gläubigen sowohl in ihren Meinungen als in ihrem Leben und in ihrem Tode eine Zuversicht, eine Festigkeit, eine Bestimmtheit, welche noch keine Vernunft- oder philosophische Religion hervorbringen konnte. Gegen das Leben und den Märtyrertod eines vernunftglaubigen Sokrates giebt uns die Heiligen- und Kirchengeschichte tausend Beispiele des herrlichsten Glaubenstriumphes; und wenn Sokrates, in Plato's Gesprächen, durch ge-

suchte Wendungen und weit hergeholte Induktionen seinen Schülern die Existenz Gottes und die Unsterblichkeit der menschlichen Seele erst mühsam darthun muß, so spricht Moses als ein von Gott gesandter nur mit wenig Worten: Ich bin der Herr dein Gott; du sollst keine fremde Götter neben mir haben; und sogleich verläßt ein ganzes Volk sein geliebtes goldenes Kalb, und fällt anbetend auf die Knie nieder. So wirksam auf Meinung und Handlung ist eine geoffenbarte Religion.

Dieselbe zeichnet sich vor der Vernunftreligion durch vier besondere Kennzeichen aus. Erstens sind die von ihr aufgestellten Glaubenswahrheiten meistens als Symbole und Mysterien geoffenbart; zweitens ist ihre Moral in schlichten jedermann begreiflichen Geboten abgefaßt; drittens setzt sie eigne der Gottesverehrung geweihte Priester oder Lehrer ein, und viertens fordert sie, nebst dem innern oder häuslichen, auch noch, zur gemeinschaftlichen Erbauung, einen öffentlichen, äussern Gottesdienst. Wir wollen ein jedes dieser Kennzeichen besonders untersuchen und aus der Geschichte durch Beispiele erklären.

„Jedes System der Theologie, sagt Bouterweck, „fällt schon dadurch, daß es System ist, anthropomorphistisch (folglich symbolisch) aus; denn das „unendliche Wesen paßt in kein System. Uibrigens „möchte es auch wohl rathsamer seyn, nur geoffenbarte Religionslehre Theologie zu nennen, und

„systematisch, d. i. anthropomorphistisch oder symbo=
„lisch auszuführen; denn im Begriff einer Offenba=
„rung liegt schon eine Versinnlichung der Religions=
„ideen durch den Willen des höchsten Geistes selbst,
„den der reine Gedanke des Menschen zwar erreichen,
„aber nicht in ein Objekt des Wissens verwandeln
„kann." So sehr auch einige Philosophen bemüht waren, die Idee Gottes und anderer göttlichen Dinge unsrer Vernunft rein zu geben, so ist ihre Darstellung doch so geschraubt und gesucht, und ohne alle lebendige Wirkung auf das menschliche Gemüth geblieben, daß öfters das liebe Herr Göttchen eines Kindes mehr Werth und Gehalt in sich begreift, als das sogenannte kalte être suprême, oder ens entium der Philosophen. Da Gott einem beschränkten Geiste keinen wahren Begriff seines Wesens und Wirkens beibringen kann, ohne ihn sich gleich, also selbst zu einem Gotte zu machen, so hat er auch sich und seine Religion nur durch Symbole geoffenbart.

Unter religiösen Symbolen verstehe ich alle die Darstellungen göttlicher Dinge, die wir nicht anders, als durch Bilder und Vergleichungen fassen können; daher heißt auch bei den Christen der Inbegriff ihrer Religionswahrheiten ein Glaubenssymbol, symbolum fidei. Die Offenbarungen werden entweder in Bücher aufgeschrieben, oder durch Uiberlieferungen bekannt gemacht. Wenn wir nun in denselben von Gott, Weltschöpfung, Sündenfall, Un=

sterblichkeit der Seele, Erlösung, Wiedergeburt, Himmel und Hölle reden hören, so müssen wir uns nicht einbilden, als hätten wir nach den Worten einer heiligen Schrift oder einer Tradition einen richtigen Begriff davon erhalten. In unsrer irdischen Beschränktheit können sie nicht begriffen werden. Diese hohen Ideen und Wahrheiten sind vielmehr darin durch sinnliche Bilder und Vorstellungen unserm beschränkten, sinnlichen Geiste nur näher gebracht. So sind zum Beispiel einige Stellen in dem Zendavesta, oder auch in dem Koran, besonders aber in dem ersten Buche Moses, in dem hundert und dritten Psalm Davids, bei dem Ezechiel, in dem zweiten Briefe des Apostels Paulus an die Korinther, in dem siebenzehnten Kapitel der Apostelgeschichte, in der Apokalypse, vorzüglich der Logos des Johannes, und der unbekannte Gott des Paulus, zwar der Gottheit würdige Vorstellungen, aber es bleiben immer doch nur schwache, bildliche Versuche, die Idee Gottes in unsere Begriffe überzutragen. Daher redet Christus von sich und der Gottheit ganz kindlich und menschlich. Gott ist, nach seinen Worten, der Vater, der im Himmel lebt, er sein vielgeliebter Sohn, und wir seine Kinder, denen er den heiligen Geist verspricht. Wenn der begeisterte Prophet von Gott reden will, stockt ihm Gedanke und Wort, und er ruft aus:

A! A! A! Herr! ich bin ein Kind, und weiß nicht zu reden.

Eine Religionslehre besteht nicht, wie ein philosophisches System, aus Begriffen, Urtheilen und Schlüssen, sondern eben dadurch beurkundet sie ihre Göttlichkeit, daß sie aus Mysterien, Glaubensartikeln und Symbolen zusammengesetzt ist; denn wenn Gott sich und seine Religion den Menschen offenbaren wollte, wie sie an sich sind, so müßte er, wie ich schon sagte, sie alle in Götter verwandeln. Obwohl aber die Ideen von göttlichen Dingen über die Grenzen unsrer Vernunft gehen, so darf doch eine wahre Religionslehre nichts enthalten, was dieser oder der reinen Moral offenbar widerspricht. Wenn also, wie zum Beispiel in den christlichen Glaubenssymbolen, von einer Dreifaltigkeit in der göttlichen Natur, von einem Sündenfalle, von Wiedergeburt und Erlösung des Menschengeschlechtes, von einem Gerichte Gottes, von Himmel und Hölle gesprochen wird, so übersteigen diese Glaubenssätze freilich die Grenzen der Vernunft; allein da wir durch die Untersuchungen und Nachforschungen einiger Philosophen z. B. des Plato, Sokrates, Leibniz und Kant selbst in unsrer Vernunft schon Ahnungen davon finden, so können sie doch nicht, als gegen die Vernunft streitend, verworfen werden. Wenn aber, wie bei vielen heidnischen Religionslehren, die Götter als Ehebrecher, Unschuldverführer, Diebe und Mörder aufgestellt werden, so wird sich über kurz oder lang die Vernunft dagegen empören, und ihre Tempel selbst von dem Volke verlassen und verabscheut werden.

Seit dem Anbeginne der Welt, oder der bürgerlichen Gesellschaft, sind dem menschlichen Geschlechte drei Grundwahrheiten geoffenbart worden, ohne welche keine Religion bestehen kann: nämlich das Dasein der Gottheit, die Unsterblichkeit der Seele und die Nothwendigkeit der Sittlichkeit. Mit diesen muß sich der menschliche Geist begnügen; was darüber ist, geht über die Schranken seiner Fassungskraft. So unbegreiflich aber selbst diese und andere Religionswahrheiten seyn mögen, so faßlich und verständlich müssen die Sittengebote einer wahren Religion seyn.

Die Gesetze der alten Religionen beziehen sich meistens auf die Erhaltung der äussern Gerechtigkeit und die äussere Gottesverehrung. Da heißt es: du sollst nicht stehlen, du sollst nicht ehebrechen, du sollst nicht tödten rc.; sie könnten auch als bürgerliche Gesetze dienen. Aber in der jüdischen, persischen und christlichen Religion wird zugleich die innere Gerechtigkeit und die Heiligkeit der Gesinnungen gefordert. Daher steht im mosaischen Gesetze: du sollst nicht einmal begehren deines Nächsten Weib rc., in dem Zendavesta: du sollst rein seyn in Gedanken, Worten und Werken, und Christus sagt in dem Evangelium: „Ihr habt gehört, daß zu den Alten gesagt „wurde: du sollst nicht tödten, du sollst nicht ehe„brechen rc. Ich aber sage euch: wer seinem Bruder „nur zürnet, ist des Gerichts schuldig, und wer

„ein Weib nur mit Begierde ansieht, hat schon „einen Ehebruch in seinem Herzen begangen. In den „alten Gesetzen steht: was du nicht willst, das dir „geschehe, das thue auch keinem andern; ich aber „gebe euch ein neues Gebot, auf daß ihr euch einan„der liebet, wie ich euch geliebt habe: Ihr sollt eure „Brüder lieben, wie euch selbst.“ Wenn man nun betrachtet, wie vielen Scharfsinn Kant anwenden mußte, um in seinen Sittenlehren den kathegorischen Imperativ aus der reinen Vernunft darzuthun, und auf der andern Seite es jeder täglich in den christlichen Schulen sehen oder hören kann, wie Kinder von sechs bis sieben Jahren bei der Lehre von der vollkommnen und unvollkommnen Liebe diese hohen Gebote der Sittlichkeit nicht nur fassen, sondern auch erklären und darthun, so muß man gestehen, daß von allen bekannten Religionen gewiß keine göttlichere Wahrheiten unter dem Menschengeschlechte bekannt und zugleich wirksam gemacht habe, als die christliche.

Damit nun diese erhabenen Glaubens- und Sittenwahrheiten desto mehr verbreitet und durch wechselseitige Erbauung im Innern des Herzens bewahrt bleiben mögen, so hat auch jede positive oder geoffenbarte Religion Religionslehrer, oder Priester, und einen äussern Gottesdienst verordnet und angestellt. Dadurch wird dem Volke der Wille der Gottheit und die öffentliche Lehre erklärt, die Gottesverehrung durch Tempel, Opfer, Gebete, Feste und Gesänge

unterhalten, und die innere Sittlichkeit durch äussere, geheimnißdeutende Zeremonien genährt.

In wie weit kann die Religion dem Staate dienen?

Die heidnischen Religionen sind meistens des Staates wegen angeordnet worden. Daher besteht auch ihre Glaubenslehre in schöner, poetischer Mythe, ihre Sittenlehre in Befolgung bürgerlicher Pflichten, und ihre Zeremonien in kriegerischen Spielen, Opfern und politischen Wahrsagereien. Auch die jüdische war in so weit eine Staatsreligion, als durch sie ein Volk gebildet und erhalten werden sollte, dem die Grundsteine einer erhabenern Lehre anvertraut werden mußten. So bald diese erschienen war, verfiel auch der Zweck ihrer theokratischen Gesetze, und das Volk wurde ohne König, ohne Regierung, ohne Land und ohne Kriegsgewalt in alle Welt zerstreut.

Unter den in der Weltgeschichte erschienenen Religionen ist keine zur Verbreitung der Staatsgewalt tauglicher, als die mohamedanische. Hervorgebracht unter einem Volke, das mit der Einfalt alter Sitten eine glühende Einbildungskraft für alles Große und Wunderbare verband, reizend durch Versprechungen weiter Eroberungen auf dieser und sinnlicher Freuden in jener Welt, mit gleicher Strenge die Aufopferung für Gott und Vaterland gebietend, und von einem Propheten gelehrt, der seine Glaubigen zugleich mit

Worten und Siegen zu begeistern wußte, hat diese Religion ein weltliches Priesterreich gestiftet, das sich von den Säulen des Herkules bis zu dem Ganges, und von den Wüsten Afrika's bis an die Mauern von Rom erstreckte. Mohamed hat zwar aus der jüdisch-christlichen Religion erhabene Ideen von Gott, der Unsterblichkeit der Seele und dem Gerichte Gottes entnommen; auch sind seine Gebote über Gerechtigkeit, Menschenliebe und Almosengeben von großem moralischem Werthe, und noch bewundert man die Treue der Muselmänner in Haltung öffentlicher Verträge; allein er benutzte seine Religion doch mehr zur Verbreitung seiner Gewalt und seines Ruhmes, als der innern Sittlichkeit. Ein Religionsstifter, welcher seine vorgegebenen Offenbarungen sogleich mit dem Degen in der Faust bekräftigen will, giebt schon dadurch an Tag, daß seine Sendung nicht vom göttlichen Geiste ausgegangen seye. Obwohl also Mohamed viele christliche Ideen in seine Religion aufgenommen, und Christus selbst als einen Propheten anerkannt hatte, so schien er doch sowohl in seinem Zwecke, als in seinen Handlungen von dessen Lehre abzuweichen. Die christliche Religion hat ihrem Geiste nach nichts mit dieser politischen Welt zu schaffen. Sie weis von keiner Staatskunst und bürgerlichen Verfassung. Sie kennt keine Völker- und Staatsgränzen; sie ergeht über alle Menschen. Sie lehrt kein einseitiges Staatsinteresse, sondern allgemeine Menschenliebe. Sie führt keinen

Krieg, sondern gebietet Frieden. Das Reich Gottes ist kein irdisches, sondern ein Himmelreich. Sie läßt die Könige über die Völker herrschen, wer aber unter ihren Gläubigen der Größere ist, soll dem Geringern dienen; darum wird das Oberhaupt ihrer Kirche der Knecht der Knechte genannt. Sie scheint also zu einer Staatsreligion nicht zu taugen, und darum verfolgte sie der Kaiser Julianus. Obwohl aber ihr Zweck nur auf Allgemeinheit und Heiligkeit geht, so kann sie, wie die Geschichte lehrt, auch bürgerliche Tugenden befördern und den Staatsverfassungen eine höhere Kraft mittheilen. Sie predigt Ehrfurcht und Folgsamkeit gegen Gesetz und gesetzmäßige Obrigkeit; sie unterstützt mächtig die äussere Gerechtigkeit durch die innere; sie flößt Muth, Tapferkeit, Standhaftigkeit und Verachtung der Gefahren und des Todes ein; sie fordert Treue und Glauben in bürgerlichen Händeln; sie verspricht Lohn auch für bürgerliche Tugenden, sie sanktionirt die Gesetze und Verträge, salbt die rechtmäßigen Könige und bestraft die Tyrannen und Anmaser. Sie giebt durch ihren Gottesdienst den bürgerlichen Verhandlungen ein heiliges Ansehen, und verbreitet ihre innere Gewalt über Staaten und Familien. Daher haben auch die größten Könige und Regenten, Karl der Große, die Ottonen, Rudolf von Habsburg, Heinrich IV. und Gustav Adolf sie in Schutz genommen; und ich bin überzeugt, daß wenn Friedrich II. die Gräuel erlebt

hätte, welche durch Irreligion in Frankreich hervorgebracht worden sind, er, wie wir dies schon aus seinen Aeusserungen über die Encyklopädisten sehen, ein eben so großer Beförderer des Christenthums geworden wäre, als er zuvor ein Spötter desselben war. Eine solche politische Benutzung der christlichen Religion ist aber nur das Geschäft des Staatsmannes, nicht aber des christlichen Bischofs oder Lehrers. Dieser hat nur die Verbreitung des Reiches Gottes und seiner Gerechtigkeit zur Pflicht. Die Regierung dieser Welt muß auch den Königen dieser Welt überlassen bleiben.

Indessen haben wir an den Päpsten und den ehemaligen geistlichen Fürsten in Deutschland Beispiele, daß auch eine weltliche Regierung mit der geistlichen verbunden seyn konnte; ja fast in allen christlichen Reichen waren die Geistlichen zugleich weltliche Reichsstände. Diese Anstalten hatten aber nur einen politischen Zweck; sie waren von den ersten Kirchenvätern mehr zugelassen, als von ihnen verordnet; sie wollten nämlich die innere Gerechtigkeit der Religion auch der äussern Gerechtigkeit des Staates zukommen lassen. Da das Haupt einer so weit verbreiteten Religionsgemeinde, als die katholische ist, nicht unter der Gewalt irgend eines Regenten oder eines Staates stehen kann, ohne den übrigen gefährlich zu werden, oder von seinem Ansehen zu verlieren, so haben die christlichen Mächte dem Papste ein eignes Land zugestanden, worin er als suveräner Fürst, frei von allem weltlichen

Einflusse, die Rechte seiner Kirche und die Lehre seiner Religion behaupten kann. So haben auch die christlichen Völker und deren Gesetzgeber den Bischöfen und Geistlichen entweder Fürstenthümer oder die Reichsstandschaft gestattet, damit sie durch das Ansehen der Religion auf der einen Seite die Despotie der Könige, auf der andern die Empörung des Volkes zurückhalten, und der Verfassung jene Ehrfurcht und Heiligkeit verschaffen möchten, die weltliche Anstalten ihr nicht zu geben vermögen.

Durch diese Zulassungen haben aber die Päpste und Bischöfe eine doppelte Pflicht erhalten. Als christliche Vorsteher müssen sie sowohl in ihren Lehren, als in ihrem Lebenswandel jene Reinheit und Heiligkeit an den Tag geben, welche Christus seinen Aposteln und Paulus in dem ersten Briefe an den Timotheus den Bischöfen vorschreibt. Als weltliche Fürsten oder Reichsstände müssen sie die Staatsgewalt nur dahin zu lenken suchen, daß Religion, Gesetz und Gerechtigkeit befördert werde. Dieses Gleichgewicht unter den beiden Gewalten, nämlich der geistlichen und weltlichen, zu erhalten, ist keine leichte Aufgabe. Daher finden wir auch in allen Geschichten der christlichen Völker, besonders aber in der deutschen, daß die Geistlichen, welche Staatsämter begleiteten, entweder den Bischof über dem Fürsten, oder den Fürsten über dem Bischof vergessen haben. So lange die deutschen Prälaten nur die geistliche Gewalt übten, waren die Bischofsstühle

meistens mit tugendhaften, gelehrten und heiligen Männern, einem Bonifacius, Rabanus, Lullus, Burkardus, Meinwerkus und andern frommen Geistlichen besetzt. Als aber mit den Bisthümern zugleich weltliche Fürstenthümer verbunden wurden, verlohr sich allmähkig die Heiligkeit und Gelehrsamkeit auf den bischöflichen Sitzen, und wir finden alsdann nur Staats- und Kriegesleute auf denselben. Man lese die Geschichte der Siegfriede und Adolfe von Mainz, der Konrade und Engelberte von Kölln, der Balduine und Kuno von Trier, der Walther von Straßburg, der Bernharde von Münster rc. rc., und man wird darin mehr die Prachtgepränge, Staatsränke und Feldzüge eines Fürsten, als Lehren und Tugenden eines Seelenhirten antreffen. Diese fast gänzliche Hintansetzung der geistlichen Pflichten hat auch vorzüglich die Reformation in Deutschland bewirkt. Luther würde an den Häuptern der Kirche keinen Tadel, und die weltlichen Fürsten an den geistlichen keine Ursache zu Neid gefunden haben, wenn zu jener Zeit Männer wie Bonifacius, Rabanus, Lullus und Chrodogangus die deutsche Kirche regiert hätten. Nicht der Gewalt des Schwertes, noch den Ränken der Staatslist, hat der jetzige Papst Pius VII. das Wohlwollen der christlichen Mächte und die Wiederherstellung seiner weltlichen Gewalt zu verdanken, sondern seiner Frommheit und christlichen Standhaftigkeit.

Durch diese aus der Geschichte angeführten Beispiele will ich eben nicht beweisen, daß sich christliche Lehrer und Bischöfe gar nicht in Staatssachen mischen, oder durch weltliche Geschäfte nicht auch dem Staate dienen sollten; ich habe vielmehr in allen meinen Schriften dargethan, daß dem Lehr- oder geistlichen Stande in einem wohleingerichteten Reiche nothwendig das Recht der Standschaft zukommen müsse *). Da Christus seine Religion nicht für reine Geister, sondern für Menschen gegeben hat, welche auch durch Sinnlichkeit zum Guten geführt werden müssen, so war es nothwendig, daß sie in seiner Kirche auch eine äussere, sichtbare Gestalt annahm; und da ihr diese nicht gegeben werden konnte, ohne sich mit dem Staate zu vermischen oder zu vertragen, so konnten und sollten auch ihre Lehrer und Bischöfe auf den Staat wirken, auf daß innere und äussere Gerechtigkeit zugleich befördert werde. Nur sollten sie über dem bürgerlichen Amte und Leben nicht das geistliche vergessen, immer eingedenk des Spruches Christi: Suchet zuerst das Reich Gottes und seine Gerechtigkeit, das Uibrige wird euch von selbst beigelegt werden.

Wenn aber auch die Kirche oder die Geistlichen sich, nach den Vorschriften Christi, gar nicht mehr mit

---

*) Siehe System des Gleichgewichts und der Gerechtigkeit I. Theil, Seite 333.

weltlichen Dingen befangen und dieselbe allein der weltlichen Obrigkeit überlassen wollten, so sollte diese so klug seyn, und jene um ihren fernern Bestand anflehen, weil sie selbst für ihre weltlichen Verfassungen und ihre weltlichen Regierungen keine kräftigere Gewährleistung hat, als die Religion. Man hat es während der französischen Revolution nur zu auffallend gesehen, welche Verwirrungen und Verbrechen in einem Staate entstehen können, wenn religiöse Gesinnungen nicht mehr die Handlungen der Bürger leiten. Seitdem die Religion ihren Einfluß auf die Staaten verlohren hat, soll die Polizeigewalt ihre Stelle vertreten; aber wie drückend, wie inquisitorisch und zugleich wie kostspielig ihre Verstärkung geworden sey, beweißt die tägliche Erfahrung. Sonst sind die Staatsbürger, wie Kinder, von einer sorgsamen Mutter, der Kirche, mit Liebe und Ergebenheit bewahrt worden, und Jeder traute dem Andern; jetzt werden sie, wie böse Buben, in einem Zuchthause gehalten, aus welchem sie nicht gehen dürfen, ohne mit beglaubigten, sie von Kopf bis zu Fuß bezeichnenden, Steckbriefen oder Laufscheinen versehen zu seyn.

Von den Zeitpunkten, worin eine Religion geoffenbart wird.

Wenn man die ältesten Urkunden des Menschengeschlechts, die dunkeln Traditionen des Orients und die Begründungen neuer Offenbarungen auf diese

alten miteinander vergleicht, so sollte man glauben, daß durch die ganze Weltgeschichte hin, immer nur eine Religion geoffenbart und nach den Bedürfnissen der Zeiten und Menschen entweder mehr erläutert, oder verbessert, oder erfüllt worden seye. So gründet sich die christliche und mahomedanische auf die jüdische, diese auf ältere Traditionen und Urkunden, und alle endlich auf eine ursprüngliche Offenbarung, welche mit der Erschaffung der Welt und des Menschengeschlechts beginnt. Wenn wir aber in der Geschichte die Zeiten nachsuchen wollen, worin vorzüglich geoffenbarte Religionen auf die Welt gekommen sind, so finden wir deren nur zwei, nämlich: die Zeiten der Unschuld, oder natürlichen Einfalt der Menschen, und die Zeiten der Schuld, oder eines gänzlichen Verderbnisses derselben. Man könnte schon, ohne alle Geschichte, a priori, darthun, daß, wenn eine Religion zur Bildung des menschlichen Geschlechts nöthig seye, sie entweder gleich bei seiner ersten Entwickelung, oder in den Zeiten seiner höchsten Ausgelassenheit, geoffenbaret werden müsse; denn im ersten Falle ist sie das schicklichste Bildungsmittel zur Erweckung der Sittlichkeit, im zweiten das wirksamste Heilmittel gegen eine schändliche Geistesertödtung. In beiden Fällen finden wir sie auch in der Weltgeschichte erscheinen. In der ältesten Geschichte aller Völker des Erdbodens werden religiöse Traditionen, als Gottesoffenbarung, ja Götter oder wenigstens Gottesgesandte und

Propheten als die ersten Volkslehrer und Gesetzgeber angegeben. Moses setzt in seiner Genesis die ersten Menschen gleich in eine unmittelbare Berührung mit Gott. Von Gott erhielt er selbst die Gesetze, welche er seinem Volke gab. Brahma in Indien, Fohe in Sina, Zerdutsch in Persien, Taut in Egypten, Orpheus in Griechenland und Numa in Rom, wurden als von den Göttern begeisterte Menschen angesehen, welche den Völkern die Religion, die Gesetze, die Sittlichkeit, die Künste und die Wissenschaften gelehrt hätten; selbst in der Geschichte der neuen Welt finden wir gottähnliche Wesen als die Stifter der Reiche von Mexiko und Peru.

Als die alte Welt unter der Römerherrschaft alle Spuren von Sittlichkeit verloren hatte, und die Menschheit zu einem ruchlosen Haufen betrügerischer Wollüstlinge oder gedrückter Sklaven herabgesunken war, hat eine neue Religion das bereits erstickte Moralprinzip wieder zum Leben und zur Thätigkeit gebracht; und wenn je die Welt in ein ähnliches Verderben zurückfallen wird, müssen wir auch eine ähnliche Religionserneuerung erwarten. Die Religion gleicht dem Phönix, diesem einzigen Licht- und Sonnenvogel. Wenn seine Schwungfedern durch menschliche Geisteserniedrigung entweder zerrissen oder erschlafft sind, trägt er durch Philosophie das Holz der Aufklärung herbei, und verbrennt selbst seinen alten, abgenutzten Körper, um in einem desto herrlichern Glanze wieder emporzufliegen.

Warum die Religion nur durch Glauben befördert werde.

In allen Religionen, und selbst in der aus reiner Vernunft geoffenbarten, ist keine apodiktische Gewißheit, sondern nur Glaube der Uiberzeugungsgrund ihrer Wahrheiten. Spötter, wie Voltaire, oder Zweifler, wie Hume haben, als Ursache davon, die Unsicherheit ihrer Gründe, oder die Leichtgläubigkeit der Menschen angegeben. Wir wollen aber einem tieferliegenden Grunde nachspüren.

Die reine, innere, durch keine sinnliche Triebfedern geweckte Moralität, ist der Zweck der wahren Religion und die erhabenste Stufe der Menschheit. Sie kann nicht geübt werden, ohne Freiheit des menschlichen Willens; denn wozu der Mensch durch äussere Nothwendigkeit oder innere Lüste getrieben wird, verdient nicht den Namen einer sittlichen Handlung, und wenn er auch dadurch ein ganzes Geschlecht gerettet hätte. Der Lohn einer ewigen, himmlischen Seligkeit ist aber ein so reizendes Mittel zu guten Handlungen, daß, wenn er dem Menschen so sicher vor Augen läge, als der Gewinn des Geldes durch Handel, oder der Genuß der Liebe durch eheliche Bande, er schwerlich einen Anstand nehmen würde, gut und gerecht zu handeln. Die Freiheit seines Willens in Uibung der Sittlichkeit würde durch diese Gewißheit so reich bestochen werden, daß es ihm fast

unmöglich wäre, unmoralisch zu handeln. Um daher die Freiheit des Willens und folglich die reine Moralität zu retten, ist in der Religion die Erkenntniß von Gott, Unsterblichkeit der Seele, von Himmel und Hölle, nicht der logischen Uiberzeugung, sondern dem Glauben überlassen geblieben.

Von den Mysterien.

Jede Religion, selbst jene der philosophierenden Vernunft, hat Mysterien. Daher sagt auch Augustinus über das eitle Bestreben einiger Philosophen, welche göttliche Dinge in Verstandesbegriffe eingestalten wollen, so richtig: „Da sie die Geheimnisse „der Natur nicht begreiffen können, wie „wollen sie die Geheimnisse der Gnade „ergründen?“ In fast ähnlichem Sinne vertheidigt Spinoza seine mißverstandene Lehre gegen die Vernunfteiferer: „Die Sachen, sagt er, sind leider „so weit gekommen, daß diejenigen, welche doch öffent„lich bekennen, daß sie von Gott nichts wüßten, als „durch die geschaffenen Dinge, deren Ursache sie nicht „kennen, die Philosophen des Atheismus beschuldigen „wollen.“ Von diesen heiligen, dem Verstande unbegreiflichen, Mysterien habe ich schon in den vorigen Abschnitten geredet. Viele Religionen haben aber noch andere Geheimnisse, welche entweder auf die Art ihrer Lehre, oder ihrer Verbreitung Bezug haben. So finden wir in der Religion der Indier, der Perser, der

Griechen und anderer Völker eine öffentliche und eine geheime Lehrart. Auch unter den Pythagoräern und den ersten Christen war sie üblich; daher die esoterische und exoterische Lehre der Erstern und die sogenannte disciplina arcani der Letztern. Die Ursache davon war, weil man dem gemeinen Volke oder den Katechumenen die hohen Wahrheiten der Religion nicht sogleich, ohne Gefahr des Mißverständnisses, beibringen konnte. Man wählte daher einen Stufengang der Lehre, und bereitete sie also nach Masgabe ihrer individuellen Fassungskraft zu den höchsten Mysterien vor. Die Priester oder Obere allein hatten den Schlüssel zu den Hieroglyphen und Symbolen, welche den Ungeweihten noch ein Geheimniß blieben.

Eben so finden wir in der Geschichte des pythagoräischen Ordens und des Christenthums eine geheime Ausbreitung der Lehre; daher können uns die griechischen Geschichtschreiber so wenig Aufschluß über die Art der Verpflanzung jenes, und die heydnischen über den Zweck und die Versammlungen dieses geben. Beide wurden als dem Staate und der Religion gefährliche Anstalten, als Verschwörungskomplotte angesehen und verfolgt. Indessen hat eben diese geheime Verbreitung und öffentliche Verfolgung zu ihrem Fortgange beigetragen. Es ist daher wahrscheinlich, daß die obersten Vorsteher derselben diese geheime Verbreitung ihres Glaubens und ihrer Lehre eher aus Klugheit, als aus

Furcht so lange unterhalten haben, bis sie die Anzahl der Gläubigen unnöthig gemacht hat.

Von den Religionsstiftern.

In dem Laufe der Weltgeschichte erscheinen zuweilen ganz ausserordentliche Menschen, welche ihre Lehre nicht von sich oder aus der Vernunft, sondern durch eine höhere Eingebung unmittelbar von Gott selbst erhalten zu haben glauben, und diesen Glauben auf eine eben so wunderbare Art auch unter den Menschen verbreiten. Man nennt sie daher Gottesgesandte, Apostel und Propheten. Sie lehren nicht nur, sondern sie stiften auch eine neue Religion.

Ich halte die Gründung einer göttlichen, geoffenbarten Religion für das schwerste und größte Werk des menschlichen Geistes, ja für Gotteswerk. Man kann die Menschen leicht durch Vernunftgründe überzeugen, man kann ihren Beifall durch schöne Dichtungen und Darstellungen erhalten, man kann sie sich sogar durch Klugheit und Waffen unterwerfen; allein, mitten in den Zeiten eines allgemeinen Unglaubens und Verderbens, den Glauben an eine auf unbegreifliche Art geoffenbarte Religion, an eine von allen sinnlichen Triebfedern entblößte Sittenlehre zu erwecken, dieses wird immer als ein Werk göttlicher Kräfte angesehen werden müssen. Daher haben auch heilige Schriften, welche für Gotteswort und Gottesoffenbarung gehalten wurden, mehr Befolgung, Anhang und Wunder ge-

wirkt, als die größten Werke der Philosophen, oder die weisesten Gesetze der Fürsten. Wir finden zwar in der Geschichte, daß Sokrates und Zeno durch ihre Lehren, Plato und Kant durch ihre Schriften, Lykurg und Solon durch ihre Gesetze, Aristides und Cato durch ihre Thaten viele Bewunderer und Nachfolger, aber keinen lebendigen Glauben erwecken konnten. So haben auch Alexander und Cäsar, Karl V. und Napoleon durch ihre Waffen sich fast den ganzen Erdkreis unterworfen, jedoch keine innere Folgsamkeit erzwingen können. Allein an das schlichte Wort des armen, verachteten, gekreuzigten Nazaräers haben Weise und Unweise, Fürsten und Knechte, Kluge und Unkluge, Juden und Heyden, Könige und Völker geglaubt und darnach gehandelt; und noch vor Kurzem hat der allmächtige Napoleon einen alten, schwachen, gefangenen Bekenner dieses Worts mehr gefürchtet, als die Waffen aller gegen ihn verschwornen Könige. So groß und wunderbar wirkt Gott durch Menschen, welche seine Religion verkündigen.

Von den Eigenschaften eines Religionsstifters.

Der Religionsstifter wird weder in Schulen gebildet, noch durch irdische Gewalt emporgehoben. Er hat weder die Weisheit eines Philosophen, noch die Kenntnisse eines Gelehrten, noch die Gewandtheit eines Staatsmannes, noch die Macht eines Fürsten nöthig. Der Geist Gottes bringt ihn, so zu sagen, von selbst

hervor, ohne daß er und die Menschen wissen, wie und woher? und er lehrt und wirkt auch in diesem Geiste, ohne zu wissen, wie und warum? Indessen geben es einige Zeichen und Eigenschaften, woran man seinen göttlichen Beruf erkennen kann, und welche um so auffallender sind, je mehr seine Lehre selbst göttlich ist. Ich will sie in Kürze so angeben, wie sie mir die heilige und Profan-Geschichte darbieten.

Das erste dieser Zeichen ist die wunderbare, fast unbegreifliche Erscheinung eines Religionsstifters, und die eben so wunderbare Verbreitung seiner Lehre. Die Weltgeschichte lehrt uns die Ursachen und die großen Menschen kennen, wodurch die Reiche der Welt entstanden und verfallen sind; sie zeigt uns die Gelegenheiten, Fähigkeiten und Umstände, wodurch große Gesetzgeber, Fürsten und Feldherrn gebildet wurden; sie nennt uns die Werke, wodurch Gelehrte und Künstler sich einen unsterblichen Ruhm erworben haben; allein über die Entstehung und Erscheinung der geoffenbarten Religion und ihrer ersten Vertheidiger oder Stifter ist ein so dunkler, geheimer, heiliger Schleier geworfen, wie um ihre Lehre selbst. Wir wissen nicht, wie die ältesten Urkunden und Traditionen unter die Völker gekommen sind; und selbst über die Geschichte Jesus haben die Evangelien, von seiner Geburt an bis zum Anfange seines Lehramtes, kaum einige Nachrichten gegeben. Dazu kömmt noch, daß die vorzüglichsten Religionsstifter weder reiche, noch ge-

lehrte, noch mächtige, noch berühmte Männer waren, welche entweder durch Geburt, oder Ansehen, oder Gewalt, oder Vernunftgründe ihrer Lehre hätten Eingang verschaffen können. Die meisten davon sind anfänglich sogar für Bettler, für Schwärmer, für Betrunkene, für Narren gehalten worden; aber ihre Lehre, obwohl sie unbegreiflich war, hat am Ende über die Weisheit der Philosophen und über die Macht der Fürsten gesiegt, und ist von Glaubigen und Unglaubigen als Gottesoffenbarung angenommen worden. Wenn wir betrachten, daß in einem Zeitalter, wo der größte Theil der gebildeten Welt an die klassischen Schriften eines Homeros, Virgilius, Pindaros, Horatius, Polybius, Tacitus und Cicero, oder an die philosophischen Systeme eines Plato, Zeno, Aristoteles und Epikurus gewöhnt war, und nur griechische Helden oder römische Kaiser als Muster kannte, daß in einem solchen Zeitalter ein armer, verspotteter, gekreuzigter Jude als Gottes Sohn, und sein einfältiges Evangelium als Gottes Wort geachtet und geheiligt wurde, so bleibt uns nur jenes abstechende Alternativ übrig: wir müssen entweder diese Begebenheit für ein Wunder, oder die Menschen zu einer beständigen Narrheit verdammt halten.

Das zweite Kennzeichen eines wahren Religionsstifters ist, daß er alles das selbst glaubt, was er andern als Glaubenswahrheiten verkündet.

Es kann ein staatskluger Mann in den Zeiten einer allgemeinen Sittenverderbniß eine alte Religion wieder stärken, oder auch eine neue eingeführt haben wollen; es kann ein Philosoph ein erhabenes System von göttlichen Dingen aufstellen; es kann sogar ein Poet eine schöne und reizende Mythe von Göttern und Göttergeburten zusammendichten, wie wir davon Beispiele in der alten und neuern Geschichte haben; allein das Volk, so einfältig und abergläubisch es auch gehalten werden mag, wird über kurz oder lang entdecken, daß Ersterer die Religion nur als einen Kappzaum für den Pöbel, der Andere als eine gewagte Hypothese der spekulierenden Vernunft, und der Letztere sie als ein schönes Gewebe der Phantasie betrachtet. Sie werden ihm alle Drei keinen lebendigen, wirksamen Glauben an ihre Lehre abgewinnen. Das Volk wird die Klugheit des Erstern, die Weisheit des Andern und das Genie des Letztern zwar ehren und bewundern, aber nicht heiligen. Wenn aber ein Religionslehrer auftritt, und mit Eifer und Begeisterung Dinge verkündet, die auf der einen Seite eben so wunderbar und unerhört, als auf der andern einfältig und begreiflich sind; wenn seine Reden weder Feinheit der Staatskunst, noch gesuchte Vernünfteleien der Philosophie, noch schöne Dichtungen der Poesie verrathen, dabei aber die Vernunft fesseln, die Herzen treffen, und die Gerechtigkeit und Sittlichkeit gebieten, wenn er sowohl vor weisen als mächtigen, vor gelehrten als ungelehrten, vor

klugen als unklugen Menschen geradezu bekennt: daß er das, was er lehre, durch Eingebung Gottes wisse, und man nicht die geringste Spur von Heuchelei an ihm bemerkt, so erweckt er Vertrauen, er findet Glauben, weil er selbst glaubt, und diejenigen, welche auch von seiner Lehre nicht überzeugt werden, müssen wenigstens bekennen, daß er seltsame Dinge vorbringe, und kein Betrüger seye. So haben Christus und Petrus in Jerusalem, so Paulus in Athen, so Bonifazius in Deutschland gelehrt. Vom Erstern sagte der unbefangene Pilatus: Ich finde keine Schuld an diesem Menschen; und der Hauptmann, welcher ihn sterben sah: dieß ist wahrhaftig der Sohn Gottes; von dem Zweiten sagten die Ungläubigen: Er ist von süßem Weine betrunken; und vom Dritten die Areopagiten und Philosophen: Er bringt unerhörte Dinge vor, wir wollen ihn weiter hören. Diejenigen aber, welche ihren Glauben annahmen, hielten sie für göttliche, heilige Männer.

Indessen ist es nicht genug, daß ein Religionslehrer göttliche Dinge vortrage und von dem, was er predigt, überzeugt sey; er muß auch darnach handeln. Er darf eben so wenig ein Heuchler in der Theorie, als in der Praxis seyn; und da es Philosophen und Patrioten, wie Sokrates, Regulus, Cato und Thomas Morus gegeben hat, welche auch ihr Leben nach ihren Lehren und Gesetzen einge-

richtet, ja sogar den Tod dafür ertragen haben, so fordert man ein solches Beispiel um so mehr von einem Propheten oder Religionslehrer. Ein seinen Lehren gemäßer sittlicher Lebenswandel ist also das dritte Kennzeichen eines wahren Religionsstifters. Freilich ist die Erfüllung dieses Theiles seines heiligen Berufes die schwerste; denn da er die reinste Moral predigen muß, so muß auch sein eigenes Leben das reinsittlichste seyn. Daher finden wir auch in der Geschichte, daß nur jene Religionslehrer diese heilige Pflicht erfüllt haben, welche entweder wie Christus sich selbst als das Muster ihrer Lehre dargestellt haben, oder wie Johannes, Paulus, Bonifazius, als Apostel, dessen Lehre verbreiteten, oder wie Ignatius, Cyprianus, Ambrosius vorzügliche Kirchenlehrer wurden, oder wie Karl der Borhomäer, Franz von Sales, Johann Huß und Fenelon auch ihre Lehren durch Thaten bekennen wollten. Solche außerordentliche Beispiele von Religiosität sind selten in der Geschichte anzutreffen. Von den gemeinen Religionslehrern, den Priestern, Bischöfen und Pfarrern fordert man auch nur einen gemeinsittlichen Lebenswandel. Wenn aber ein Kirchenvorsteher, wie Alexander VI., sich einen Statthalter Christi nennt, während er Unzucht und Meuchelmord verübt; wenn ein Bischof, wie Siegfried von Westerburg oder Engelhart von Falkenburg: Friede sey mit euch, über das Volk aus-

spricht, indessen er es durch Mordbrand und Sturm zu Grunde richten will; wenn ein Priester, wie Bernhard von Montefulmino oder Johann Bornich, in dem Kelche des Liebesmahles Gift reicht; wenn ein Kardinal, wie Richelieu oder Mazarini die sogenannten Ketzer in Frankreich verfolgen läßt, während dem er sie in Deutschland unterstützt; wenn endlich ein Heuchler, wie Robespierre, nachdem er alle Religion und Menschenrechte mit Füßen getreten, und ganze Haufen unschuldiger Menschen ermordet hat, zu Ehren des höchsten Wesens ein elendes Gaukelspiel einführen will, so wird dadurch, wie Hamlet sagt, der Religion das Herz ausgerissen, und den heiligsten Eidschwüren nicht mehr Glauben beigemessen, als den Worten falscher Würfelspieler. Mit göttlicher Weisheit und Menschenkenntniß nennt Christus solche Heuchler „übertünchte Gräber", in welchen die Sünde fault. Er vergiebt daher auch eher einer verführten Ehebrecherin, oder einem rauhen Kriegsmanne, oder einem reuigen Straßenräuber, oder einem offenen Sünder, als solchen heuchlerischen, übertünchten, splitterrichtenden Menschen, welche das Wort Gottes beständig im Munde führen, indeß sie die Bosheit des Teufels im Herzen hegen.

Diese verdammliche Verkehrtheit aller Religiosität kömmt meistens daher, daß manche Staatsleute, ja selbst einige Volkslehrer, glaubten, die Religion wäre

nur des Pöbels wegen erfunden worden, und könnte sonach auch durch bloß politische Mittel gestiftet und erhalten werden. Wenn wir aber die Geschichte zu Rath ziehen, so werden wir finden, daß die wahren Religionsstifter sowohl in ihren Lehren als in ihren Handlungen keine Rücksicht auf die Maximen oder den Beifall der Welt genommen haben. Das, was man gemeiniglich die Lehre der Welt nennt, ist größtentheils auf Verstandesbegriffe und auf die Schwachheiten oder Leidenschaften unsrer verdorbenen Natur gegründet. Daher ist auch Epikurus jederzeit als der folgerechteste Weltlehrer, und Machiavelli als der folgerechteste Staatslehrer angesehen worden. Beide haben das, was sie in der Welt und unter dem Menschengeschlechte als Sitte und Maxime fanden, in ein ordentliches System gebracht, und die meisten Welt- und Staatsleute haben darnach gehandelt. Ein Mensch, welcher in der sogenannten Welt und bei Hof sein Glück machen will, muß mehr oder weniger die Maximen dieser Schriftsteller befolgen, sonst wird er es nicht weit bringen. Ein Staats- oder Weltmann kann dabei immer noch ein sittlicher auch wohl gemeinreligiöser Mensch bleiben; aber er wird weder zu einem weisen Religionslehrer, vielweniger zu einem Religionsstifter taugen. Der Staats- und Weltmann muß sich in seinen Handlungen und Aeusserungen nach den Gesinnungen und Schwachheiten der Menschen richten, wenn er sein Ziel erreichen will; der Reli-

gionsstifter hat aber eine dieser ganz entgegengesetzte Richtung zu nehmen. Er muß das, was er lehrt, als Eingebung Gottes, als Gotteswort halten, und es daher so kunstlos und unverfälscht vortragen, als er es empfangen hat, unbekümmert, ob es der Welt gefalle oder nicht. Da er seine Lehre für göttlich hält, so muß er es auch Gott überlassen, ob sie Eingang finde oder nicht. Wenn er auf den Beifall der Welt Rücksicht nehmen wollte, würde er Gefahr laufen, sie entweder nicht rein genug zu geben, oder gar zu verfälschen; sein höherer Beruf fordert von ihm, daß er das, was er für göttlich hält, verkündige; es mag daraus entstehen, was da will. Da nun Gotteswort und Gottesweisheit nicht selten gegen Menschenwort und Menschenweisheit anstößt, so wird es ihm nicht an Widerspruch, Spott, Hohn und Verfolgung fehlen. Man wird ihn einen Schwärmer, einen Phantasten, einen Heuchler, einen Narren heißen; und wenn seine Widersacher zugleich die Gewalt in Händen haben, kann ihm zuerst Verbot seiner Lehre, dann Kerker, Marter und Tod nicht ausbleiben. Der anfänglich erklärte Schwärmer oder Narr wird am Ende, wenn er sein Predigtamt fortsetzt, als ein Rebell nnd Verbrecher betrachtet, und mit einem schmählichen Tode bestraft werden. Von diesen Verfolgungen der Religionslehrer haben wir die herrlichsten und heiligsten Beispiele in den Evangelien, der Apostelgeschichte und in den Lebensbeschreibungen der Glaubensmärtyrer.

Wenn wir nun ein solches standhaftes Bekenntniß von dem, was ein Mensch für göttlich hält, sogar in der Geschichte eines Staatsministers, wie Thomas Morus war, oder einer verführten Königin, wie Maria Stuart, finden, wie vielmehr wird sie von einem Lehrer erfordert, der göttliche Wahrheiten vortragen will. Es prüfe sich also ein Jeder erst selbst, ehe er sich diesem hohen Berufe unterzieht. Wenn er sich nicht von dem Geiste Gottes selbst begeistert und von Gotteskraft zu seinem Amte gestärkt fühlt, so lasse er ab von dem großen Unternehmen. Er wird sonst, wie Simon der Magier, von seiner Schwindelhöhe herabfallen, oder, wie Apollonius von Thyana, für einen Betrüger gehalten werden. Mit Demuth und Bewunderung blicke ich in der Geschichte auf jene große Geister, welche mit himmlischer Weisheit den Menschen die Religion und Sittlichkeit gelehrt und durch ihr heiliges Leben und ihren heldenmüthigen Tod bekräftigt haben. Wenn uns in der Weltgeschichte schon die großen Fürsten, die weisen Gesetzgeber, die selbstdenkenden Philosophen, ja sogar die genialischen Dichter und Künstler als außerordentliche Menschen erscheinen, so müssen wir die Stifter einer wahren Religion als göttliche Wesen verehren.

Von einem vollkommenen Religionslehrer.

Von undenklichen Zeiten her gieng in dem Oriente eine alte, heilige Sage: „daß die ersten Menschen bald „nach ihrer Erschaffung gesündigt und einen so radi„calen Hang zur Sünde in ihrem Geschlechte fortge„pflanzt haben, daß er das ihrem Geiste aufgedrückte „Bild der Gottheit fast ganz unkenntlich und sie vor „dem Angesichte Gottes verwerflich gemacht habe. „Um sie nun von dieser Sündensklaverei zu befreien, „würde künftig ein Erlöser oder Messias kommen, und „dieser würde einen neuen Tempel bauen und ein neues „Reich stiften, dessen Herrschaft sich über die ganze „Erde verbreiten müsse.“

Zu der Zeit, als der Szepter von Juda genommen wurde, und die höchste Sündensklaverei das Menschengeschlecht drückte, trat in Judäa ein Mann auf, mit Namen Johannes, und sagte: daß dieser Befreier, dem er nicht würdig sey, die Schuhriemen aufzulösen, wirklich gekommen seye. Bald darauf erschien auch der so lange Erwartete, nannte sich einen Gesalbten (Christus), einen Sohn Gottes und verkündigte ein Reich der Gerechtigkeit, das mit dieser sinnlichen Welt nichts gemein haben, sondern auf die Gesetze des Geistes und einer innern, reinen und vollkommenen Sittlichkeit, der Gottes= und Menschenliebe, gegründet werden sollte. Obwohl er von seiner Mutter Maria und seinem angeblichen Vater Joseph her aus dem könig=

lichen Geschlechte Juda's stammte, so wurde er doch als ein armes verlassenes Kind in einem Stalle zwischen Thieren gebohren; und obwohl er natürlich und menschlich zur Welt kam, und auch lebte und handelte, wie ein Mensch, so gaben ihn doch seine Jünger für den eingebohrnen Sohn Gottes, für das ewige, vor aller Welt erzeugte, Vernunft- und Kraft-Wort Gottes aus, durch welches alles geschaffen, und welches durch ihn Fleisch und Mensch geworden seye. Sein ganzes Leben war so heilig und rein-sittlich, wie seine Lehre. Väterlicher Unterricht, sanfte Zurechtweisung, Güte, Wohlthäten, Mitleiden, Verzeihung und Liebe füllen seine Geschichte aus. Er wurde versucht von Teufeln und Menschenteufeln; er wurde verläumdet, gehaßt, verfolgt, gemartert, verspottet, selbst von seinen Schülern und Freunden verlassen, verrathen, verkauft, verläugnet, und starb endlich mit Schmach und Schande bedeckt, unter der größten Wahrscheinlichkeit einer gänzlichen Vergessenheit oder Nicht-Erfüllung seines heilsamen Bestrebens, aber noch betend für seine Feinde und Peiniger, am Kreuze zwischen zwei Räubern und Mördern.

Nach seinem Tode erschien er wieder seinen Jüngern, ordnete seine Kirche, versprach ihnen den Beistand seines Geistes und des Geistes Gottes, und nach vollbrachtem Werke die Wohnung in dem Himmel und eine ewige Seligkeit in der Erkenntniß und Anschauung Gottes. Seine Lehre und seine Jünger wurden, wie

er, verfolgt, verspottet, verbannt und gemartert. Aber kaum war ein Jahrhundert nach seinem Tode vorüber, als das Kreuz, sonst ein Schandfleck, ein Aergerniß der Juden, eine Thorheit der Heiden, auf den Altären aller gebildeten Völker der Erde prangte, und seine Lehre sich ohne Waffen, ohne List, ohne Gewalt, blos durch ihre Reinheit und Heiligkeit, über alle Welttheile ausgebreitet hatte.

Dieses ist in Kurzem die Geschichte des Jesus von Nazareth und seiner Religion. Man kann sie nicht lesen, ohne mit dem Heiden Longinus auszurufen: dieses ist wahrhaftig der Sohn Gottes; oder wie Rousseau zu behaupten: daß wenn der Tod des Sokrates der Tod eines Weisen gewesen ist, so war der Tod Christus der Tod eines Gottes. Wir wollen nun eben so kurz den Inhalt seiner Lehre mit den eignen Worten seiner treuesten Schüler und Apostel angeben. In Athen, der Schule der Philosophen und Staatsmänner, sprach Paulus davon also:

„In all eurem Dichten und Trachten sehe ich euch voll Wahn und Aberglauben; denn als ich unter euch herumwandelte, und eure Bilder besah, fand ich einen Altar, worauf geschrieben steht: Dem unbekannten Gotte. Diesen Gott, welchen ihr in Unwissenheit verehrt, will ich euch kund machen. Er, der Himmel und Erde, und alles, was darin ist, gemacht hat, wohnt nicht in Tempeln, von Menschenhänden

gebauet, noch wird er durch menschliche Gaben verehrt, als wenn er etwas bedürfte. Er selbst gab Allen das Leben und den Geist durch alles. Ihr braucht eben nicht lange zu suchen, um ihn zu finden, diesen unbekannten Gott. Er ist nicht weit von einem Jeden unter euch, denn wir leben, werden bewegt, und sind in ihm. Er wird auch nicht durch überredende Vernunftschlüsse der menschlichen Weisheit, sondern durch das Zeugniß des Geistes und die innere Kraft dargethan. Wie der Mensch nichts vom Menschen weiß, ohne den Geist, so kann auch niemand Etwas von Gott wissen, als durch den Geist Gottes, der in uns wohnt. Gott ist aber nicht in dem Bauche, sondern im Geiste; denn das Reich Gottes ist nicht Essen und Trinken, sondern Gerechtigkeit und Friede und Freude im heiligen Geiste. Wir fühlen ein anderes Gesetz in unserm Fleische, welches widerspricht dem Gesetze unseres Geistes, und uns fesselt und gefangen hält. Offenbar sind aber die Werke des Fleisches, als da sind: Ehebruch, Hurerei, Unreinigkeit, Unzucht, Abgötterei, Zauberei, Feindschaft, Hader, Neid, Zorn, Zank, Zwietracht, Verschwörung, Haß, Mord, Saufen, Fressen und dergleichen. Die Frucht des Geistes aber ist Liebe, Freude, Friede, Geduld, Freundlichkeit, Gütigkeit, Glaube, Sanftmuth, Keuschheit. Die Liebe ist sanftmüthig, sie ist freundlich; die Liebe eifert nicht, sie treibt nicht Muthwillen, sie blähet sich nicht auf, sie stellt sich nicht ungeberdig, sie sucht nicht das Ihrige,

sie läßt sich nicht erbittern, sie trachtet nicht nach Schaden, sie freuet sich nicht der Ungerechtigkeit, sie freuet sich aber der Wahrheit. Sie erträgt alles, sie glaubt alles, sie hoffet alles, sie duldet alles. Denn, was da geschrieben steht: Du sollst nicht tödten, du sollst nicht ehebrechen, du sollst nicht stehlen, du sollst kein falsches Zeugniß geben, dich soll nicht gelüsten, und dergleichen mehr, das alles wird in diesem einzigen Worte gefaßt: Du sollst deinen Nächsten lieben, wie dich selbst. Die Liebe thut dem Nächsten nichts Böses; sie ist des Gesetzes Erfüllung. Christus aber gab dies neue Gesetz, auf daß wir uns lieben, wie er uns geliebt hat. Die Liebe vergeht nimmermehr, wenn gleich Weissagungen ein Ende nehmen, oder die Sprachen aufhören, oder die Wissenschaften vergehen werden. Denn unser Wissen ist doch nur Stückwerk, und unsere Weissagungen unvollkommen. Wenn aber das Vollkommene erscheinen wird, wird das Unvollkommene aufhören. Da ich ein Kind war, redete und dachte ich wie ein Kind; da ich aber ein Mann geworden bin, legte ich das Kindische ab. Wir sehen jetzt gleichsam nur wie durch einen Spiegel im Dunkeln, alsdann aber werden wir Gott sehen von Angesicht zu Angesicht. Jetzt erkennen wir Gott nur zum Theile, alsdann werden wir ihn aber erkennen, wie wir von ihm erkannt sind. Drei aber sind, die Zeugniß geben von Gott, der Vater, das Wort und der heilige Geist; und diese drei sind eins. Denn, sagt Jo-

hannes: Im Anfange war das Wort *), und das Wort war bei Gott, und Gott war das Wort. Alle Dinge sind durch dasselbe gemacht worden, und nichts, was gemacht ist, ist ohne dasselbe gemacht. In ihm war das Leben, und das Leben war Licht der Menschen; und das Licht leuchtete in der Finsterniß, und die Finsterniß hat es nicht begriffen. Es war ein Mensch von Gott gesandt, mit Namen Johannes. Dieser kam zum Zeugnisse, damit er Zeugniß von dem Lichte geben sollte, auf daß alle durch ihn glaubten. Er war nicht das Licht, sondern nur der Zeuge des Lichtes, welches alle Menschen, die in die Welt kommen, erleuchtet. Er war in der Welt, die Welt ist durch ihn gemacht worden, und hat ihn nicht erkannt. Er kam in sein Eigenthum, aber die Seinigen nahmen ihn nicht auf. Allen aber, die ihn aufgenommen hatten, gab er die Macht, Kinder Gottes zu werden, welche nicht aus dem Blute, nicht aus dem Willen des Fleisches, noch aus dem Willen des Mannes, sondern aus Gott gebohren werden. Und das Wort ist Fleisch geworden, und hat unter uns gewohnt, und wir haben seine Herrlichkeit gesehen, eine Herrlichkeit, wie jene des Eingebohrnen vom Vater voller Gnade und Wahrheit. Und obwohl er Gott und Herr war, so hat er es doch nicht für einen Gottesraub gehalten,

*) Λογος εν ιδέα και ενέργεια, sagt Athenagoras. Λογος guippe verbum significat et rationem, sagt Augustinus.

die Gestalt eines Knechtes anzunehmen, und hat sich selbst hingegeben für Alle zur Erlösung. Und wie durch Eines Sünde die Verdammniß über alle Menschen gekommen, also ist auch durch Eines Gerechtigkeit die Rechtfertigung des Lebens über alle gekommen. Denn, fährt Paulus fort, es geziemte dem, durch dessen Willen alle Dinge da sind, daß er den Herzog unserer Seligkeit durch Leiden vollende: und weil Gott nur einen Tag bestimmt hat, an welchem er den Erdkreis durch denselben in Gerechtigkeit richten wird, so gab er allen Menschen einen glaubwürdigen Beweis davon, indem er ihn von den Todten auferweckte. — Da sie nun von der Auferstehung der Todten hörten, spotteten Einige darüber, Andere aber sprachen: Wir wollen dich davon weiter hören. Hierauf sagte Paulus: Es werden wohl einige unter euch fragen: Wie können die Todten wieder auferstehen? Thörichte Menschen! nicht das, was man säet, kann zum Leben gedeihen, wenn es nicht zuvor verweset ist. Nicht die Pflanze, welche hervorwachsen soll, wird gesäet, sondern das nackte, trockene Korn des Weitzens oder Getreides. Gott giebt ihm die Gestalt und Wesenheit, wie er will, und einem jeden Saamen eine andere. Denn nicht alle organische Geschöpfe haben einerlei Gestalt. Die Menschen haben eine andere, die Thiere eine andere, die Vögel eine andere, und die Fische eine andere; und es giebt himmlische und irdische Körper, und der Mensch hat eine thierische und eine

himmlische oder geistige Organisation. Nach der erstern ist er ein lebendiges Thier, nach der letztern ein lebendig-machender Geist. Nach der erstern ist er irdisch und von Erde gebildet, nach der letztern himmlisch und Herr des Lebens. Als irdischer Mensch denkt und handelt er auch irdisch; aber als Himmelsbürger sucht er Gott ähnlich zu werden. Bei dem Tode wird die irdische Gestalt in die Erde gesäet, um in einer himmlischen wieder aufzublühen; und wie wir getragen haben das Bild des Irdischen, so werden wir auch tragen das Bild des Himmlischen. Siehe, ich offenbare euch ein großes Geheimniß: Wir werden zwar alle wieder auferstehen, aber nicht alle verwandelt werden.

Von der Kirche und Hierarchie.

Wie die erhabenen und unbegreiflichen Religionswahrheiten unserm beschränkten, sinnlichen Geiste nicht anders, als durch Symbole oder sinnliche Vorstellungen mitgetheilt werden können, eben so können sie nicht anders erhalten und verbreitet werden, als durch eine sinnliche Vereinigung der Lehrer und der zu Belehrenden, oder durch eine äussere Gottesverehrung. Daraus entsteht nothwendig nebst der unsichtbaren Kirche oder der Vereinigung der Geister mit Gott, auch eine sichtbare, nämlich eine Gesellschaft der Gläubigen. Eine jede öffentliche Kirchengemeinde kann aber ohne ein öffentliches Lehramt, ein öffent-

liches Verwaltungsamt, und ein öffentliches Priester- oder Kultusamt nicht bestehen. Darum hatten die alten Völker ihre Priesterkasten, die Juden ihre Leviten, die Muselmänner ihre Imans, die Christen ihre Bischöfe, Superintendenten und Pfarrer; und wenn bei den Patriarchen und Widertäufern die Religionsübung auch nur auf eines jeden Haus eingeschränkt war, so mußte doch der Familienvater diese drei Aemter zugleich oder in Einer Person verrichten. Wir wollen die Ursache und den Zweck davon näher untersuchen.

Alle positive oder geoffenbarte Religionen sind auf heilige Schriften oder Traditionen gegründet. Diese bestehen entweder aus Glaubens- oder Sittenlehren; letztere sind leichter zu begreifen, und es wird fast nur schlichter Verstand und ein sittliches, frommes Gemüth erfordert, um darin Unterricht ertheilen zu können. Daher haben die Kirchen auch oft nur gemeinen Lehrern oder den Schulmeistern darin das Lehramt übertragen. Da aber die Glaubenslehren meistens in Symbolen oder als Mysterien geoffenbart sind, so wurden auch eigne, darin unterrichtete oder dazu eingeweihte Lehrer erfordert, um dieselben entweder gehörig erklären, oder zu einem allgemeinen Glaubensbekenntnisse vereinigen zu können. So wissen wir, daß selbst unter Protestanten die augsburgische Konfession und der heidelberger Katechismus nur von einigen vorzüglichen Theologen ver-

fertigt worden sind. Diese üben sonach entweder, wie die Katholiken glauben, im Geiste Gottes, oder wie die Protestanten behaupten, im Namen ihrer Kirche die oberste Lehrgewalt aus, und müssen, wenn ihre Lehre folgerecht seyn soll, als vom heiligen Geiste geleitete Kirchenlehrer angesehen werden. Eine Kirche, worin eine solche Lehrautorität nicht vorhanden oder angenommen ist, wird über kurz oder lang auseinander fallen. Denn wenn jedes einzelne Glied derselben berechtigt ist, die Religionswahrheiten selbst zu erklären oder aufzufinden, so hört sie, und das Lehramt in ihr, auf, eine nothwendige, positive Anstalt zu seyn, und sie behält nicht mehr Gewicht und Autorität, als eine philosophische Schule. Wer wollte auch ohne ein bestimmtes Glaubensbekenntniß, folglich ohne Lehrgewalt, einen Gläubigen der Christengemeinde tadeln oder widerlegen, wenn er zum Beispiel durch den Ausdruck der mehrfachen Zahl „Elohim, laßt uns Menschen schaffen" im alten, und durch jenen: Vater, Sohn und heiliger Geist, in dem neuen Testamente, die Wahrscheinlichkeit der Vielgötterei darthut; oder wenn er durch eine entgegengesetzte Auslegung des Ausdrucks: Vater, Sohn und heiliger Geist; und das Wort ist Fleisch worden, noch gar keinen Beweis für die Dreifaltigkeit oder Gottheit Christi findet? Nach der ganz freien Auslegung der heiligen Schriften könnte sogar aus der Geschichte der Jael und Judith die

Rechtmäßigkeit der Unzucht und des Meuchelmords, und nach jener des Isaks und Jakobs die des Diebstahls und Betrugs dargethan werden; die beiden erstern Verbrechen werden an den heroischen Weibern in der Bibel gelobt, und beide letztere wenigstens nicht getadelt. Nach solchen einseitigen Auslegungen und Anwendungen der heiligen Schriften, haben die Wiedertäufer in Münster Mord, Ehebruch und Hurerei zu rechtfertigen gesucht, und die Puritaner oder Independenten in England ihren König zum Tode verdammt. Um solche willkührliche und Zwietracht erregende Auslegungen zu verhüten, haben fast alle Kirchen und positive Religionsgemeinden öffentliche Glaubensbekenntnisse und ein positives, öffentliches Lehramt angeordnet, welches die Katholiken als von Christus selbst anbefohlen und durch den heiligen Geist geleitet glauben.

Nebst der öffentlichen Lehre wird auch in einer jeden Kirche die Verwaltung ihrer Güter und Gotteshäuser, die Leitung der gesellschaftlichen Geschäfte und die Anordnungen der Lehrstellen nöthig. Daraus entsteht eine gewisse Unterordnung der Kirchendiener, oder die Hierarchie. Bei den alten Völkern gab es verschiedene Arten von Priestern und Religionsvorstehern. Bei den protestantischen Gemeinden ist der Fürst oder die weltliche Regierung zugleich Oberhaupt ihrer Kirche geworden, unter welchem die Bischöfe, Superintendenten und Konsistorialräthe die

Religionsangelegenheiten leiten. Die katholische Kirche hält sich, als eine allgemeine, für alle Menschen gestiftete Anstalt, über alle Staaten und Reiche erhaben, und hat durch die Einrichtung ihrer Pfarreien, Dekanate, Bisthümer, Erzbisthümer und den Pabst ein über alle Völker sich erstreckendes hierarchisches System eingeführt, das durch die Synoden, National- und Generalkonzilien gemäßigt wird.

Um nun einer sichtbaren Kirche auch einen sichtbaren Glanz zu geben, und die Sinnlichkeit für die innere Heiligkeit zu gewinnen, wurden fast in allen Religionsgemeinden Priester oder gottesdienstliche Beamten angestellt, und der Gottesdienst selbst mit äusserer Pracht und Schönheit umgeben. Eine Kirche darf aber damit weder überhäuft oder gar geschändet, noch auch derselben ganz entblößt seyn; sonst werden sie im ersten Falle das Volk von derselben abwendig machen, im letztern sein Gemüth nicht genug an sie fesseln. Der Gottesdienst der alten Völker, und selbst der christlichen im Mittelalter, war oft mit der Religion unwürdigen, lächerlichen Gebräuchen überhäuft; dagegen haben einige protestantische Kirchen sich so aller äussern Stütze und Schönheit beraubt, daß ihre gottesdienstlichen Verhandlungen nicht viel mehr von jenen ihrer weltlichen Schulen unterschieden sind. Beides schadete dem öffentlichen Gottesdienste. Durch das erste hat die katholische Kirche von ihrer Würde, durch letzteres haben die protestantischen Kirchen ihre Anzüg-

lichkeit verlohren. Ein Theil der Christenheit hat sich ohne innern Geist nur an äussere Formen gehalten, und der andere ist zu der Unansehnlichkeit oder Unbestimmtheit philosophischer Schulen herabgesunken. Durch beide hat aber die Religion in unsern Zeiten wenig gewonnen. Wenn ich daher als schlichter Geschichtsforscher über die Wirksamkeit oder das Ansehen einer Kirche meine Meinung sagen darf, so glaube ich, daß keine ohne Lehr-, Verwaltungs- und Priester- oder Zeremonien-Gewalt unter einem Volke lange bestehen könne. Dieser Meinung sind auch die größten protestantischen Gelehrten, Philosophen und Geschichtschreiber, ein Melanchton, Calixt, Locke, Leibniz, Johann von Müller, und andere gewesen *). Besonders merkwürdig ist in dieser Hinsicht eine unterm 17ten September dieses Jahres (1814) zu Berlin erschienene Bekanntmachung des königl. preussischen Ministeriums des Innern und des Kultus, woraus ich folgende Stelle aushebe und damit zugleich dieses Kapitel schließe:

„Schon lange fühlt man ziemlich allgemein in den preussischen Staaten, daß die Form des Gottesdienstes

---

*) Man lese darüber Melanchtons und Calixt's Briefe, Locke's christianism raisonable, Leibnizens Schrift de jure suprematus etc., Müllers Reisen der Päpste, und ein erst kürzlich in Frankfurt bei Werner erschienenes Werk: Betrachtungen über Verfassungen mit besonderer Rücksicht auf Deutschland.

in den neuesten protestantischen Kirchen nicht das erbauliche Feierliche hat, was die Gemüther erregend und ergreifend, sie zu religiösen Empfindungen und frommen Gesinnungen stimmen und erheben könnte. Der Symbole giebt es wenig, und die eingeführten sind nicht immer die bedeutungsvollsten, oder haben einen Theil ihrer Bedeutsamkeit verlohren; die Predigt wird als der wesentliche Theil des Gottesdienstes angesehen, da sie doch, obgleich höchst wichtig, eigentlich nur die Belehrung und Ermunterung zum Gottesdienste ist; die Liturgien sind theils so unvollständig, theils so ungleich und unvollkommen, daß vieles der Willkühr der einzelnen Geistlichen überlassen bleibt, und daß die Gleichförmigkeit der kirchlichen Gebräuche, eine der Hauptbedingungen ihrer wohlthätigen Wirkung, beinahe ganz verlohren gehet. Diese Mängel sind sichtbarer geworden in der letzten Zeit, wo der durch die großen Weltbegebenheiten, durch die Drangsale, den Kampf und die Siege des Vaterlandes neu belebte religiöse Sinn des Volks, das Bedürfniß, sich auf eine würdige Art auszudrücken und auszusprechen, lebhaft und tief gefühlt hat. Es wäre zu bedauern, wenn dieser zu zweckmäßigen Reformen in dem Gottesdienst besonders günstige und geeignete Zeitpunkt unbenutzt vorüber gehen sollte. In diesem Geiste sind mehrere der würdigsten Geistlichen, insbesondere aus der Hauptstadt und der Kurmark, bei Sr. Majestät dem Könige eingekommen, um zu bitten, die gewünschte Reform einzuleiten und herbeizuführen.

„Se. Majestät haben dieses fromme Anliegen der Geistlichkeit, welches mit Höchstihren eigenen Ansichten in dieser wichtigen Sache vollkommen übereinstimmt, mit besonderer Aufmerksamkeit und Wohlgefallen aufgenommen. Dem gemäß haben Sie eine Auswahl von Geistlichen getroffen, die mit der reinen Absicht, das Reich Gottes zu befördern, die gründlichste Einsicht in das ganze Kirchenwesen und die nöthige Rücksicht auf alle zu beherzigende Umstände verbinden, und Se. Majestät haben ihnen aufgetragen, nach reifem Uiberlegen Vorschläge über die zweckmäßigsten Verbesserungen des Gottesdienstes durch die obere geistliche Behörde vorzulegen.“

Von der Reformation einer Religion oder Kirche.

Auch die reinste und göttlichste Religion kann unter der Sinnlichkeit und Gebrechlichkeit des Menschengeschlechts entstellt, und öfters sogar gegen ihren Zweck mißbraucht werden. So ist schon die älteste Offenbarung und Tradition unter den alten Völkern in Abgötterei und Mythenspiel ausgeartet, und Moses mußte sie mit weltlicher Gewalt und einem ungeheuern Zeremonienprunk umgeben, um sie nur einigermasen unter seinem sinnlichen Volke rein zu erhalten. Alle Dogmen, welche von göttlichen Dingen reden, sind ohnehin nur durch Symbole und Bilder ausgedrückt; und auch in die heiligsten Anstalten werden sich die

menschlichen Begriffe und Gefühle mischen müssen, wenn sie errichtet und fortgepflanzt werden sollen. Das heilige, unbegreifliche Wort muß Fleisch werden, um begriffen und erkannt werden zu können. Gott kann daher auch zulassen, daß der reine Geist seiner Religion einen sinnlichen, sichtbaren Körper annehme. Wenn aber über der äussern Gestaltung der innere Geist vergessen, wenn die reine Glaubenslehre durch Sofistenlehre entstellt, wenn die geistige Kirchengewalt in eine tyrannische Despotengewalt, und die Moral in einen knechtischen Götzendienst ausgeartet ist, dann wird eine Reformation nothwendig. So haben schon Zerdutscht die persische, Kon-fu-tse die sinesische, Pythagoras die griechische Religion reformirt; und so wollte auch das Konzilium von Constanz die katholische Kirche in Haupt und Gliedern reformiren; ja Christus selbst ist auf einer Seite als ein Reformator der jüdischen Religion anzusehen.

Indessen muß ein Reformator sehr behutsam seyn, damit er nicht im Eifer gegen offenbare Mißbräuche auch den Glauben und heilsame Anstalten erschüttere; denn es ist immer leichter, eine Religion zu reformiren, als eine zu stiften. Der Reformator arbeitet meistens in und mit dem Geiste seines Zeitalters, aber der Religionsstifter muß gegen ihn arbeiten. Der Reformator wird Glauben nehmen, aber der Religionsstifter muß Glauben geben. Jener hat mit begreiflichen,

dieser aber mit unbegreiflichen Dingen zu thun. Jener hat den leichten Unglauben und die Freiheit zu predigen, dieser aber den schweren Glauben und die Ergebung in den Willen Gottes. Kurz! aus dem Reformator spricht der natürliche Menschenverstand, aus dem Religionsstifter aber das unbegreifliche Wort Gottes. Wenn z. B. Sokrates lehrte: „Es giebt nur Ein höchstes, weises und gerechtes „Wesen, dessen heilige Gesetze wir in unsrer Vernunft „und unserm Gemüthe geschrieben finden," und die fleischlichen Götter seiner Landsleute bereits lächerlich gemacht waren, so konnte dieses ein Jeder leicht begreifen und den Unfug des Heidenthums unstatthaft finden. Oder wenn Luther lehrte: „der Ablaßkram „ist Pfaffentrug, und Christus hat eine ganz andere „Ordnung in seiner Kirche anbefohlen, als der römi„sche Hof eine gebietet;" so mußte er bei den Mißbräuchen, welche zu seiner Zeit die Kirche besudelten, den Beifall sowohl der Fürsten als der Völker erhalten. Wenn aber Christus sagte: „Ich bin der Sohn „Gottes, und was ich lehre, habe ich von meinem „Vater, der im Himmel ist. Mein Reich ist nicht „von dieser Welt, und meine Sittenlehre gründet sich „auf die heiligsten Gesinnungen;" so mußte er erst Glauben an sich und seine Lehre erwecken, ehe sie fruchtbar werden und sich in jenen Zeiten eines allgemeinen Verderbnisses ausbreiten konnte. So leicht ist es, Glauben nehmen; so schwer, Glauben geben.

Die Reformatoren der neuern Zeiten haben besonders die große Unvorsichtigkeit und Inkonsequenz begangen, daß sie mit Abschaffung der Mißbräuche zugleich die Authorität des kirchlichen Lehramtes untergraben haben; und selbst Luther ist von diesem Mißgriffe nicht frei geblieben. In dem Eifer seines Lehramtes, in dem Drange zwischen geistlicher und weltlicher Gewalt, verwarf er alle Authorität einer Kirche, und machte dadurch das Volk der Gläubigen selbst zum Schiedsrichter in göttlichen Dingen. Daher entsprangen aus seiner Konfession sogleich eine Menge anderer, und Eine verwarf immer einen Glaubensartikel mehr, als die Andere. Wenn er sich erlaubt hatte, in der Bibel keine Gewalt der Bischöfe zu finden, so mußte er es auch dem Zwingel und den Wiedertäufern erlauben, keine Gegenwart Christi im Sakramente und keine göttliche Natur in Christo zu glauben. Da er durch Verwerfung aller Kirchen-Authorität seine eigne untergraben hatte, so war er gezwungen, just mit eben dem Eifer gegen die Sakramentirer und Bauernapostel, Münzer und Storch, zu predigen, als er zuvor gegen den Papst und die katholischen Bischöfe gepredigt hatte.

In unsern Zeiten haben viele Theologen so freie Grundsätze in Auslegung der heiligen Schriften aufgestellt, daß für ihre Göttlichkeit und Wahrheit keine stärkere Gründe übrig bleiben, als für die Göttlichkeit und Wahrheit der sokratischen Denkwürdigkeiten, oder

der platonischen Gespräche. Unsere neuern Theologen haben die Lehren Christus und seiner Kirche mit jenen der pythagoräischen oder kantischen Schule fast auf gleichen Fuß gestellt. Dieß wollten aber Luther und die ersten Reformatoren gewiß nicht. Ihnen war die Bibel ein wahres, geoffenbartes, positives Wort Gottes, wovon wir zwar Vieles nicht begreifen, an welches wir aber glauben müssen. Da er schon zu seiner Zeit die Wiedertäufer und Zwinglianer verdammte, welche doch die Bibel noch als Wort Gottes anerkannt haben, was würde er erst jetzt sagen, wo viele Theologen dieselbe für nichts mehr, als Denkwürdigkeiten des Weisen von Nazareth halten? Uiberhaupt läßt sich in heiligen Schriften nicht viel drehen und wenden. Ihre wunderbare und unerklärliche Sprache und Lehre ist eben ihr Karakter; und nur ihre Sittengesetze sind für jedermann verständlich. In den Schulen der spekulierenden Vernunft werden die Denkwürdigkeiten des Sokrates oder die Dialogen des Plato vielleicht den Vorzug erhalten; aber in einer christlichen, wie in einer jeden Gemeinde von Gläubigen, muß eine heilige Schrift als geoffenbartes Wort Gottes verehrt werden; sonst wird die Bemerkung des Abt Rainals wahr, daß nämlich der Lutheranismus zum Calvinismus, der Calvinismus zum Socinianismus, der Socinianismus zum Theismus, und dieser endlich zum Atheismus führen würde.

Von der Erhaltung oder Erneuerung eines alten Religions- oder Kirchensystems.

Eine jede Religion, auch die reinste und heiligste, kann im Laufe der Zeit durch Mißbräuche geschändet, oder durch Unglauben entkräftet werden. Unter solchen Umständen wird sie, ohne göttlichen oder menschlichen Beistand, verfallen, und dieses um so eher, je weniger sie auf göttliche Wahrheiten gegründet ist. Man hat daher, bei dem Verfalle der Religion, in der Geschichte Menschen gefunden, welche entweder aus Staatsabsichten oder aus heiligem Eifer sich bestrebt haben, derselben eine neue Stärke und Kraft zu geben. Die Erstern haben auch meistens politische Mittel und weltliche Gewalt zu ihrer Erhaltung angewendet, aber die Letztern scheinen, wie die Propheten und Apostel, sich nur der geistlichen Waffen zu bedienen. Unter jenen hat sich in der alten Welt vorzüglich der Kaiser Julianus, in der neuen der König von Spanien Philipp II. ausgezeichnet. Jener außerordentliche Mensch, welchen die Heiden vergöttert, aber die Christen verteufelt hatten, erschien in einem Zeitalter, wo der Götzendienst der Heiden verfallen, ja die Götter selbst durch den Spötter Lucian lächerlich gemacht waren. Die alte Bürgertugend der Römer war erkaltet, das römische Reich von innen schlecht verwaltet, von außen durch Barbaren angefallen, und in diesem Reiche und seiner Armee verbreitete sich

eine neue Religion, welche statt sichtbarer Götter eine unsichtbare, unbegreifliche Gottheit, statt eines römischen- ein Himmelreich, und statt kräftiger Bürger- und Soldatentugend Geduld und Ergebung in den göttlichen Willen predigte. Aufgebracht über eine solche Lehre, welche er dem Staate schädlich hielt, verfolgte er die Christen und wollte den heidnischen Götterdienst wiederherstellen, welcher bisher so viele Helden und Halbgötter hervorgebracht hatte. Die Mittel, welche er dazu anwendete, waren eben so fein ausgesonnen, als wirksam gebraucht. Er verbannte die Christen von den Schulen und Staatsämtern; er machte ihren Glauben verdächtig und lächerlich; er stellte den heidnischen Götzendienst in aller seiner Pracht, Schönheit und Mythe wieder her; er verwaltete das Reich mit Klugheit und Gerechtigkeit, schlug die Barbaren von den Grenzen desselben weg, und führte seine Römer, selbst das Muster aller heroischen Tugend, zu großen Thaten an. Man muß gestehen, daß dieses Unternehmen in politischer Hinsicht ganz folgerecht war; allein die Vorsehung hatte bereits schon andere Mittel gewählt, eine heilige und bessere Religion zu gründen. Er fiel durch die Hand eines Unbekannten mitten im Schlachtgetümmel, und mit ihm sein verwegenes Unternehmen.

Eben so wollte, in neuern Zeiten, König Philipp die erschütterte katholische Kirche durch politische Mittel und weltliche Gewalt erhalten. Er vertrieb

alle Juden und Protestanten aus seinen Staaten, verstärkte das heilige Amt der Inquisition, führte Blutgerichte und Konseils des Troubles ein, beschenkte Bisthümer und Klöster mit neuen Schätzen, und gab sowohl den kirchlichen als Hofzeremonien ein religiöses Ansehen *). Indessen schien auch hier die Vorsehung die weltlichen Mittel zu Erhaltuug der Religion zu verwerfen. Sein fürchterlicher Alba hat in den Niederlanden durch seine Blutgerichte mehr Protestanten gemacht, als die Bücher Luthers und Calvins.

Nebst diesen politischen Erhaltern eines alten Glaubens giebt uns die Geschichte auch geistliche, und diese haben durch ihren Eifer und ihre Lehre immer mehr gewirkt, als jene durch ihre Verfolgungen und Scheiterhaufen. Darunter zeichneten sich in der alten Geschichte vorzüglich die Pythagoräer, in der neuen die Jesuiten aus. Sie bemeisterten sich der Schulen des Volks, der eifrigsten Anhänger des Glaubens, des Vertrauens der Mächtigen, und führten sonach durch einen allmähligen Stufengang ihrer Lehrer sowohl bei Höfen, als unter dem Volke den gereinigtern Gottesdienst wieder ein, welcher bisher entweder durch Unglauben oder Widersprüche sein Ansehen verloren hatte. Meiners hat in seiner

*) Er ließ sogar seinen Pallast, das Eskurial, zu Ehren des heiligen Laurentius in Form eines Rostes erbauen.

Geschichte der Philosophie, und Robertson in seiner Geschichte Karls V., sowohl die Vortheile als Nachtheile dargestellt, welche beide Gesellschaften dem Staate und der Religion gebracht haben; ich will also davon nicht weiter reden; allein sowohl die Katholiken als Protestanten irren sehr, wenn sie glauben, daß solche Orden durch blos politische Mittel oder Machtsprüche entstehen oder wiederhergestellt werden könnten. Ignatius und seine ersten Gesellen waren nichts weniger als geübte Staatsleute, oder durchtriebene Höflinge. Sie waren vielmehr unwissende, einfältige, enthusiastische Leute, welche, wie die ersten Apostel, den Glauben predigen und erhalten, oder dafür sterben wollten. Aber eben dadurch ist es ihnen gelungen, ihr Werk zu vollenden. Durch einen ähnlichen Enthusiasmus hatten die Reformatoren in der Zeit das kirchliche System erschüttert, und sowohl der römische Hof als der römische Kaiser wollten es durch List und Gewalt erhalten; allein, was der Staatskunst nicht gelingen konnte, that der einfältige Enthusiasmus einiger Abentheurer. Während dem ein mächtiger Kaiser und ein listiger Kurfürst (Moriz von Sachsen) den Glauben der christlichen Völker zu einem Werkzeuge ihrer Politik machen wollten, haben ein deutscher Mönch und ein spanischer Ritter die Gewissen aller Christen geleitet. So seltsam und wunderbar wirkt die Vorsehung in religiösen Angelegenheiten.

Von den Prophezeiungen und von der Zukunft.

Wir finden in der Geschichte zweierlei Propheten und Prophezeiungen, nämlich politische und religiöse. Die erstern errathen die künftigen Ereignisse mehr oder weniger nach Masgabe ihrer politischen Einsicht: so sagte Polybius in dem sechsten Buche seiner Geschichte die künftige Größe und den Verfall der römischen Republik ganz bestimmt voraus; die leztern aber weissagen durch göttliche Begeisterung, und ahnen das künftige Verderbniß oder Heil der Menschen in seltsamen Gesichten. Von dieser leztern Art der Prophezeiungen haben wir für die Enthüllung der Zukunft, ausser den jüdischen, nur noch eine, welche als kanonisch oder von Gott eingegeben angenommen wird, nämlich die Offenbarung des heiligen Johannes. Sie ist schon von vielen gelehrten Theologen erklärt, von vielen wahrsagenden Männern gedeutet worden, aber noch keinem ist es gelungen, einen befriedigenden oder von irgend einer Kirche genehmigten Aufschluß darüber zu geben. Wenn aber, seit der Entstehung des Christenthums, irgend eine Zeit die Zeichen einer möglichen Erfüllung dieser Wahrsagungen trägt, so ist es gewiß die unsrige. Wir sahen die Religion entweder heimlich in den Herzen der Menschen erkaltet, oder öffentlich von den Altären vertrieben; wir sahen die Völker der Christen-

heit in wenig Zeit unterjocht, und in noch weniger wieder befreit; wir sahen die ungeheure weltliche Gewalt eines allmächtigen Kaisers von einem Hauche Gottes zerstieben, und die schwankende geistliche Gewalt eines gefangenen Papstes selbst durch protestantische Fürsten wieder herstellen. Die Rückkehr zu Glauben und religiösen Gesinnungen wird von Priestern und Philosophen, Gläubigen und Ungläubigen, Katholiken und Protestanten, Fürsten und Völkern gewünscht. Auf der einen Seite suchen der Papst und die katholischen Fürsten die verfallene Religion durch die Herstellung aller Institute, die protestantischen Lehrer und Fürsten durch Verbreitung der Bibel und durch die Vernunft selbst zu unterstützen. Aus dieser Gährung der Gemüther, aus diesem allgemeinen Streben nach Glauben wird die Vorsehung über kurz oder lang ein Ereigniß hervorbringen, das eben so wunderbar erscheinen wird, als jene, welche wir bereits gesehen haben. Ich wünsche allen diesen religiösen Bestrebungen Heil und göttlichen Segen; wenn ich aber darüber meine Meinung als schlichter Geschichtsforscher sagen soll, so glaube ich, daß nur diejenigen davon der wahren Religion Frucht bringen werden, welche auch nur aus wahren religiösen Absichten und Gesinnungen hervorgegangen sind. Das alte Staats- und Kirchensystem ist mit der christlichen Religion und der deutschen grossen Völkerwanderung hervorgegangen. Es war ein großes, herrliches, lebendiges Gebäude, welches, ge-

hörig verbessert und verstanden, Freiheit, Gerechtigkeit und Religion über die ganze Erde verbreitet hätte *); allein mißbraucht und geschändet von geistlichen und weltlichen Fürsten ist es der Anarchie und dem Unglauben preißgegeben worden, und wird schwerlich durch Staatskunst allein wieder in seine alte Kraft und in seinen alten Formen hergestellt werden können, so vortrefflich sie auch waren. Sowohl Fürsten als Gelehrte, sowohl katholische als protestantische Theologen und Kirchenvorsteher erkennen wohl nach trauriger Erfahrung die herrliche Anlage und heilsamen Anstalten, welche dieses System in sich faßte **), allein kein Theil will sein Privatinteresse oder seine Privatmeinung dem allgemeinen aufopfern, und so kömmt dann in Kirchen- und Staatssachen auch bei den glücklichsten Vorfällen nur Stückwerk oder kalte,

---

*) Ich habe den Geist und die Größe desselben in meiner historischen Darstellung des europäischen Völkerbunds und in der Vorrede zu meinem System des Gleichgewichts und der Gerechtigkeit geschildert.

**) Man lese nur die Manifeste der hohen Alliirten, und die vielen Schriften über Gleichgewicht, Verfassung, Reichs- und Landstände, Völkerunabhängigkeit, Nationalgrenzen nach Gebirgen, über Religionsverbesserung, kirchliche Autorität, Vernunftglauben, Offenbarung rc. rc., und man wird finden, daß man alle die Anstalten und Grundsätze wieder verbessert zurückwünscht, welche man bisher leichtsinnig vernichtet oder lächerlich gemacht hat.

leblose Form zu Tag. Es scheint daher, daß die Vorsehung wieder unmittelbar, oder durch ganz wunderbare Wege, eine Wiedergeburt des Menschengeschlechts hervorbringen wolle. Wohl uns, wenn sie es durch gelinde Mittel thut! *)

Von den Völkerwanderungen.

Unter allen Völkern und in allen Staaten gehen zuweilen Revolutionen vor, wodurch ihre Verfassungen entweder zum Guten oder Schlimmen geleitet werden. Sie betreffen aber nur Einen Staat oder Ein Volk. Die übrigen bleiben dabei in Ruhe, oder mischen sich nur ihres eignen Vortheils wegen hinein. Wir finden aber auch in der allgemeinen Weltgeschichte große, alles umfassende Revolutionen, welche nicht ein einzelnes Volk oder einen einzelnen Staat ergreiffen, sondern sich über die ganze Welt verbreiten, und diese erscheinen unter dem Namen von Völkerwanderungen. Durch sie werden neue Staaten, neue Religionen, neue Sitten und neue Verfassungen gegründet. Die Menschheit scheint dabei, wie der Phönix, ihren alten, abgenutzten Körper zu verbrennen, um in verjüngter

*) Siehe die letzten Kapitel in meinem System des Gleichgewichts und der Gerechtigkeit von Seite 242 bis zu Ende.

Kräft wieder emporzufliegen *). Daher sagt Polybius im sechsten Buche seiner Geschichte: „So „oft entweder durch Sündfluthen oder Seuchen, oder „Mißwachs der Früchte, oder sonstige Unglücksfälle, „deren periodische Verwüstungen als schon gewesen die „Geschichte, und als wiederkommend die weissagende „Vernunft lehrt, das menschliche Geschlecht zu Grunde „gerichtet wird, gehen damit auch alle menschliche „Erfindungen und alle ihre dienlichen Künste unter. „Allein mit der Zeit entspringt aus dem Wenigen, „was gleichsam als Saamen übrig geblieben ist, ein „neues Geschlecht, das sich wieder über die ganze „Erde verbreitet.“ Dergleichen große, alles durchgreifende Revolutionen oder Völkerwanderungen finden wir nur zwei in der uns bekannten Geschichte. Von der ersten giebt uns Moses im eilften Kapitel seiner Genesis Nachricht. Sie gieng nach der allgemeinen Sündfluth und während der Erbauung des babylonischen Verwirrungsthurms, aber friedlich vor, weil die Erde noch nicht bevölkert war, und jeder Völkerstamm ungehindert sein Land suchen konnte. Die zweite entsprang im vierten Jahrhundert nach Christi Geburt, und war schrecklich und zerstörend. Sie stürzte den alten baufälligen Römerkoloß mit allen seinen guten und schlechten Künsten nieder, und

---

*) Die deutsche Nation und ihre Schicksale. — Historische Darstellung des europäischen Völkerbundes.

gründete neue Religionen, Staaten und Sitten. Wenn man nun der Ursache beider großen Umwälzungen nachspürt, so war es wohl keine andere, als das allgemeine Sittenverderbniß, oder die allgemeine Karakterlosigkeit, welche die Menschen und Völker ergriffen hatte; daher werden sie auch von den Geschichtschreibern Sündfluthen, Strafen Gottes, Geisseln Gottes genannt. Ich habe ihre Zeichen, Deutungen und Aeusserungen in meinem System des Gleichgewichts und der Gerechtigkeit von Seite 242 bis zu Ende selbst aus den Quellen angegeben.

Es fragt sich nun: Hat die Menschheit über kurz oder lang eine ähnliche Umwälzung zu befürchten? Daß die französische Revolution nicht blos eine französische, sondern eine allgemeine schon wirklich geworden sey, wird wohl Niemand bezweifeln, der sie erlebt und beobachtet hat. Ob aber ihre Grundsätze und Aeusserungen einen ruhigen oder gewaltsamen Gang um die Welt machen werden, ist eine andere Frage. So viel ist gewiß, daß durch sie die alten Religionsbekenntnisse, Gesetze, Verfassungen, Sitten und Gebräuche mächtig erschüttert, ja auf vielen Theilen der Erde sogar vertilgt wurden. Es kömmt jetzt nur noch darauf an, ob das durch sie verbreitete Neue auch den Gemüthern der Menschen, für die es wirksam werden soll, anpasse. Wenn die Mehr-

zahl der lebenden Menschen schon in Gesinnungen und im Herzen darauf vorbereitet ist, so wird das Neue ohne große Erschütterungen und Gewalt seinen Gang durch die Welt nehmen. Wenn aber die neuen Verfassungen und religiös-sittlichen Systeme nur das Papier, nicht aber die Herzen mit Glauben, Hoffnung und Liebe getroffen haben, so müssen sie nothwendig gewaltsame Erschütterungen hervorbringen. Frankreich hat davon den ersten Beweis gegeben; und jetzt sehen wir in der Schweiz, in Spanien, in Südamerika und in Norwegen schon den zweiten, vielleicht in einem andern Lande den dritten; und so werden wir in der alten und neuen Welt noch mehrere sehen. Der gefährlichste wäre wohl der in Deutschland. Die andern Vöker sind durch viele Jahrhunderte an Einheit und Gemeinsinn gewöhnt worden; sie finden also nach ihrem Taumel am Ende wieder einen Vereinigungspunkt. Die Deutschen sind aber seit vielen Jahrhunderten in einer beständigen Trennung und Uneinigkeit erhalten, und diese ihnen gleichsam angebildet und einkatechisirt worden.

So viel ich Thusnelden aus der Geschichte kenne, erscheint sie mir als das unbändigste Weib unter allen andern in Europa. Durch Liebe und Gefälligkeit ist alles von ihr zu erhalten, durch Gewalt und List nichts. Weder die großen Ottone, noch die herrlichen Salier, noch die kräftigen Hohenstaufen

haben sie bändigen können. Karl V. hat an ihr seine Klugheit, Napoleon seine Gewalt umsonst versucht. Oefters hat sie sich lieber eine Zeitlang einem Fremden unterworfen und ganz Europa in Brand gesteckt, als einen durch Gewalt emporgekommenen, mächtigen Oberherrn anerkannt. Die mächtigsten Fürsten der Christenheit sind, als von ihr entsprossen, ihre Söhne und zugleich ihre Liebhaber; sie darf nur rufen, und sogleich kommen sie von allen Seiten mit mächtigen Heeren angezogen, um ihr zu helfen, wenn es auch aus Eigennutz geschieht. Nur in einem gesetzlichen Bunde scheint sie sich zu gefallen; daher haben auch kluge und weise Geistliche, wie Bonifacius, Willigis, Engelbert, Huß, Luther, Berthold und Johann Philipp, oder kühne Ritter, wie Rudolph von Habsburg, Ulrich von Hutten, der alte und neue Hipolythus a lapide mehr auf sie gewirkt, als die mächtigen Kaiser Otto, Karl V, Ferdinand II. und Napoleon. Doch wir kommen zu unserm Thema, auf die Völkerwanderungen zurück. Zuerst muß ich die wahre Geschichte jener großen Umwälzung, welche sich im vierten Jahrhundert ereignete, kurz erzählen, dann meine Anwendungen davon machen.

Nachdem die Römer die Völker der alten Welt unterjocht, ihre Religionen und Verfassungen unter-

graben, und die ganze gebildete Erde zu einem ungeheuern Weltreiche zusammen gezwungen hatten, wollten die Cäsare auch die noch ungebildeten deutschen und nordischen Völker bezwingen. Drusus befestigte daher die Donau und den Rhein mit einer Menge von Kastellen, und verlegte viele Legionen dahin, womit er und seine Nachfolger öftere Einfälle in die deutschen Wälder machten. Man muß gestehen, daß sowohl die Feldzüge des Cäsars, als des Drusus, des Germanicus, des Probus und des Julianus Meisterstücke der Kriegskunst waren. Wenn man die Schlacht, welche Quintilius Varus durch seine Unvorsichtigkeit und Unklugheit gegen den Herrmann verloren hatte, und den Aufruhr des Civilis ausnimmt, so sind sonst die Deutschen fast immer von den Römern geschlagen worden. Selbst die schon damals sich äussernde Uneinigkeit der Erstern machte es den Letztern leicht, ihre einzelnen Haufen aufzureiben.

„Da sie, wie Tacitus sagt, einzeln stritten, „wurden sie zuletzt alle überwunden. Möge doch, sagt er weiter, „dieser wechselseitige Haß gegeneinan„der unter den Deutschen verbleiben, weil wir für „unser Reich von den Göttern weiter nichts zu erbitten „haben, als der Barbaren Uneinigkeit!“ Da also die Römer bis gegen das vierte Jahrhundert nach Christi Geburt fast in allen Schlachten und Feldzügen gegen die Deutschen siegten, so scheint mir nicht

sowohl, wie viele große Geschichtschreiber behaupten wollen, die Feigheit, oder Weichlichkeit, oder der Mangel an Kriegszucht die Ursache des Untergangs des römischen Reichs gewesen zu seyn, als vielmehr die Ungleichheit in den Sitten der streitenden Partheien. Wir wollen dieses näher untersuchen.

Wenn man die Elemente, woraus das römische Reich zusammengesetzt war, mit reinem philosophischen Auge näher betrachtet, so war es nichts anders als eine ungeheure, entweder aus verdorbenen, oder gedrückten, oder karakterlosen, oder leidenden Menschen und Völkern zusammengesetzte Maschine, ohne Nationalgeist, ohne eine geliebte Regierung, ohne eigenthümliche Verfassung. Die griechischen Sophisten und philosophischen Sekten hatten alle Volksreligion hinweggräsonnirt oder hinweggespöttelt; die römischen Heere und Prokonsuln alle eigenthümliche Verfassungen und den Patriotismus der Völker unterdrückt. Nur zwei Dinge erhielten das Ganze noch in Bewegung: das Aufblühen der christlichen Religion und der alte Soldatengeist der Legionen. Wenn man daher zu der Zeit in der Römerwelt noch große Thaten und Gesinnungen finden will, dann muß man sie in den Martyrologien der Christen und bei den nach Deutschland geschickten Legionen aufsuchen. Diese Christen- und Soldatenrömer stunden also an dem Rhein hinter ihren fünfzig Kastellen und dem Pfahl-

graben, und wollten Völker bezwingen, welche keine andere Heimath als Wälder, keine Künste als den rohen Krieg, keine Obrigkeiten als Schiedsrichter, keine Fürsten als tüchtige Klopffechter hatten. Jeder Sieg, den die Römer davon getragen hatten, kostete sie eine Armee, und je weiter sie vordrangen, desto gefährlicher wurde ihr Zug, weil sie nichts als Wälder und abgebrannte Hütten vor sich fanden. Die Deutschen kamen wieder zurück, zogen ihnen zwischen ihren Festungen und geschlossenen Legionen in den Rücken, und verwüsteten hinter ihnen die Provinzen, woher sie ihre Nahrung ziehen mußten. Die Römer hätten von Ungarn her, längs der Donau und dem Rhein hin, eine Legion, eine Festung neben der andern aufstellen müssen, um solche Streifzüge der Deutschen zurückzuhalten. Dazu kam noch, daß in einem Reiche, wo die oberste Gewalt von der Wahl der Soldaten abhängt, nothwendig der bürgerliche Krieg die Stärke gegen aussen schwächen muß. Wie viele Kaiser wurden zu der Zeit von den Legionen am Rhein gemacht, und wie oft haben die Gegenkaiser die Deutschen selbst in das römische Gebiet gerufen! Unter solchen Umständen konnten die nordischen Völker immer neue Einfälle wagen, und fanden bei jedem weniger Widerstand.

Indessen ist es wahrscheinlich, daß die Römer durch die Superiorität ihrer Kriegszucht und ihrer Künste die Deutschen am Ende doch würden besiegt haben,

wenn nicht zwei andere Umstände hinzugetreten wären, welche von den Geschichtschreibern so wenig bemerkt wurden: nämlich die Unzufriedenheit der Provinzialvölker mit der römischen Regierung, und die Zufriedenheit der nordischen Barbaren in diesen schönen Provinzen. Wir müssen hierauf besonders Acht haben, wenn diese fürchterliche Geschichte für uns lehrreich werden soll.

Schon zu der Zeit, wo die römische Republik noch gute Sitten hatte, sagt Mithridat bei dem Justinus: „Ganz Asien erwartet mich als seinen Be„freier, so sehr haben sich die Römer durch die Be„drückungen ihrer Prokonsuln, durch die Erpressungen „ihrer Kriegsbedienten, und die Ungerechtigkeit ihrer „Urtheilssprüche verhaßt gemacht.“ Auf eine ähnliche Weise fordert Civilis die Bataver und Deutschen gegen die Römer zum Aufstande auf: „Man „hat vergessen, sagt er, daß wir Bundsgenossen sind; „als Sklaven behandelt man uns. Wir werden den „Präfekten und Centurionen überliefert, welche, „nachdem sie unser Eigenthum und Blut weggenom„men haben, noch neue Namen und Mittel der Räu„berei ersinnen. Nie war eine glücklichere Zeit gekom„men, das Joch der Römer abzuwerfen. Rom ist „entnervt, der Name der Legionen ein Schattenbild; „in den Winterlagern giebt es alte Männer, aber „keine Soldaten. Die Deutschen sind unsere Stamm-

„verwandte, die Gallier haben mit uns gleiche „Wünsche, und selbst den Römern kann unser Krieg „nicht unangenehm seyn, dessen mißlichen Erfolg sie „auf Vespasians Rechnung bringen können. „Beim Siege ist ohnehin nichts zu verantworten.“

Tacitus giebt von diesem Aufstande die wahre Ursache noch deutlicher an. „Zu der Zeit, sagt er, „mußte sich die junge Mannschaft auf Befehl des „Vitellius zum Soldatenzuge stellen. Der Geiz „und die Wohllüste derer, welche die Aushebung zu „besorgen hatten, machte jenen Befehl sehr drückend. „Bald nahmen sie alte schwache Leute, um sie wieder „für Geld zu entlassen; bald suchten sie schöne Jüng„linge aus, aber zu Wohllüsten, welche die Scham „zu verschweigen gebeut. Der dadurch erweckte Haß „gegen die Römer gab den Häuptern des Aufruhres „Ursache, die Aushebung gänzlich abzuschlagen.“ *)

Aus diesen von Justinus und Tacitus angeführten Stellen und Reden sieht man deutlich, wie viele mißvergnügte oder wenigstens gleichgültige Menschen die nordischen Barbaren bei ihren Einfällen in das römische Reich finden mußten, wovon sich der größte Theil entweder aus Rache, oder aus Gewinn-

*) Siehe umständlicher hievon meine Abhandlung im historischen Archiv. I. Heft.

sucht zu ihnen schlug und ihre Haufen vermehrte. Bei dem Aufstande des Civilis haben nicht nur die Bataver, die Trierer und Gallier seine Parthei ergriffen, sondern, wie Tacitus ausdrücklich sagt, ganze römische Legionen sind zu den Deutschen übergegangen.

Die Geschichtschreiber dieser großen Völkerwanderung nennen zwar den Norden eine vaginam gentium, einen Völkerbehälter, weil ihnen die dorther kommenden Schwärme mit Weibern, Kindern und allen den Mißvergnügten, welche sich zu ihnen gerottet hatten, ungeheuer vorkamen; allein wenn man bedenkt, daß, nach Tacitus und den alten Erdbeschreibern, Deutschland und die nördlichen Länder noch mit Wüsten und großen Wäldern bedeckt waren, so konnte die Bevölkerung dieser Gegenden doch nicht beträchtlich gewesen seyn. Diese Barbarenschwärme fielen also nicht als gebildete Heere, sondern als gänzlich auswandernde Völkerstämme in die römischen Provinzen ein; und da sich nun alles, was in diesen Provinzen unruhig, mißvergnügt, verarmt oder verdorben war, zu ihnen schlug, so konnten ihnen die römischen Festungen und Legionen nicht mehr widerstehen, welche, wie alle ordentliche Kriegshaufen, nur auf gewissen Punkten, oder in gewissen Abtheilungen zu schlagen gewöhnt waren. Der Kaiser Julianus mußte mit seinen Legionen einen Umweg über Vienne und Rheims nehmen, um nur denselben beikommen

zu können. Daher schreibt er auch: „Die Zahl der „Ortschaften, welche von den Barbaren zerstört wur„den, beläuft sich auf fünf und vierzig, ohne die „Festungen und Kastelle dazu zu rechnen. Die Län„der, welche sie diesseits des Rheins inne haben, er„strecken sich von dessen Quelle bis zum Ozean. Sie „sind bis über drei hundert Stadien über den Fluß „vorgedrungen; aber die Gegenden, welche sie ver„wüstet und durchstreift haben, sind noch dreimal so „groß, als jene, welche sie einnahmen, und nicht „einmal mehr zur Viehweide tauglich."

Zu dem kam noch, daß diese nordischen Völker in den eroberten Provinzen des reichen und schönen Südens ganz neue Gegenstände des Wohllebens fanden, welche sie zuvor in ihren Wüsten und Wäldern gar nicht gekannt hatten: gute Speisen und berauschende Getränke, bequeme Wohnungen und niedliche Kleidungsstücke; sie, die an keine feste Heimath gewöhnt waren, vertauschten also gerne ihr rauhes Mutterland gegen die blühenden Gärten Italiens, Griechenlands, Spaniens und Galliens, und faßten den Entschluß, sich da niederzulassen.

Diesen ersten Völkerschwärmen folgten bald andere, und noch verwüstender, nach; und die Wanderung erstreckte sich von Europa nach Asien. Nachdem die deutschen Völker, die Franken, die Gothen und

die Schwaben, den Anfang gemacht hatten, kamen die asiatischen, die Alanen, die Heruler, die Slaven, und die Hunnen; und diese stritten nun selbst mit jenen um den Besitz der Provinzen. Ein so schrecklicher und alles zerstörender Kampf, nicht von Armeen, sondern von ganzen Völkerschaften, mußte die Verfassungen und Künste der alten Welt zertrümmern, um eine neue hervorzubringen. Also nicht die Weichlichkeit, oder der Mangel an Kriegszucht der römischen Legionen, wie viele Geschichtschreiber behaupten, brachte den Umsturz des römischen Reichs hervor, sondern das Mißvergnügen und die Karakterlosigkeit seiner Unterthanen und die durch ihre Herrschsucht hervorgebrachte Auswanderungsliebe der nordischen Völker.

Der in vielen Stücken so richtig urtheilende General Lhoid sagt an irgend einem Orte: „daß, „wenn ein Volk, wie die Tartaren, den Krieg blos „mit Kavallerie oder schwärmenden Haufen führen „würde, ihm keine Festung, oder eine nach unserer „Art gebildete Armee in seinen Einfällen widerstehen „könne.“ Hier haben wir also in wenig Worten das Geheimniß der großen Völkerwanderung. Die nordischen Schwärme drangen nämlich durch die Lücken zwischen den Festungen und geschlossenen Legionen durch; zu ihnen schlug sich alles in den römischen Provinzen, was mißvergnügt, verarmt, ausgesaugt war

(also die bei weitem größere Anzahl des Volks); dadurch vermehrten sich überall ihre Haufen; die Reichen, die Beamten, die an Bequemlichkeit gewöhnten Bewohner, mußten weichen. Keine Festungen und Garnisonen waren im Innern der Provinzen; und wer wollte nun noch ferner solchen Menschen widerstehen, die, an beständige Kriege gewöhnt, nichts zu verlieren, aber alles zu gewinnen hatten? Rohe, noch durch keine Weichlichkeit entnervte Völker, welche die Alten Barbaren nannten, und durch Revolutionen verwilderte Menschen, welche die neuern Geschichtschreiber Sansculotten nennen, haben in der Weltgeschichte immer die größten Veränderungen hervorgebracht.

Solche alles verwüstende Völkerwanderungen erscheinen, wie ich in meinem System des Gleichgewichts sagte, nur dann, wenn Gott die Menschheit für ihre Laster züchtigen will. Ich habe daher ihre Zeichen darum hier aus der Geschichte angegeben, um Schriftsteller und Volkslehrer vor dem elenden Herostratenruhm zu warnen.

Somit glaube ich meinen Beruf als Geschichtslehrer und Geschichtsforscher erfüllt zu haben. Ich habe in dem ersten Theile dieses historischen Testamentes alle die Materialien gesammelt und angegeben, welche ich zum gründlichen Studium der Geschichte nöthig hielt. In meinem System des Gleichgewichts

und der Gerechtigkeit habe ich die Geschichte als eine Theodicée oder vielmehr als eine Offenbarung der göttlichen Gerechtigkeit durch Natur- und Weltbegebenheiten dargestellt. In dem zweiten und dritten Theile dieses historischen Testamentes habe ich aus der ganzen Weltgeschichte für jeden Stand und jede Klasse der Menschen das, entweder als zu befolgendes oder als warnendes Beispiel, ausgehoben, was ich ihnen entweder nützlich oder schädlich glaubte. Da nun manche wackere Geschichtsforscher oder politische Schriftsteller meine bisher erschienenen Werke entweder durch Anführung ganzer Stellen, oder auch ohne mich zu nennen, benutzt haben, und ich die darin aufgestellten Grundsätze j wieder von Fürsten und Völkern bewährt befunden und ausgeführt sehe, so glaubte ich mit diesem historischen Testamente auch künftigen Geschichtsliebhabern und Staatsleuten kein unnützes Werk zu hinterlassen. Wenn man unserm Goethe mit Recht das Verdienst lassen muß, daß er den germanischen Geist in Poesie und Kunst wieder geweckt habe, so wird man mir eingestehen müssen, daß ich jenen großen Geist der europäisch-christlichen Republik oder des germanisch-europäischen Völkerbundes dargestellt habe, welchen man anfänglich so sehr verkannte, aber jetzt durch Schriften, Waffen und bei Friedenskongressen wieder aus dem Grabe zu beschwören sucht. Mögen aber auch meine historischen

Arbeiten und Bestrebungen nicht die Wirkung gehabt haben, welche ich wünschte, so bleibt mir immer noch die Uiberzeugung, sie zu rechter Zeit und in guter Absicht bekannt gemacht zu haben.

Sic vos non vobis —

Erklärung der Tafeln.

TAB. I.

Fig. I. a. Der Feind; *b.* feindliche Detaschements, um die Pässe zu besetzen, wo ich eindringen kann; *c.* meine Armee vor drei engen Pässen; *d.* einzelne Detaschements, welche die Anhöhen der engen Pässe besetzen, wo ich eindringen will; *e.* mein Zug durch die engen Pässe; *f.* meine ersten Treffen, meistens aus Infanterie; *g.* Zertheilung meiner Treffen längst des Flusses, um dem Feinde meinen Uibergang zu verbergen; *h.* meine Brücke; *i.* Kanonen, um den Uibergang zu decken; *k.* meine Avantgarde von Grenadiren, welche zuerst übersetzen; *l.* Verschanzungen, welche ich an der Tete meiner Brücke aufwerfen lasse; *m.* meine Stellung jenseits des

Flusses; *n.* die Kavallerie im zweiten Treffen; *o.* eine feindliche Festung, welche ich *p.* mit einem Theile meiner Truppen blokirt halte, indessen ich *q.* auf die zwei andern Festungen *r.* vorzurücken scheine; *s.* ein Theil meiner Truppen, womit ich den Feind im Auge halte; *t.* ein anderer Theil meiner Truppen, wodurch ich ihm auf die Flanke und in den Rücken operire.

Fig. M. a. Der Feind; *b.* meine Armee im Zurückzuge; *c.* Kavallerie, durch deren *d.* Oeffnungen meine Infanterie defilirt; *e.* eine Batterie, welche meinen Rückzug deckt; *f.* meine zweite Stellung zwischen einer steilen Anhöhe und einem Sumpfe; *g.* zweites Treffen, durch dessen Oeffnungen *h.* mein erstes defilirt; *i.* Verschanzungen, welche ich an dem Orte, wo ich über den Fluß setzen will, aufwerfen lasse; *k.* Grenadiere, welche beim Uibergang die Arriergarde ausmachen; *l.* meine Brücke; *m.* Kanonen, welche meinen Uibergang decken; *n.* meine dritte Stellung; *o.* Grenadiere und Dragoner, welche bei meinem Rückzuge durch die engen Päße die Arriergarde ausmachen, und *p.* durch deren Oeffnungen meine Kolonnen defiliren; *q.* Detaschements, welche die Anhöhen der Päße besetzen, und den verfolgenden Feind in die Flanke nehmen; *r.* mein völliger Rückzug.

Tab. II.

Fig. A. a. Der Feind; *b.* meine Armee; *c.* mein Zug gegen ihn; *d.* ein Trupp meines Treffens, welcher Mine macht, den rechten feindlichen Flügel anzugreifen; *e.* mein Zug auf des Feindes linken Flügel; *f.* Dragoner, um dem Feinde in Rücken, oder, wenn er sich stellt, in die Flanke zu kommen.

Fig. B. a. Der Feind; *b.* sein Marsch auf meinem rechten Flügel; *c.* indessen er mir auf die linke Flanke und in Rücken will; *d.* meine erste Stellung; *e.* mein Zug hinter einem Grunde, wodurch ich *g.* dem Feinde auf die Flanke komme.

Fig. C. a. Der Feind; *b.* mein Angriff auf vier Seiten; *c.* Linie, auf der meine Angriffe sich vereinigen müssen.

Fig. D. a. b. c. d. Der feindliche Angriff auf vier Seiten; *e.* mein rechter Flügel, welcher gegen *a. b.* stehen bleibt; *f.* mein linker Flügel, welcher das Korps *d.* zu schlagen sucht.

Fig. E. a. Der Feind; *b.* meine erste Stellung; *c.* mein Marsch in zwei Korps, wovon eins *d.* dem Feinde in Rücken geht, indessen *e.* das andere ihn

von vorne angreift; *f.* Linie, wo beide Korps zusammentreffen müssen.

Fig. F. a. Der Feind, *b. c.* welcher mich von vorne und von hinten angreifen will; *d.* mein erstes Treffen, welches gegen *c.* stehen bleibt; *e.* mein zweites Treffen, welches sich gegen *b.* schwenkt, und den feindlichen Angriff hindert; *f.* Dragoner, welche den Feind in der Flanke fassen.

Fig. G. a. Der feindliche rechte Flügel; *b.* dessen linker, *c.* wodurch ein Winkel im Treffen entsteht; *d.* mein erster Angriff auf des Feindes rechten Flügel; *e.* ein verstellter Rückzug meines ersten Treffens; *f.* ein ernster zweiter Angriff gegen den verfolgenden Feind, *g.* wodurch er in die Flanke genommen, und bei *c.* getrennt wird.

Fig. H. a. Mein rechter Flügel, an ein Dorf angestützt; *b* meine Mitte, welche aus Kavallerie besteht; *c.* mein linker Flügel; *d.* des Feindes erster Angriff; *e.* sein verstellter Rückzug; *f.* mein Hinterhalt, *g.* welcher dem Feinde auf die Flanke kömmt.

Fig. I. a. Des Feindes Infanterie auf den Flügeln; *b.* seine Kavallerie in der Mitte; *c.* mein Angriff

auf dessen Mitte, *d.* unterstützt von Kavallerie und *e.* Artillerie; *f.* meine übrigen Truppen, um des Feindes Flügel zu beschäftigen.

Fig. K. a. Der Feind; *b.* Infanterie auf meinen Flügeln; *c.* Kavallerie, welche durch Batterien und das Terrein gedeckt ist, in der Mitte.

Fig. L. a. Des Feindes linker Flügel, welcher durch's Terrein gedeckt ist; *b.* dessen rechter Flügel, welchen ich *c.* en echellon angreife.

Fig. M. a. Mein linker Flügel, welcher durch eine Anhöhe und einen Berg gedeckt ist; *b.* mein rechter, welcher hinter einem Sumpfe steht; *c.* der Feind; *d.* dessen Angriff auf meinen linken Flügel; *e.* mein Hinterhalt, welcher *f.* dem Feinde in die Flanke kömmt.

Fig. N. a. Das feindliche Geschütz; *b.* der Ort, wo es im Handgemenge Feind und Freund trifft.

Fig. O. a. Des Feindes rechter Flügel; *b.* Hügel, worauf ich mein Geschütz auffahren lasse, um ihn anzugreifen.

Fig. P. a. Des Feindes rechter Flügel, welcher verschanzt ist; *b.* dessen linker Flügel, welcher an einen seichten Fluß angestützt ist; *c.* meine erste Stellung; *d.* mein Marsch gegen des Feindes Fronte; *e.* ein Theil meines rechten Flügels, welcher über dem Flusse dem Feinde auf die Flanke und den Rücken geht.

Fig. Q. a. b. Der Feind in seinen Verschanzungen; *c.* mein erstes Treffen, und *d.* mein zweites Treffen, welche aus Infanterie bestehen; *e.* meine Kavallerie als Reserve.

Verbesserungen.

Erster Theil.

Seite 4 Zeile 11 von unten statt dienten lies diente.
— 5 — 5 — — st. machten l. machte.
— 5 — 7 — — st. Fredegnes l. Fredegars.
— 11 — 9 von oben st. eilt l. hängt.
— 28 — 5 — — st. dir l. die.
— 36 — 6 — — st. Schryers l. Schnyers.
— 44 — 7 von unten st. Sturz l. Skurz.
— 184 — 9 — — st. Guerchina l. Guerchino.
— 186 — 11 von oben st. Socius l. Socinus.
— 188 — 3 von unten st. IV. l. VI.
— 214 — 4 — — st. Algarwe l. Algarnon.

Zweiter Theil.

Seite 46 Zeile 14 von oben statt anfahrend l. auffahrend.
— 170 — 10 — — st. womit l. worauf.
— 190 — 7 von unten st. XIV. l. XIII.
— 212 — 6 — — st. Bedeutungen l. Bedrückungen.
— 218 — 11 von oben st. fortgesetzten l. fortgesetzter.
— 222 — 7 von unten st. großen l. Grafen.
— 233 — 14 — — st. jener l. jenes.
— 248 — 12 — — st. Stadtkutschen l. Stadtklatschen.

Dritter Theil.

Seite 22 vorletzte Zeile statt noch wenig l. wichtigen.
— 26 Zeile 9 von oben st. über l. eben.
— 128 — 4 von oben st. den l. die.
— 172 — 6 — — st. Gorgius l. Gorgias.
— 193 — 8 von unten st. einmal l. niemal.
— 206 — 7 von oben st. Städte l. Stände.
— 210 letzte Zeile st. welche l. welches.
— 222 Zeile 6 von unten st. Trinäus l. Timäus.
— 254 — 2 — — st. Engelhard l. Engelbrecht.
— 255 — 3 von oben st. Montefulmino l. Montepulciano.
— 276 — 9 von unten st. just l. jetzt.
— 283 — 12 von oben st. aller l. alter.

Inhaltsverzeichniß.

Erster Theil.

Seite.

Das Musäum der Naturgeschichte . . . 9
Das Musäum der französischen Alterthümer . 15
Das Louvre 31
Das Musäum Napoleon 32
Das Theater 59
Das Conservatoire de Musique . . . 64
Die Nationalbibliothek 66
I. Die ältesten Urkunden des Menschengeschlechtes und der Wissenschaften 66
II. Die griechischen Schriftsteller . . . 76
III. Die lateinischen Schriftsteller . . . 106
IV. Die Schriftsteller des Mittelalters . . 114
V. Die neuern Schriftsteller 116
A. Italienische Schriftsteller . . . 117
B. Spanische und portugiesische Schriftsteller 125
C. Französische Schriftsteller . . . 127
D. Englische Schriftsteller 136
E. Deutsche Schriftsteller 141

	Seite.
Das Nationalinstitut	148
Das Champ de Mars	149
Das Hôtel des Invalides	150
Das Palais du Sénat conservateur . . .	151
Das Observatorium	152
Das Pantheon	153
I. Die ältesten Urkunden des Menschengeschlechtes	158
II. Die Patriarchenzeiten	161
III. Die erste Staatengründung . . .	162
IV. Die erste Kolonienstiftung	165
V. Die Heldenzeiten	167
VI. Verfall der orientalischen Völker . .	167
VII. Die großen Reiche im Orient . . .	168
VIII. Die Gesetzgebungen der orientalischen Völker	170
IX. Die Künste und Wissenschaften . . .	171
X. Die Kriege um die Freiheit	172
XI. Die Sofisten	173
XII. Die Bürger- und Unterdrückungskriege .	174
XIII. Die Cäsaren	175
XIV. Die christliche Religion	176
XV. Die zweite Völkerwanderung und das Reich Karls des Großen	177
XVI. Mahomed und die Araber	179
XVII. Das Lehensystem und die Macht der Päpste	179
XVIII. Die Reiche der Mongolen und Türken im Orient	181
XIX. Der Hanseebund	182
XX. Die neuen Gesetzgebungen	183
XXI. Das Wiederaufblühen der Künste und Wissenschaften	183
XXII. Die Entdeckungen einer neuen Welt .	185

Seite.

XXIII. Die Kirchenreformation 185

XXIV. Die Kriege für Religion und das politische Gleichgewicht 186

XXV. Das Uibergewicht der Bourbonen und schwedischen Könige 188

XXVI. Das Jahrhundert Ludwigs XIV. . . 189

XXVII. Das Uibergewicht des Geldes und der siebenjährige Krieg 191

XXVIII. Die französische Revolution . . 202

Epochen für die Chronologie der Weltgeschichte . 211

Zweiter Theil.

Der Patriarch oder Hauswirth.

Einleitung 13

Von der Familie 13

Von der Gesundheit 14

Von dem Nährgewerbe 17

Von der Ehe 20

Von den Kindern 51

Von den Hausfreunden 53

Von dem Hausgesinde 57

Von den häuslichen Vergnügen 58

Von den bürgerlichen Verhältnissen einer Familie, oder von der Vaterlandsliebe 69

Von dem Alter und Tode 79

Der Bauer oder Landwirth 84

Der Handwerker 89

Der Künstler 90

Der bildende Künstler 93

Der Schauspieler 120

Seite.
Der Tonkünstler 124
Der Handelsmann 143
Der Staatswirth 153

Der Fürst oder Staatsminister.

Einleitung 175
Von der Erwerbung der fürstlichen oder Staatsgewalt 176
Von dem Karakter und den Eigenschaften eines Fürsten 194
Von den Nationalkräften und der öffentlichen Erziehung 203
Von der Finanzverwaltung 219
Von der Polizei= und Justizverwaltung . . 237
Von den auswärtigen Geschäften . . . 244
Von dem diplomatischen= oder Federkriege . . 253

Dritter Theil.

Der Feldherr oder Herzog.

Einleitung 3
Von der Einrichtung der Armeen 5
Von der Bildung der Armeen 15
Von dem Fußvolk 15
Von der Reiterei 18
Von der Artillerie und dem Genie . . 20
Von den leichten Truppen 23
Von den Hauptbewegungen eines Heerhaufens . 23
Von den Operationen einer Armee 28
Von dem Gebirgskriege 31
Vom Uibergang über Flüsse 32

Seite.
Von Belagerungen und Einnahmen der Festungen 34
Von der Vertheidigung der Gebirge ꝛc. . . 39
Von der Vertheidigung der Flüsse . . . 42
Von der Vertheidigung der Festungen und festen Lager 44
Von den Operationslinien 45
Von den Schlachten 59
Von den Winterquartieren 85
Vom Seekrieg 88
Von dem Kriegsschauplatze 110

Der Gottes- und Weltweise.

Einleitung 159
Der Gelehrte 160
Der Dichter 161
Beispiele aus der Dichtkunst, Malerei und Musik 164
Der Philosoph 170
Der Gesetzgeber 173
Der Religionslehrer 218
Von der Religion überhaupt 220
Von der natürlichen- oder Vernunft-Religion . 222
Von der positiven oder geoffenbarten Religion . 226
In wie weit kann die Religion dem Staate dienen? 235
Von den Zeitpunkten, worin eine Religion geoffenbart wird 242
Warum die Religion nur durch Glauben befördert werde 245
Von den Mysterien 246
Von den Religionsstiftern 248
Von den Eigenschaften eines Religionsstifters . 249
Von einem vollkommnen Religionslehrer . . 259

Seite.
Von der Kirche und Hierarchie 266
Von der Reformation einer Religion oder Kirche 273
Von der Erhaltung oder Erneuerung eines alten Religions- oder Kirchensystems . . . 278
Von den Prophezeiungen und von der Zukunft . 282
Von den Völkerwanderungen 285

Mainz,
gedruckt bei J. Wirth, Betzelsgasse Lit. C. No. 128.

eite.
266
276
278
282
285

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Vogt, Nicolaus,

Niklas Vogt's historisches Testament

Bd.: 3

Mainz (1815)

H.misc. 313 o-1/3
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10739472-8